Gott lenkt.

Roman

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

W. L. Wesché.

Sechster Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Gott lenkt.

Sechster Band.

I.

Ein seine Beute belauernder Löwe.

Es war halb ein Uhr Nachts, als Samuel Gelb von seinem Mittagessen in Maisons in seine Höhle von Menilmontant zurückkehrte.

Er schellte zwei bis drei Male, ohne daß sein Bedienter ihm aufzumachen kam.

—Heda! Marcell! rief er, indem er das Läuten der Schelle mit seiner Stimme unterstützte.

Der kleine Diener kam endlich. Er hatte eine Blendlaterne in der Hand, deren Licht er auf das Gesicht seines Herrn fallen ließ.

—Ich bin es, sagte Samuel. Vorwärts, geschwind.

—Ich habe geglaubt, fuhr Samuel fort, indem er durch den Garten ging, daß Du mich unter freiem Himmel schlafen lassen wolltest. Glückliches Alter, fügte er spöttisch hinzu, in welchem man keine Gewissensbisse hat,

die uns verhindern wie ein Klotz zu schlafen! Aber wisse, daß dieser bleierne Schlaf den unschuldigen Kindern eher erlaubt ist, als den Bedienten. Bist Du bald fertig, Dich zu ermuntern?

Vergebens sperrte der Knabe die Augen auf, seine Augenlider sanken plötzlich wieder zurück, und er wankte, bereit, wie schlaftrunken zu Boden zu sinken. Aber die Kühle der Nacht besiegte allmählig seine Schlafsucht.

Sie traten in das Haus.

—Schließ die Thür zu, sagte Samuel. Und jetzt komm in mein Zimmer, ich habe mit Dir zu sprechen.

Sie gingen hinauf, und Samuel zündete eine Kerze an.

—Ist Niemand gekommen, um mich zu besuchen?

—O! doch, mein Herr, sagte Marcell, es ist ein Herr gekommen.

—Wer?

—Der Herr Graf von Eberbach.

Samuel zeigte nicht das geringste Erstaunen.

Obwohl er Julius um drei Uhr besorgt über Friedricken verlassen hatte, und er sich sagen mußte, daß dieser Besuch, sobald nachdem ihn Julius gesehen hatte, Bezug auf diese Besorgniß haben müßte, schien er sich doch nicht im Mindesten darum zu bekümmern.

—Der Graf hat nichts für mich gesagt? fragte er gleichgültig.

—Nein, mein Herr. Ich habe ihm gesagt, daß Sie außerhalb zu Mittag äßen, und daß Sie nicht früh nach Haus kommen würden. Er hat ein verdrießliches Gesicht

darüber gemacht Sie nicht zu finden, und dann ist er wieder in seinen Wagen gestiegen.

—Es ist nur der Graf gekommen?

—Ja, mein Herr.

—Es ist gut. Jetzt höre, und sperre Deine Ohren weit auf. Ich will Dir meine Verhaltungsvorschriften für morgen geben, und merke Dir wohl, daß, wenn Du Dich um eine einzige Geberde oder um eine einzige Sylbe in dem irrst, was Du thun und sagen mußt, ich Dich fortjage. Wenn Du dagegen meine Befehle pünktlich und geschickt ausführst, so gibt es Hundert Franken für Dich.

—Hundert Franken! rief Marcell gänzlich erwacht aus.

—Hundert Franken, die Du morgen Abend erhalten wirst.

Nun erklärte Samuel dem kleinen Bedienten das, was er zu thun hätte.

Die Erklärung hielt in den Kopf Marcells einen triumphmäßigen Einzug unter der Begleitung eines lustigen Geläuts von Fünffrankenthalern.

—Sein Sie unbesorgt, mein Herr, ich verspreche Ihnen, daß Sie gut bedient sein werden. Die Hundert Franken bürgen Ihnen für mich. Ich werde so viel lügen als Sie wollen.

—Geh jetzt zu Bett.

Marcell ging in seine Dachkammer hinauf, und Samuel legte sich ruhig schlafen.

Er schlief bis Tagesanbruch.

Aber sobald der erste Strahl der Sonne in sein Zim-

mer drang, schlug er die Augen auf, sprang aus seinem Bette und kleidete sich an.

Er öffnete ein wenig seinen Fensterladen so, um in den Garten zu sehen ohne gesehen zu werden. Er erblickte Marcell, der, bereits aufgestanden, wartete.

— Pst! machte er.

Marcell erhob den Kopf.

— Du erinnerst Dich genau an Alles? fragte Samuel.

— O! ja, rief der kleine Bediente aus.

— Es ist gut.

Samuel machte den Laden wieder zu. Hierauf trat er in sein Arbeitszimmer, und nahm aus ihm Bücher, ein Schreibzeug und Federn.

So ausgerüstet ging er in eine der Dachkammern hinauf, in welche er sich einschloß und einriegelte.

Die Dachkammer hatte eine schmale Oeffnung, durch welche das Auge auf den Garten und auf die Straße fiel. Durch diese unmerkliche Lucke konnte Samuel wie ein unsichtbarer Zeuge dem Treiben Jedes beiwohnen, der zum Besuche zu ihm kommen würde.

Er begann zu lesen und zu schreiben, indem er Noten machte. Aber augenscheinlich war das nur eine Zerstreuung für ihn, eine Art und Weise, die Zeit und die Langeweile des Wartens zu tödten.

Was erwartete er? Jemand, der ihn gesehen hätte, wie er sich bemühte aufmerksam auf das Buch zu sein, welches er las, und wie er sich zuweilen plötzlich unterbrach, um einen finsteren und begierigen Blick auf die Straße zu

werfen, Jemand, der ihn kannte und ihn da wie in seine Höhle gekauert, gesehen hätte, hätte unwillkürlich an ein reißendes, seine Beute belauerndes Thier gedacht.

Die Stunden verflossen und nichts ereignete sich. Die Ungeduld fing an, in Pausen die Marmormuskeln Samuels zu bewegen.

Dieser schreckliche Spieler, der so viele Male sein Leben oder das Anderer auf die Karte seines Ehrgeizes oder seines Stolzes gewagt hatte, spielte zuverlässig in diesem Augenblicke eine jener Unglück bringenden und furchtbaren Parthien, in denen sein Verstand das Schicksal zu betrügen suchte.

Aber was seine Bangigkeit verdoppelte, was ihm eine Gemüthsbewegung verlieh, die er bis dahin niemals empfunden hatte, was das Blut in seinen Adern und den Blick in seinen Augen entflammte, ist, daß er, der thätige Mann, wie es nur einen gab, zum ersten Male in seinem Leben auf eine passive Rolle beschränkt war; ist, daß er nur die Arme über einander zu schlagen hatte; ist, daß dieser unermüdliche und eifrige Jäger, der daran gewöhnt war, das Wild durch Dornen und durch Schluchten zu verfolgen, dieses Mal genöthigt war, da regungslos, in seinem Loche wie die Spinne zu bleiben, bis daß die Fliegen kämen, sich in seinem Gewebe zu fangen.

Uebrigens, obgleich er allein war und Niemand ihn sehen konnte, so verriethen sich seine Ungeduld und seine unendliche Bangigkeit doch nur durch ein merkliches Zusammenziehen der Lippen und der Augenbrauen.

Und dann begann er wieder zu lesen und zu schreiben.

So dauerte es bis Mittag.

Plötzlich erbebte er, wie von einer electrischen Erschütterung getroffen.

Man hatte an der Gartenthür geschellt.

Samuel blickte durch die Lucke.

Es hielt ein Wagen vor der Thür, aus welchem Lothario ausgestiegen war.

Marcell ging, aufzumachen.

Samuel spitzte sein Ohr, aber er konnte nichts hören.

Er sah nur, daß Lothario eine Geberde der Verzweiflung machte, und daß er sehr in den Bedienten zu dringen schien.

Dann, nach Verlauf einiger Augenblicke, traten Lothario und der Bediente in den Garten und gingen auf das Haus zu.

Samuel fürchtete einen Augenblick lang.

— Ah! führt ihn der Einfältige etwa zu mir? sagte er.

Er sah nach, ob seine Thür gehörig verschlossen wäre, und stellte sich so, um nicht durch das Schlüsselloch gesehen werden zu können. Nun rührte er sich nicht mehr, und machte nicht das geringste Geräusch.

Niemand kam die Treppe herauf.

Fünf Minuten nachher hörte er in dem Garten die Stimme Lotharios.

Marcell begleitete den Neffen des Grafen von Eberbach zurück, der wieder in seinen Wagen stieg und sich entfernte.

— Alles geht gut, dachte er; Lothario war ganz bleich.

Fast im selben Augenblicke klopfte man an die Thür der Dachkammer.

— Ich bin es, sagte die Stimme Marcells.

Samuel zog den Riegel auf.

— Nun denn? sagte er.

— Herr Lothario ist so eben gekommen.

— Was hat er Dir gesagt?

— Er wollte Sie sehen. Er war ganz verwirrt. Er hätte durchaus nöthig, Sie zu sprechen, wie er sagte. Nun habe ich, wie Sie es mir befohlen haben, ihm gesagt, daß Sie so eben ausgegangen wären. Er hat mich gefragt, ob Sie gesagt hätten, wo Sie hingingen. Nun habe ich ihm geantwortet, daß Sie es nicht gesagt hätten. Er war darüber sehr verdrießlich. Aber ich habe zu ihm gesagt, daß ich nichts dabei zu thun vermöchte. Wahrlich, er war so betrübt, daß es mir Lust gemacht hat zu lachen.

— Was ist das für ein Papier? fragte Samuel, indem er einen Brief in Marcells Hand erblickte.

— Da er Sie nicht fand, so hat er Dinte und Papier von mir verlangt, um Ihnen zu schreiben.

— So gieb doch geschwind!

Er riß den Brief aus der Hand des Bedienten.

— Geh wieder auf Deinen Posten hinab, sagte er, und fahre fort, wie Du angefangen hast. Du hast schon fünfzig Franken verdient.

— O! mein Herr.

Marcell entfernte sich. Samuel verschloß seine Thür wieder und erbrach das Billet.

Er las:

„Mein Herr und sehr lieber Freund!

„Ich kam, um Sie um Rath und Schutz zu bitten. Es stößt mir ein großes Unglück zu. Sie allein können uns Alle retten. Es besteht zwischen meinem Onkel und mir, ich weiß nicht welches schreckliche Mißverständniß. Ich weiß nicht, was man ihm gegen mich gesagt hat; aber ich weiß, daß ich nichts gegen ihn gethan habe. Und dennoch, wenn Sie wüßten! öffentlich, ja, in Gegenwart des Gesandten von Preußen hat mich der Graf von Eberbach dermaßen beleidigt, daß ich, wenn mir keine Ehrenerklärung gegeben wird, mich nur noch zu schlagen oder mir das Leben zu nehmen habe . . ."

Hier konnte sich Samuel nicht enthalten zu lächeln.

Er begann wieder:

„Es ist unmöglich, daß ich unter der Last einer solchen Beschimpfung bleibe. Sehen Sie, ich kann Ihnen Alles sagen; der Graf von Eberbach hat mir seinen Handschuh in das Gesicht geworfen, und ich wiederhole Ihnen, daß der Gesandte von Preußen gegenwärtig war! Sie sehen. Unglücklicher Weise ist der Graf von Eberbach mein Onkel. Ein gemeinsamer Freund müßte sich in's Mittel legen. Der Gesandte von Preußen, der Zeuge der Beleidigung, kann sich wegen seines officiellen Charakters nicht in diese Familienangelegenheiten mischen. Und dann haben Sie bei weitem mehr Gewalt über den Grafen von Eberbach, als er. Sie haben mir bereits so viele Beweise von Freundschaft gegeben, daß ich Sie noch um diesen letzten bitte. Ich verliere den Kopf.

„An wen mich wenden, wenn Sie nicht zur rechten Zeit nach Haus kommen? Nach Enghien gehen und Friedricke benachrichtigen? Aber das sind Angelegenheiten, die sich nicht durch die Frauen vermitteln lassen. Sie sehen wohl, daß ich nur Sie habe. Sie werden meinen Onkel sprechen, Sie werden erfahren, was er hat, und Sie werden keine Mühe haben, Licht in der Finsterniß entstehen zu lassen, in der wir uns befinden. Ich vermag Nichts, und ich weiß Nichts. Als ganze Aufklärung hat mir der Graf von Eberbach eine Herausforderung und die Andeutung eines Rendezvous gesandt; zwei Hundert Schritte weit von der Brücke von Saint-Denis. Ich begreife nichts davon. Es ist um wahnsinnig vor Scham und vor Schmerz zu werden.

„Wenn Sie nach Haus kommen, so beschwöre ich Sie, herbei zu eilen. Wo nicht, so habe ich keine Wahl mehr als zwischen dem Zweikampfe und dem Selbstmorde.

„Lothario."

Samuel rieb sich die Hände.

— Den Selbstmord! sagte er. Ei, diese Lösung war mir nicht eingefallen. Aber das wäre nicht die zu schlechteste.

Er begann wieder sein Buch zu lesen.

Es war drei Viertelstunden her, daß Lothario gekommen und wieder gegangen war, als die Schelle sich von Neuem in Bewegung setzte.

Samuels Blick senkte sich wieder an die Lucke.

Dieses Mal war es ein Bedienter. Samuel Gelb er-

kannte die Livrée des Grafen von Eberbach. Marcell ging, um aufzumachen. Samuel versuchte nochmals die Stimmen zu hören, aber immer vergebens.

Aber er hatte weniger lange zu warten. Er sah fast sogleich Julius Bedienten Marcell einen Brief geben und sich wieder entfernen.

Marcell verschloß die Thür wieder, und in einigen Sekunden war er an der Dachkammer.

Er nannte sich, Samuel machte auf.

— Es war ein Bedienter des Grafen von Eberbach, sagte Marcell. Er hatte den Befehl, Ihnen diesen Brief eigenhändig zu übergeben. Aber da ich ihm gesagt habe, daß Sie so eben ausgegangen wären, so hat er ihn zurückgelassen und ist wieder gegangen.

— Gib, sagte Samuel.

Marcell entfernte sich nochmals, und, nachdem er sich wieder eingeschlossen hatte, fuhr Samuel vorsichtig mit der Klinge eines Federmessers unter das Siegel von Julius Briefe, wobei er Sorge trug das Siegellack unversehrt zu lassen. Hierauf öffnete er den Umschlag und nahm den Brief.

Dieser Brief erinnerte mit heftiger und unterdrückter Empörung an die Thatsachen.

„Samuel wußte, daß Julius am vorigen Tage Friedricken erwartet und sich darüber beunruhigt hatte, sie nicht kommen zu sehen. Sie hatte einen vortrefflichen Grund, um nicht zu kommen; sie war entführt!

„Wer entführte sie? Das konnte augenscheinlich nur Lothario sein. Sie entzogen sich auf diese Weise dem

Zwange, der ihre Leidenschaft hinderte. Julius war überzeugt, daß es Lothario wäre. Er hatte ein Billet ohne Adresse aufgefangen, in welchem Friedricke einem Freunde sagte, der nur Lothario sein konnte, so schnell als möglich nach dem verabredeten Zusammenkunftsorte zu kommen.

„Noch mehr, diese Flucht Friedrickens traf mit der Abreise Lotharios zusammen, welcher gestern gleichfalls unter dem Vorwande verschwunden war, deutsche Auswanderer in Havre einzuschiffen. Er war wohl am Morgen zurückgekehrt, nachdem er Friedricken in irgend einem geheimnißvollen Dorfe untergebracht hatte; aber er war nur zurückgekehrt, um am selben Tage wieder abzureisen, und Julius hatte ihn überrascht, wie er den Gesandten um Urlaub bat.

„Aber, wenn er am Leben bliebe, so würde Lothario nicht wieder abreisen. Dieser Elende würde ihm nicht ungestraft sein Glück gestohlen haben. Zuvörderst hätte Julius ihn und seine Mitschuldige enterbt. Und dann hätte er ihm ein Rendezvous für die einbrechende Nacht gegeben.

„In einigen Stunden würde nur ein einziger von ihnen noch am Leben sein.

„Samuel wäre der einzige Freund, den Julius auf der Welt hätte. Er hätte einen Augenblick lang daran gedacht, ihn zu bitten, sein Zeuge bei diesem Duell auf Leben und Tod zu sein. Aber wenn er einen Zeugen hatte, so müßte Lothario auch einen haben. Niemand würde es angenommen haben, Zeuge eines Duelles zu sein, dessen Grund man ihm nicht mitgetheilt hätte. Er hätte also einen Fremden in das Vertrauen dieses schmerzlichen Ge-

heimnisses ziehen müssen. Das sei unmöglich. Weder er, noch Lothario, würden Jemand mitbringen.

„Eine einzige geladene Pistole, Gott zum Zeugen.

„Bevor er diese schreckliche Gefahr bestände, hätte Julius dem einzigen Freunde, der ihm übrig bliebe, einige letzte Anempfehlungen zu machen. Er bäte daher Samuel inständigst, in aller Eile zu kommen, sobald er den Brief erhalten haben würde. Er würde ihn bis um fünf Uhr in dem Hotel erwarten."

Samuel brach in ein abscheuliches Gelächter aus.

— Alles geht vortrefflich, sagte er. Aber was alle diese armseligen menschlichen Charaktere wenig Phantasie und Eigenliebe haben, und wie der Zufall wenig Erfindungsgabe hat! Alles trägt sich ganz so zu, wie ich es berechnet hatte. Meine Schauspieler fehlen in keinem einzigen Punkte gegen ihre Rollen; nicht einer dieser Gliederpuppen fällt es ein, meinen Plan zu stören und ein unvorhergesehenes Theilchen in denselben einzuführen! Sie handeln, wie ich es gewollt habe; sie fügen sich in ihre Lage. Und ich sollte Mitleid mit diesem Vieh haben! und ich sollte auf den Faden achten, den ich ziehe, aus Furcht, ihnen die Nase zu zerbrechen! Ja doch! ich kann sie gegen einanderstoßen und sie in Stücken zerschmettern, ohne zu fürchten eine Seele zu verletzen. Mein Geist ist es, der in ihnen arbeitet, und sie haben keinen anderen Verstand, als den meinigen . . . Wo werde ich an diesem Abende sein?

Er versiegelte Julius Brief sorgfältig wieder, so daß man nicht bemerken konnte, daß er ihn geöffnet hatte; in-

dem er hierauf an die Lucke trat, begann er sogleich eine Melodie aus der Stummen zu pfeifen.

Das war ohne Zweifel ein verabredetes Signal, denn Marcell ging sogleich hinauf.

—Nimm diesen Brief wieder, sagte Samuel, und wenn man im Namen des Grafen von Eberbach abermals kömmt, so wirst Du sagen, daß ich nicht nach Haus gekommen bin, und daß Du mir ihn demnach nicht hast geben können.

Marcell nahm den Brief.

—Und jetzt, sagte Samuel, bring mir ein Frühstück herauf. Denn die Zeit ist da, um Hunger zu haben.

Zehn Minuten nachher ging Marcell mit einem Cotelette, mit Brod und Wein wieder hinauf.

Samuel aß und trank begierig. Sein durch die Gemüthsbewegung der Ungewißheit verspäteter Appetit wollte jetzt, wo Samuel ruhiger war, da er wußte, daß die Herausforderung gemacht und die Sache im Zuge sei, die verlorene Zeit wieder einbringen.

Als er gefrühstückt hatte, begann er wieder zu lesen und zu warten.

Gegen halb sechs Uhr hielt nochmals ein Wagen vor der Thür.

Samuel sah den Grafen von Eberbach aus ihm aussteigen.

Marcell eilte aufzumachen. Bei dem ersten Worte des kleinen Bedienten zeigte Julius eine Bewegung bekümmerter Seelen. Dann trat er in den Garten und kam auf das Haus zu.

Nach Verlauf von ohngefähr einer halben Stunde verließ er es wieder, um in den Wagen zu steigen.

Marcell ging rasch nach der Dachkammer Samuels hinauf.

—Es war der Herr Graf von Eberbach, sagte er.

—Was hat er Dir gesagt? fragte Samuel.

—Ich habe ihm gesagt, daß Sie nicht nach Haus gekommen wären. Er schien sehr betrübt zu sein, und hat Sie erwarten wollen. Wie Sie mir es anempfohlen hatten, habe ich ihm den Brief zurückgegeben, den Sie um Mittag erhalten hatten. Er hat ihn zusammengeballt und in seine Tasche gesteckt. Dann ist er auf und abgegangen, wie Jemand, der ungeduldig wird, indem er auf die Standuhr blickte und seine Uhr zog. Am Ende hat er gesagt: Ich kann nicht länger warten. Ich habe ihn gefragt, ob ich Ihnen irgend etwas sagen müßte. Er hat mir geantwortet: Nichts, es ist zu spät, es ist nicht mehr der Mühe werth. Und er hat sich entfernt.

—Nimm, sagte Samuel, indem er eine Rolle aus seiner Tasche zog, hier sind fünfzig Franken. Du wirst die anderen fünfzig übermorgen erhalten, wenn Deine Verschwiegenheit gehörig bestätigt ist.

Marcell hatte einen Anfall von Freude, der ihm die Sprache abschnitt.

—Kehre auf Deinen Posten zurück, begann Samuel wieder, denn wir müssen noch eine Stunde lang fortfahren. Ich glaube, daß Alles beendigt ist, und daß Niemand mehr kommen wird, aber wache noch ein wenig.

Ein Uebermaß der Vorsicht ist niemals unnöthig. Geh. Ich bin zufrieden mit Dir.

Marcell ging wieder hinab.

Samuel wartete noch eine Stunde. Um halb sieben Uhr sagte er:

—Sie sind jetzt in Saint-Denis. Ich kann mich zeigen.

Er ging hinab.

—Wenn man zufälliger Weise kommen sollte, sagte er zu Marcell, so wirst Du antworten, daß ich nach Haus gekommen bin, daß Du mir die Ankunft des Grafen von Eberbach gesagt hast, daß ich das Billet des Herrn Lothario gelesen habe, und daß ich auf der Stelle nach dem Hotel des Grafen von Eberbach gegangen bin.

Er ging aus, nahm einen Fiaker, und ließ sich in der That direct zu Julius fahren.

Daniel eilte ihm entgegen.

—O! wie der Herr Graf Sie erwartet hat!

—Er ist also nicht hier? fragte Samuel.

—Nein, mein Herr. Er hat Sie bis um fünf Uhr erwartet; aber er ist genöthigt gewesen auszugehen. Er war sehr beunruhigt und sehr traurig, Sie nicht vorher gesehen zu haben. Er muß über Menilmontant gefahren sein.

—Ich war ausgegangen, als er gekommen ist, sagte Samuel. Als ich nach Haus gekommen bin, hat man mir gesagt, daß er gekommen wäre, und ich bin auf der Stelle hergeeilt. Wissen Sie, was er von mir will?

—Ich weiß es nicht, antwortete Daniel. Aber es

muß dem Herrn Grafen etwas Außergewöhnliches zugestoßen sein. Ich habe ihn niemals so aufgeregt gesehen, wie seit gestern. Sie wissen, daß die Frau Gräfin nicht mehr in Enghien ist?

—Vielleicht, äußerte Samuel. Und weiß der Graf, wo sie ist?

—Der Graf hat uns gesagt, daß er es wisse, und daß sie auf seinen Befehl ein anderes Landhaus bezogen hätte, dessen Luft besser für sie sei. Aber da die Aufregung des Herrn Grafen gestern gerade in dem Augenblicke angefangen hat, wo ich ihm die Abreise der Frau Gräfin gemeldet habe, so glaube ich fest, daß diese Abreise ihm bei weitem schmerzlicher ist, als er es uns hat eingestehen wollen. Es ist wahrscheinlich, daß er Sie deshalb zu sehen wünschte.

—Das ist in der That wahrscheinlich, sagte Samuel. Nun denn! da er mich zu sehen wünscht, so will ich ihn erwarten. Oeffnen Sie mir sein Arbeitszimmer.

Daniel führte ihn in Julius Arbeitszimmer, und ließ ihn darin mit den Büchern und seinen Gedanken allein.

—In diesem Augenblicke, dachte Samuel, indem er die Dunkelheit betrachtete, die herein zu brechen begann, geht mein Wille in Erfüllung, und diese beiden Automaten, die sich für Männer halten, gehorchen dem Antriebe, den mein Wunsch ihnen gegeben hat. Sie schlagen sich auf Leben und Tod. Ein einziger der beiden wird lebendig zurückkehren.

Wenn Julius von Lothario getödtet ist, so wird dieser schicklicher Weise seine Wittwe nicht heirathen können.

Was würde die Welt, was würde die heilige Moral von einer Frau sagen, die sich mit dem Mörder ihres Gatten wieder verheirathete? Es würde für Friedricke und Lothario die unüberschreitbarste Schranke stattfinden: eine Leiche.

Außerdem, wenn sie ihn wirklich heirathen wollte, so würde ich mich dem widersetzen. Ich würde mein Wort zurücknehmen. Ich hatte ihr aus Großmuth erlaubt, Lothario zum Gatten zu nehmen, weil das das Mittel war, sie reich zu machen, weil Julius ihr unter dieser Bedingung sein ganzes Vermögen hinterließ. Aber jetzt hat Julius Lothario enterbt, er hat es mir geschrieben. Er hat mir auch geschrieben, daß ich der einzige Freund wäre, den er auf der Welt hätte. Wem wird er denn sein Vermögen vermacht haben, wenn ich es nicht bin?

Ich wette, daß ich, wenn ich das Testament aufmachte, das in einer der Schubladen dieses Schreibtisches sein muß, darin meinen Namen in allen Buchstaben finden würde. In diesem Falle bereichere ich Friedricken, indem ich sie heirathe, und meine Großmuth, die vorher darin bestand, mich zu opfern, besteht von nun an darin, mich anzubieten. Ich nehme meine Erlaubniß zurück, und ich erinnere Friedricken, aus Aufopferung für sie, an ihr Versprechen.

Julius Tod bringt also diese beiden Resultate hervor, welche alle beide mir Friedricke geben; Lothario unmöglich, ich reich.

Wenn sich das Gegentheil zuträgt, wenn Julius Lothario tödtet, so gleicht sich Alles noch besser aus. Wir kommen gerade auf den Punkt zurück, auf welchem wir

an dem Tage der Hochzeit waren. Ich habe nur noch einen schwachen und sterbenden Nebenbuhler, der bereit ist, für eine bessere Welt aufzubrechen, und dem solche Erschütterungen den letzten Streich versetzt haben werden. Außerdem bin ich da, um ihm zu helfen, wenn er zu viel Mühe haben sollte zu sterben.

In diesem Falle, unter zwei Sachen eine: Entweder wird er, bevor er stirbt, Zeit haben, sich mit Friedricken wieder auszusöhnen und sein Testament wieder für sie zu machen, und dann wird Friedricke mir sein Vermögen mitbringen! oder er wird sterben, bevor er sich wieder ausgesöhnt hat, und ich werde sein Erbe sein, und dann bin ich es, der Friedricken sein Vermögen mitbringen wird. Möge er sich nun wieder aussöhnen oder nicht, Friedricke und die Millionen sind mein.

—Ei! ei! alles das ist ziemlich stark berechnet. Du bist nicht gesunken, Samuel.

Während dieser Betrachtungen Samuels war die Nacht gänzlich hereingebrochen, und Daniel war gekommen, die Lampen anzünden zu lassen.

Die Stunde verfloß indessen, und Julius erschien nicht wieder.

Indessen, lebendig oder todt, es war unmöglich, daß er nicht zurückkehrte oder daß man ihn nicht in sein Hotel zurückbrächte.

Um sich zu schlagen, konnten Lothario und Julius nicht die gänzliche Dunkelheit abwarten. Angenommen, daß sie sich um halb sieben Uhr geschlagen hätten, so dauert ein solches Duell, in welchem diese Erbitterung herrscht,

nur einige Sekunden. Es war jetzt beinahe halb neun Uhr. Julius hatte zwei Male die Zeit gehabt, zu tödten oder getödtet zu werden, und zurückgekehrt zu sein.

Einen Augenblick lang hatte Samuel einen Gedanken, der ihn mit jenem seltsamen Lachen lächeln ließ, das ihm eigenthümlich war. Julius und Lothario schlugen sich ohne Zeugen; wenn sie sich zufällig, indem Lothario sich weigerte, sich auf Pistolen zu schlagen, sich auf den Degen geschlagen hätten; wenn sie sich alle beide mit demselben Stoße aufgespießt und getödtet hätten, dann würde es keinen Ueberlebenden gegeben haben, um den Todten in den Wagen zu bringen, die Verzögerung würde sich auf eine ganz natürliche Weise erklären.

Samuel hatte einen Blitz der Freude in den Augen, aber dieser Blitz erlosch sogleich wieder. Er wagte nicht, so viel zu hoffen. Das hieße zu viel von dem Schicksale verlangen.

Er mäßigte seine Forderungen. Er begnügte sich mit einer Leiche.

Aber daß Julius zum Mindesten ankäme! daß das Resultat seiner Complotte wenigstens nicht zu lange auf sich warten ließe! daß das Schicksal den der beiden wähle, den es vorziehen würde zu beseitigen, aber daß es sich schnell entschiede!

Es schlug neun Uhr.

Samuel fing an besorgt zu werden, indem er von irgend einem Vorfalle träumte, der das Duell gestört oder verschoben hätte, — als ein Wagen in den Hof fuhr.

Samuel stürzte nach dem Fenster.

Aber der Hof war dunkel, und der Wagen war durch die Gallerie maskirt, welche die Freitreppe gegen den Regen schützte.

Er sah Nichts.

Er setzte sich, nahm ein gleichgültiges Gesicht an und vertiefte sich in das Lesen einer Zeitung.

Die Thür des Arbeitszimmers ging auf.

Samuel wandte ruhig den Kopf um.

Julius erschien ihm bleich und wankend, in dem Schatten stehend und selbst ein Schatten.

II.

Die Erklärung.

Als der Graf von Eberbach Samuel erblickte, verdoppelte sich seine Blässe. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

Samuel stand auf, ohne daß sein Gesicht die geringste Gemüthsbewegung verrieth.

— Du hattest mit mir zu sprechen? sagte er. Ich habe Dich erwartet.

Julius erwiderte kein Wort.

Samuel fuhr fort:

— Man hat mir gesagt, daß Du unruhig wärest. Ich weiß warum. Ich komme, Dich zu beruhigen.

— Du weißt warum? stammelte Julius.

Und indem er ihm den Brief reichte, den er am Morgen geschrieben hatte, sagte er zu ihm:

— Lies.

Samuel that, als ob er den Brief läse, den er bereits gelesen hatte. Plötzlich schien er entsetzt:

— Unglückseliger! rief er aus, Du hast Lothario beargwöhnt . . .

— Samuel! sagte Julius heftig, indem er ihn bei dem Arme ergriff, ich verbiete Dir, jemals diesen Namen in meiner Gegenwart auszusprechen.

— Aber, sagte Samuel, ich will wissen, was sich zugetragen hat. Wo kömmst Du her? was hast Du gethan, Du hast Lothario herausgefordert. Aber, Unglückseliger, er war in Nichts bei der Abreise Friedrickens betheiligt.

— Friedricke? sagte Julius, Du weißt wo sie ist?

— Ohne Zweifel, antwortete Samuel.

— Wo ist sie?

— Ich will Dir das erklären. Aber sieh, was Du mit Deiner Uebereilung gethan hast. Lothario war unschuldig.

— Es handelt sich nicht um Lothario, sagte Julius mit finsterer Miene. Sprich mir von Friedricken.

— Die Geschichte ist ganz einfach, begann Samuel.

— Ich höre Dich.

Samuel erzählte nun Julius, der gleichgültig und finster war, alle Gründe und alle Umstände der Abreise Friedrickens.

Seit dem Auftritte von Enghien, in welchem der Graf von Eberbach auf eine so plötzliche und so heftige Weise in dem unter vier Augensein der beiden jungen Leute erschienen war, fühlte Friedricke in ihrem Leben ei-

nen immerwährenden Zwang, den mit jedem Tage Julius immer finsterere Laune vermehrte.

Diese sanfte und ängstliche Seele machte sich den Vorwurf, ein Herz, das sie liebte, — einen Sterbenden, — ihren Wohlthäter zu quälen.

Auf die Gefahr hin, Lothario zu betrüben, ihn, der wenigstens jung und stark war, der die Zukunft als Ersatz für die Gegenwart hatte, hatte sie es sich zum Gesetze gemacht, ihn niemals mehr in Abwesenheit des Grafen zu sehen!

Selbst die zwei oder drei Male, daß Lothario ihr auf dem Wege von Enghien nach Paris begegnet war und ihren Wagen hatte halten lassen, waren die einzigen Worte, die er von ihr erlangt hatte, dringende Bitten gewesen, diese Begegnungen nicht mehr zu suchen, die dem Grafen von Eberbach hinterbracht werden, und, falsch ausgelegt, die letzten Tage des Mannes trüben könnten, dem sie alle ihre Hoffnungen auf Glück verdankten. Sie hatte ihn an die Pflichten erinnert, welche sie beide gegen Julius hätten, und hatte ihn beschworen, alles das zu vermeiden, was einen Schatten von Verdacht in den Gedanken seines Onkels erregen könnte.

Wie wußte Samuel das? durch Lothario selbst, dessen Freund und innigster Vertrauter er war.

Auch Friedricke hatte alles Vertrauen zu Samuel, und sagte ihm ihre Besorgnisse und ihre Zweifel. Sie berieth ihn über das Benehmen, das sie beobachten müßte. Er besuchte sie oft in Enghien, und sie kam, ihn in Menilmontant zu sprechen.

Julius wäre einmal bös geworden, als Samuel ihm von Friedricken und von Lothario sprach; in seinem Zartgefühle hätte Samuel geglaubt, in Zukunft diese Namen nicht mehr in Julius Gegenwart aussprechen zu dürfen. Er wäre indessen gar viele Male, um seinen Freund zu beruhigen, versucht gewesen, ihm alle das Liebevolle und Zärtliche zu wiederholen, was Friedricke ihm in Bezug auf Julius gesagt hätte. Der glühendste Gedanke Friedrickens sei die Dankbarkeit, welche sie dem Grafen schuldig wäre. Was thun, um ihn zu beruhigen? Wie ihm etwas von der Güte erwidern, mit der er sie überhäuft hätte?

Worauf Samuel antwortete, daß, so lange sie in Enghien und Lothario in Paris wäre, sie nicht würde verhindern können, daß Lothario sein Pferd nach der Gegend von Saint-Denis an den Tagen lenkte, wo er wußte, daß sie kommen sollte. Sie würde, ohne Stoff zu Auslegungen zu geben, ihrem Kutscher nicht sagen können, dem Winke des Neffen ihres Gatten nicht zu gehorchen, der ihm sagte zu halten. Sie würde den Kutscher nicht verhindern können die Begegnung den Leuten des Grafen zu erzählen, einen Vorüberkommenden, sie mit Lothario sprechen zu sehen, den Grafen, zu erfahren, daß seine Befehle übertreten worden wären und sich eingebildeten Verdacht zu schaffen.

Es gab nur ein Mittel: nämlich zwischen sie und Lothario die Entfernung zu legen.

Aber wie? Von Lothario zu verlangen, aus Aufopferung das zu thun, was er aus Verzweiflung gethan hatte,

Paris zu verlassen und nach Deutschland zurückzukehren, bis daß der Tod seines Onkels ihr die Freiheit wiedergäbe? Das hieß die Zukunft Lotharios vernichten. Das beste wäre gewesen, daß Friedricke sich mit Julius von Paris entfernte. Aber jedes Mal, daß sie ihrem Gatten davon gesprochen hatte, mit ihr das Schloß Eberbach zu bewohnen, hatte Julius ihr das wiederholt, was er ihr bereits in Enghien gesagt hatte: er könnte Paris aus einem Grunde nicht verlassen, den irgend Jemand mitzutheilen er verhindert wäre.

Demnach also, Unmöglichkeit in Paris zu bleiben und Unmöglichkeit abzureisen, das sei die falsche und schmerzliche Lage, in welcher sich die junge Frau befände.

Bei dieser Stelle seiner Erzählung unterbrach sich Samuel, um den Eindruck zu beobachten, den sie auf Julius hervorbrächte. Er fand ihn stumm, regungslos und finster. Da er ihn mit aller Gewalt sprechen lassen und ihm sein Geheimniß zwischen seinen Zähnen entreißen wollte, so versuchte Samuel Vorwürfe und directe Fragen.

—Ihr beklagtet Euch sehr, Lothario und Du, fuhr Samuel fort. Ihr dachtet nur an Euch, und Ihr gabt nicht Achtung darauf, daß es Jemand gab, der bei weitem mehr als Ihr zu beklagen war: Friedricken. Sie erduldete die Rückwirkung aller Eurer eifersüchtigen und heftigen Leidenschaften. Sie, eine Frau, ein Kind, ein armes, sanftes, reines, tadelloses Geschöpf von gestern, Ihr bemühtet Euch, Einer wie der Andere, ihr das traurigste Dasein zu bereiten, das man sich denken kann.

Du besonders! Ueber was in aller Welt konntest Du

bös auf sie sein? Du fürchtetest, daß sie Lothario sehen möchte? Sie wünschte nichts mehr, als ihn zu verlassen und zwischen sich und ihn drei Hundert Meilen zu legen! Du warst es, der nicht abreisen wollte, und das noch ohne zu sagen weshalb! ein geheimnißvoller Grund hielt Dich in Paris zurück. Wenn man geheime Gründe hat, die uns bei einem Nebenbuhler zurückhalten, so ist das ein Beweis, daß man eben nicht eifersüchtig ist. Bei Gott! ich bin nicht neugierig, aber ich gäbe etwas darum, zu wissen, welcher so dringende Grund Dich verhindern konnte, nach Eberbach zu gehen?

Julius antwortete immer noch kein Wort; er hörte Samuel mit seltsamer, kalter und finsterer Miene an.

Samuel fing an, sich über Julius sonderbare Miene zu beunruhigen.

Indessen sagte er sich auch, daß es ganz natürlich sei, daß Julius nach der schrecklichen That, die er vollzogen hätte, in Gedanken versunken und schweigend wäre.

Samuel setzte seine Erzählung fort:

—Die ganze Verlegenheit ging also aus dem Unerklärlichen hervor, daß Du Paris nicht verlassen wolltest oder nicht konntest. Warum beharrtest Du darauf, in Frankreich zu bleiben? Die ganze Frage lag darin.

Da Du Dich weigertest, Deinen Grund zu sagen, so war ich gezwungen, ihn zu errathen. Durch vieles Nachdenken glaubte, ich ihn gefunden zu haben.

Wenn Du Friedricken nicht nach Eberbach führen wolltest, so geschah es aus Zartgefühl und aus Zurückhaltung. Du wolltest nicht den Schein auf Dich werfen,

sie zu entführen und sie zu unterdrücken. Du wolltest sie nicht in der Einsamkeit mit einem Kranken begraben. Derselbe Grund, der Dich abgehalten hatte, sie in Paris bei Dir zu behalten, hielt Dich ab, mit ihr nach Eberbach zu gehen. Es widerstand Dir, Dich auf Dein strenges Recht zu berufen, sie gänzlich von Lothario zu trennen und das aufopfernde Anerbieten zu mißbrauchen, das sie Dir machte, um sie unglücklich zu machen.

Es war für mich augenscheinlich, daß das die Bedenklichkeit war, die Dich zurückhielt. Welches Band hattest Du außerdem in Frankreich? Du warst nicht mehr Gesandter, Du beschäftigtest Dich nicht mehr mit der Politik, Du hattest seit Deiner Krankheit alle Deine Verbindungen abgebrochen. Du hattest also nichts mehr in Paris zu thun.

Indem er alle diese Hypothesen aufstellte, verließ Samuel Julius nicht mit den Augen, ohne eine Bewegung, ein Zeichen, einen Eindruck auf diesem Gesichte von Marmor überraschen zu können.

— Nun, begann er wieder, schloß ich nothwendiger Weise folgender Maßen: im Grunde wäre Julius entzückt, nach Deutschland zu gehen; aber er ist zu großmüthig, um dieses Opfer von Seiten Friedrickens zu verlangen oder sogar anzunehmen. Er will ihr aus der Verheirathung keine Verbannung machen.

Sonst, wenn er einen Grund hätte, in Paris zu bleiben, warum sollte er Friedricken diesen Grund nicht gestehen? Er sagt ihn nicht, weil er keinen hat.

— Hatte ich nicht Recht? fragte Samuel, indem er

noch einmal versuchte Julius antworten zu lassen und ihm in das Gesicht blickte.

Aber der Graf von Eberbach achtete weder auf die Frage noch auf den Blick.

Samuel fuhr fort zu erklären, wie er dazu gebracht worden wäre, Friedricken zu rathen, Enghien und Frankreich zu verlassen.

Julius hatte also augenscheinlich nur einen möglichen Grund, um nicht abreisen zu wollen: sein Zartgefühl.

Aber wenn Friedricke ihn dazu zwang, wenn sie sich zuerst dazu entschloß, wenn der Entschluß von ihr herrührte, so würde Julius entzückt und dankbar dafür sein.

Friedricke hatte also eine ganz einfache Weise, um aus ihrer unerträglichen Lage herauszukommen: nämlich Paris zu verlassen, ohne Jemand etwas davon zu sagen, sich nach Eberbach zu flüchten und von dort aus ihrem Gatten zu schreiben, daß er zu ihr kommen möchte.

Julius war nicht krank genug, als daß die in kleinen Tagereisen gemachte Reise ihn ermüden könnte. Und dann die Freude, die Aufopferung Friedrickens zu sehen, und dann die Luftveränderung, alles das würde ihm wieder Kräfte und Jugend verleihen. Dieser Plan sicherte Julius Glück und Friedrickens Ruhe, die er nicht mehr mit seinem Argwohne und seinen Scenen quälen würde.

Und Samuel gab zu, daß er Friedricken ernstlich gerathen hätte, diesen Entschluß zu ergreifen, den einzigen, der wieder den Frieden in zwei bekümmerten Herzen entstehen lassen konnte.

Friedricke hätte lange gezögert. Dann, eines Tages,

als der Graf von Eberbach sie noch weit kälter als gewöhnlich empfangen hätte, hätte sie sich eben so sehr aus Mitleid für ihn, als in dem Interesse ihrer eigenen Ruhe entschlossen.

Es wäre verabredet worden, daß sie Lothario nicht benachrichtigen würde, aus Furcht, daß er sie von ihrem Plane abwendig machen möchte, und auch um ihm die Traurigkeit eines letzten Abschiedes und den bitteren Schmerz der Trennung zu ersparen.

Samuel hätte in Julius Namen im Voraus nach Eberbach geschrieben, daß man Alles in Stand setzen möge, um die Gräfin zu empfangen.

Außerdem wollte er sie in Straßburg einholen und sie in das Haus einführen.

Er war nicht zu gleicher Zeit als sie abgereist, weil er in dem Augenblicke da sein wollte, wo Julius die Abreise Friedrickens bemerken würde, um ihn zu beruhigen und ihm Alles zu sagen.

— Als ich gestern gekommen bin und Dich bereits ein wenig unruhig gefunden habe, sagte Samuel zu Julius, wußte ich wohl, daß Friedricke abgereist war, und daß sie nicht kommen würde. Aber es war noch zu früh, um Dich zu benachrichtigen. Wir hatten verabredet, daß Du ihre Abreise so spät als möglich erfahren solltest, wenn sie fern wäre und Du ihr nicht mehr nacheilen lassen könntest, um sie zurückzuführen. Das Opfer wäre nicht wirklich und aufrichtig gewesen, wenn wir Dich frühzeitig benachrichtigt hätten. Du würdest Dich für genöthigt gehalten haben, Friedricken an Großmuth zu übertreffen, Du wür-

dest verlangt haben, daß sie zurückkehre, und Du hättest denken können, daß sie sich das Verdienst einer trügerischen und lächerlichen Aufopferung hätte geben wollen. Wir wollten, daß Du bald wüßtest, daß ihr Entschluß wahr und unwiderruflich wäre.

Unerwarteter Weise, Du weißt es, gezwungen, in Maisons zu Mittag zu essen, hatte ich mir vorgenommen, Dir Alles gestern Abend zu sagen. Ich rechnete darauf, hier vorbei zu kommen, wenn ich von diesem Mittagessen zurückkehrte. Unglücklicher Weise bin ich bei weitem länger zurückgehalten worden, als ich es dachte. Ich bin erst sehr spät in der Nacht zurückgekehrt.

Und von da an sind Tausend andere schreckliche kleine Verhängnisse dazwischen gekommen.

Zuvörderst hatte ich in meiner Verwirrung vergessen, gestern in Enghien einen Brief abholen zu lassen, den Friedricke, unserer Uebereinkunft gemäß, für mich ohne Adresse hatte zurücklassen sollen, um mir die Stunde ihrer Abreise anzuzeigen. Wie ich sehe, wird dieser Brief in Deine Hände gefallen sein, und in Ermangelung meines Namens auf dem Umschlage wirst Du geglaubt haben, daß er an Lothario gerichtet sei.

Wenn ich den Irrthum vermuthet hätte, der aus diesem unglückseligen Vergessen hervorgegangen ist, so würde ich, zu welcher Stunde es auch sein mochte, hierher geeilt sein, und Dich geweckt haben. Aber als ich heute Morgen daran gedacht habe, habe ich mir nicht eingebildet, daß die Sache irgend eine ernste Folge haben könnte, und

ich habe gedacht, daß es Zeit sein würde, Dir Alles zu sagen, wenn ich Dich sähe.

Heute Morgen habe ich Menilmontant sehr frühzeitig verlassen, um hierherzukommen. Ein anderes Verhängniß. Ich bin unterweges Jemand begegnet, der bei dem Mittagessen von Maisons war. Die politischen Ereignisse sind in diesem Augenblicke von solcher Wichtigkeit, daß ich einen außerordentlich wichtigen Auftrag nicht habe verschieben können, mit dessen Besorgung er mich beauftragt hat. Ich konnte Deinen Irrthum nicht errathen, sondern nur Deine Besorgniß. Ich habe Dir einige Zeilen geschrieben, die Dich beruhigt haben würden. Aber es scheint, daß der Bote, dem ich meinen Brief übergeben habe, sich entweder geirrt, oder sich betrunken, oder meinen Brief verloren hat, da er Dir nicht zugekommen ist.

Da die politische Sache, welche mich den ganzen Tag über beschäftigt hat, mich nach der Gegend von Menilmontant zurückgeführt hatte, so bin ich erst in mein Haus gegangen, bevor ich hierher kam. Du hattest es so eben verlassen. Marcell hat mir gesagt, daß einer Deiner Bedienten mir einen Brief gebracht hätte, den Du zurückgenommen hättest; daß Du verdrießlich geschienen hättest, mich nicht zu finden. Ich bin herbeigeeilt. Daniel hat mir Deine Aufregung seit gestern erzählt. Das hat mich durchaus nicht beunruhigt, da ich gewiß war, Dich mit einem Worte zu beruhigen. Aber der Brief, den Du mich so eben hast lesen lassen, entsetzt mich. Ich ahne, ich fürchte, ich sehe irgend ein entsetzliches Mißverständniß. Julius, noch ein Mal, was ist aus Lothario geworden?

—Ich habe Dir bereits gesagt, diesen Namen nicht auszusprechen, erwiderte Julius mit erstickter Stimme.

Samuel blickte Julius fest an.

Dieser hatte Samuels ganze Erzählung mit niedergeschlagener, eisiger, finsterer Miene angehört. Was trug sich hinter diesen Zügen von Erz zu? war es Bestürzung nach einer jener blutigen Handlungen, welche die festesten Charaktere vernichten und erschöpfen? War es ein geheimer Vorbehalt, den Samuel nicht durchschaute?

Samuel hatte ihn vergebens belauert, hatte keine Gemüthsbewegung auf diesem räthselhaften er Gesichte entdecken können.

—Demnach also, begann Julius frostig wieder, ist Friedricke jetzt in der Nähe von Eberbach?

—Ja. Willst Du, daß ich sie benachrichtige, daß ich sie zurückrufe, daß ich zu ihr gehe?

—Nein, ich danke, Samuel. Ich übernehme Alles. Du hast mir alles das gesagt, was ich wissen, wollte.

Er begann wieder:

—Jetzt würde ich es Dir Dank wissen mich zu verlassen. Ich habe das Bedürfniß allein zu sein.

—Aber, warf Samuel ein, nach den Erschütterungen dieses Tages . . .

—Ich bedarf der Ruhe und der Einsamkeit, beharrte Julius zu sagen

—Du hast mir nichts zu sagen? fragte Samuel.

—Nichts heute Abend. Aber sei unbesorgt, wir werden bald mit einander sprechen.

Julius sagte das in einem seltsamen Tone, der Samuel nachdenken ließ.

Aber bei Julius Beharren konnte er nicht bleiben.

— Ich entferne mich, sagte er. Auf baldiges Wiedersehen.

— Auf baldiges Wiedersehen, sagte Julius.

Und Samuel entfernte sich.

— Er hat eine sonderbare Miene, dachte er, indem er die Treppe hinabschritt und über den Hof ging. Bah! das läßt sich begreifen. Er hat so eben umgebracht. Wenn man daran nicht gewöhnt ist! Er war finster und wie abgestumpft. Er hatte vielleicht irgend einen geheimen Vorbehalt. Warum will er in einem Augenblicke allein bleiben, in welchem man gewöhnlich froh ist Jemand zu haben, der uns Gesellschaft leistet? Sollte er etwa daran denken, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen? Ei! das wäre kein so schlechter Gedanke. Ich für mein Theil würde ihn durchaus nicht darüber tadeln. Das wäre eine Mühe, die er mir ersparte. Nun denn, Samuel, Du hast einen Meisterstreich vollführt, und die Ereignisse sind wahrlich nur die sehr ergebenen und sehr gehorsamen Diener des menschlichen Willens. Mit ein wenig Verstand entbehrt man sehr leicht die Vorsehung!

Wir werden jetzt sehen, wie es dem Willen und dem Verstande Samuel Gelbs gelungen war — Friedricken und Gretchen einander zu nähern.

III.

Auf der Reise.

Während Julius und Lothario so in die von Samuel Gelb ihnen gestellte Falle gingen, fuhr Friedricke in Gesellschaft der Madame Trichter nach Straßburg zu.

Friedricke war traurig und besorgt, — traurig wegen Lothario, besorgt über den Grafen.

Welchen Eindruck würden alle beide über ihre plötzliche Abreise empfinden! Sie war überzeugt, daß Lothario darüber leiden würde, sie war nicht sicher, daß der Graf von Eberbach sich darüber freuen würde. Wenn Herr Samuel Gelb sich geirrt hatte? Wenn Julius nicht aus Zartgefühl oder aus Zurückhaltung, sondern von der Nothwendigkeit gezwungen in Paris blieb? Wenn er wirklich irgend ein wesentliches Interesse hatte, das ihm untersagte, Frankreich zu verlassen? Würde er dann nicht unzufrieden sein, sich mit Gewalt aus dem Mittelpunkte seines Lebens und

seiner Beschäftigungen, trotz seinem zu wiederholten Malen förmlich ausgebrochenen Willens gerissen zu sehen?

In dem Maße, als sie sich entfernte, fühlte sie sich von Reue, fast von Gewissensbissen erfüllt. Diese Art von Flucht beunruhigte sie. Sie fragte sich, bis zu welchem Punkte die Eigenliebe und die Zärtlichkeit des Grafen von Eberbach dadurch zufrieden gestellt sein würde, sie in gewisser Art durch ihre Flucht selbst eingestehen zu sehen, daß sie genöthigt sei, sich von Lothario zu trennen, wie als ob sie sich nicht im Stande fühlte, ihm in der Nähe zu widerstehen und ihn nicht fortwährend Trotz dem Willen ihres Gatten zu sehen? Ihre Abreise erschien ihr jetzt in einem ganz anderen Lichte, und das, was sie für den Grafen aus Zartgefühl gethan hatte, schien ihr eine Beleidigung, über welche er das Recht hätte, unwillig zu sein.

Und darum hätte sie das Herz Lotharios betrübt!

Sie bereute, dem Grafen von Eberbach nicht Alles gesagt zu haben, nicht offen zu ihm gesprochen zu haben, ihn nicht gefragt zu haben, ob es ihm angenehm sein würde, auf dem Schlosse von Eberbach zu leben.

— Aber Sie haben ihn das zwanzig Male gefragt, sagte Madame Trichter zu ihr, und Herr Samuel Gelb hat Ihnen erklärt, warum der Herr Graf seinen wahren Wunsch verhehle, aus Furcht, Ihre Ergebenheit zu mißbrauchen. Sie müssen sich nicht quälen, wie Sie es thun. Sie sind nicht aus Laune oder aus Eigensinn abgereist, es geschah auf den Rath eines Mannes, der Sie erzogen hat, der immer Ihr bester Freund gewesen ist, der den

Herrn Grafen von Eberbach besser kannte, als Sie. Zweifeln Sie an Herrn Gelb?

—Nein, gewiß nicht! antwortete Friedricke. Ich habe volles Vertrauen zu Herrn Samuel Gelb, der immer gütig für mich gewesen ist. Aber was wollen Sie, meine gute Madame Trichter? ich bin nicht daran gewöhnt zu reisen, besonders allein. Ich habe Paris niemals verlassen, und ich bin ganz erstaunt, ich bin erschreckt, mich so allein auf der Heerstraße zu befinden.

—Noch einige Stationen, sagte Madame Trichter, und das wird Ihnen vergehen.

Die Stationen folgten einander, und die Besorgnisse Friedrickens vergingen nicht. Madame Trichter that was sie vermochte, um sie zu beruhigen.

—Sie werden morgen recht über Ihre Angst von heute lachen. Herr Samuel Gelb begibt sich in diesem Augenblicke auf die Reise, um uns einzuholen. Sie werden ihn morgen sehen, und er wird Ihnen Nachrichten von dem Herrn Grafen mitbringen. Dann werden Sie es bereuen, nicht diese herrliche, in diesem guten Wagen gemachte Reise genossen zu haben. Wie! Herr Samuel Gelb hatte Alles so gut eingerichtet, daß wir uns fast um nichts zu bekümmern haben, daß wir Alles vorbereitet finden, daß die frischen Pferde uns erwarten, daß die Postillone uns sich einander anempfehlen, und Sie sind nicht zufrieden! Herr Samuel Gelb ist wohl im Stande, vor uns anzukommen. Was würden Sie sagen, wenn er es wäre, der den Schlag unseres Wagens bei unserer Ankunft in Straßburg aufmachte? Wenn er uns ein wenig

warten läßt, so werden wir Straßburg besuchen! Das ist meine Heimath. Ich werde Sie überall hinführen. Sie werden die schöne Kathedrale sehen . . . Aber, wahrlich, Sie haben eine traurige Miene, wie als ob man Sie in ein wildes Land führte. Straßburg ist eine eben so schöne Stadt als Paris, verstehen Sie wohl?

Aber den Tröstungen der Madame Trichter gelang es nicht, von der schönen Stirn Friedrickens die immer dichter werdende Wolke zu verscheuchen.

Die Nacht schlief sie nicht, und, indem sie die Fenster herabließ, damit die Luft ihre glühende Stirn ein wenig erfrischte, betrachtete sie die ganze Zeit über, wie die schwarzen Bäume längs der Wege gleich Gespenstern hineilten.

Am folgenden Tage gegen ein Viertel auf eilf Uhr empfand sie plötzlich eine heftige Beklommenheit des Herzens. Sie erbebte, wie von einer unerklärlichen Erschütterung befallen.

Das war gerade der Augenblick, in welchem der Graf von Eberbach Lothario in der preußischen Gesandtschaft seinen Handschuh in das Gesicht warf.

Sonderbare Sympathie! dieses unbeschreibliche Leiden dauerte bei Friedricken bis zu der einbrechenden Nacht, bis zu der Stunde des Duelles.

Nun schien es ihr, als ob ihr Fieber plötzlich aufhörte, und als ob das Schlagen ihres Herzens still stände, wie als ob Alles beendigt wäre.

Sie versank in eine Art von Erstarrung, aus der sie plötzlich von Madame Trichter gerissen wurde, welche sie weckte und die zu ihr sagte:

—Lassen Sie uns aussteigen.

Der Reisewagen befand sich in der That in Straßburg vor der Thür des Wirthshauses zur] Sonne, das Samuel Friedricken angedeutet hatte, und in welchem er zu ihr kommen sollte.

Samuel war nicht angekommen. Aber es war keine Zeit verloren. Er hatte nur versprochen, am Abend oder in der Nacht anzukommen.

Friedricke hatte keinen Hunger. Aber die Bitten der Madame Trichter zwangen Sie, etwas zu genießen. Sie aß kaum, und zog sich sogleich in ihr Zimmer zurück.

Um Mitternacht, da Samuel nicht gekommen war, und durch die Reise und durch die Gemüthsbewegung ermüdet, legte sie sich zu Bett und schlief ein.

Die Ungeduld erweckte sie sehr frühzeitig.

Sie schellte. Madame Trichter eilte herbei.

—Ist Herr Samuel Gelb angekommen? fragte Friedricke.

—Noch nicht, Madame. Aber hier ist ein Brief von ihm.

—Ein Brief von ihm? rief Friedricke aus. Warum ein Brief, wo er selbst kommen sollte? Geben Sie geschwind.

Sie nahm den Brief und las laut:

„Mein liebes Kind,

Ich rechnete wohl darauf, wie ich es Ihnen versprochen hatte, gegen Mittag abzureisen, um sie einzuholen. Aber da fällt mir eine unvorhergesehene Angelegenheit auf den Rücken, in welcher alle meine politischen Ueber-

zeugungen betheiligt sind. Ich werde bis heute Abend ziemlich spät, vielleicht bis morgen früh hier zurückgehalten sein. Erwarten Sie mich daher nicht in Straßburg.

Setzen Sie bei dem Empfange meines Briefes Ihre Reise auf der Stelle bis nach Eberbach fort, wo Sie angemeldet sind, und wo Sie wie eine Königin empfangen sein werden.

Was Julius anbetrifft, so sein Sie unbesorgt. In einigen Stunden, und sogar bevor er Ihre Abreise bemerkt hat, werde ich ihm den großmüthigen Entschluß sagen, den Ihre Aufopferung gefaßt hat. Ich habe eine Hoffnung. Wer weiß, ob er nicht mit mir abreisen und Ihnen seinen Dank selbst wird überbringen wollen? Aus diesem Grunde ist es nochmals besser, daß ich einige Stunden länger in Paris bleibe.

Bei Ihrer Ankunft in Eberbach, oder spätestens einen Tag nach Ihrer Ankunft, werden Sie einen Brief erhalten, der Sie von alle dem benachrichtigen wird, was gethan, gesagt und beschlossen ist.

Pflegen Sie sich gut. Sagen Sie Madame Trichter, daß ich Sie ihr gänzlich anempfehle, und daß ich sie für den geringsten Unfall oder für das geringste Unwohlsein verantwortlich mache, das Sie empfinden könnten.

Auf baldiges Wiedersehen.

Ihr Freund.

Samuel Gelb."

— Ich kehre nach Paris zurück, sagte Friedricke, als sie den Brief gelesen hatte.

—Wie! rief Madame Trichter erstaunt aus. Warum denn?

—Ja, sagte Friedricke. Ich habe zwei böse Tage, gestern und vorgestern zugebracht. Ich hoffte, daß ich wenigstens heute Jemand haben würde, um mich zu beruhigen und um mit mir zu sprechen; aber da Herr Samuel Gelb nicht gekommen ist, so kehre ich zu dem Herrn Grafen zurück. Ich will nicht von Neuem anfangen, mir selbst allein überliefert zu sein. Bestellen Sie Pferde.

—Ich will Pferde bestellen, sagte Madame Trichter, aber ich hoffe, daß es nicht geschehen wird, um nach Paris zurückzukehren.

—Ich habe das Bedürfniß, den Herrn Grafen so bald als möglich wiederzusehen, sagte Friedricke.

—Wenn Sie nach Paris zurückkehren, so würden Sie ihn vielleicht nicht so bald als möglich wiedersehen, erwiderte Madame Trichter.

—Wo könnte ich ihn denn früher wiedersehen, als in Paris?

—Herr Gelb schreibt Ihnen vorgestern, daß er erst am folgenden Morgen abreise, und daß der Herr Graf ihn vielleicht begleiten würde.

—Er sagt: Vielleicht, unterbrach sie Friedricke.

—Nehmen Sie an, daß der Herr Graf ihn begleitet. Wenn Sie nach Paris zurückkehren, so setzen Sie sich dem aus, sich mit ihnen unterweges zu kreuzen, und in Paris Jemand aufzusuchen, der Sie in Eberbach aufsuchen wird.

—Das ist wahr, sagte Friedricke entmuthigt. Aber was thun?

—Zuvörderst frühstücken, antwortete Madame Trichter.

—Habe ich etwa Hunger?

—Herr Samuel Gelb hat mich für Ihre Gesundheit verantwortlich gemacht; Sie müssen mir also gehorchen. Und dann, wenn wir gefrühstückt haben, so werden wir das thun, was Herr Gelb sagt. Wir werden seinen Brief und den Herrn Grafen in Eberbach erwarten.

—So ertheilen Sie denn die Befehle, sagte die arme Friedricke vernichtet.

Eine halbe Stunde nachher verließ der Reisewagen Straßburg.

IV.

Der Empfang auf dem Schlosse.

Samuel hatte Friedricken nicht getäuscht, — sie ward auf dem Schlosse von Eberbach erwartet.

Es hatte daselbst sogar in dieser Beziehung ein von der Dienerschaft, deren Müßiggang sie zu stören kam, gehaltener Rath stattgefunden.

Die Dienerschaft war von der Verheirathung ihres Herrn unterrichtet worden. Julius hatte ihnen ein Geschenk übersenden lassen, damit sie ihren Antheil an dem Feste hätten, und es hatten nun auf dem Schlosse zwei große Tage der Feste und der Tänze stattgefunden, zu denen die angesehensten Personen von Landeck eingeladen gewesen waren.

Und dann hatte die Dienerschaft weder mehr an ihren Herrn, noch an ihre Gebieterin, — bis zu dem Tage gedacht, wo der Brief Samuels sie benachrichtigte, daß

die Gräfin und wahrscheinlich auch der Graf von Eberbach das Schloß während des Sommers bewohnen würden.

Ein Eingedrungener, der, ohne nehmt Euch in Acht zu rufen, in das erste beste Haus zur Stunde des Mittagessens treten, sich an den Tisch setzen, die besten Bissen essen, und nach dem Mittagessen ruhig in dem schönsten Zimmer zu Bett gehen würde, — würde den Herren des Hauses nicht unverschämter und rücksichtsloser scheinen, als der Dienerschaft des Schlosses dieser Graf und diese Gräfin unbescheiden genug schienen, um zu wagen bei ihr zu logiren.

Der Brief Samuels war wie der Kiesel, den man in einen recht ruhigen Sumpf wirft, und der sogleich alle Frösche quaken läßt. Es fand eine Empörung statt.

Aber eine beredtsame Rede von Hans, der der verständige Kopf war, stillte die Revolution und stürzte den Anfang der Barrikaden.

Hans sprach ohngefähr in folgenden Ausdrücken:

— Ohne Zweifel ist es hart, wenn man sich daran gewöhnt hat, in der Einsamkeit und in der Ruhe zu leben, wenn man vielleicht das Recht erlangt hat, ein Schloß, das seine Eigenthümer verlassen, wie als das seinige anzusehen, wenn man die angenehme Gewohnheit angenommen hat, das zu essen, was es Bestes an Früchten und an Gemüsen gibt, und den Rest zu verkaufen, wenn man endlich alle die Annehmlichkeiten von dem Leben der Herrschaften hat, ohne die Unannehmlichkeiten und die Sorgen davon zu haben; ohne Zweifel ist es hart, wieder Diener zu werden, zu gehorchen, zu der Stunde aufzustehen und

zu Bett zu gehen, welche den Andern beliebt, die Küche für Andere zu machen, die Früchte für Andere zu pflücken, Kleider auszubürsten und Stiefel zu putzen! Ohne Zweifel gibt es andere Vergnügungen, als diese da, in dem Leben. Aber, o Sinnlose, die Ihr seid! werden uns alle diese Mühen, die wir uns nehmen, nicht bezahlt werden? Eine junge Frau, die sich so eben verheirathet hat, ist im Allgemeinen freigebig. Das Geld muß aus ihren Händen fließen. Was für Ausgaben, was für Freigebigkeiten, was für Trinkgelder! Wir werden mehr Mühe haben, aber wir werden mehr Nutzen haben. Es gibt genug Früchte und Gemüse, als daß wir nicht selbst, nach den Herrschaften, unsern Antheil daran haben. Man wird unseren Lohn erhöhen. Und denkt Ihr ohne Entzücken an den Freudentag, an welchem der Graf und die Gräfin nach dem Sommer nach der Stadt zurückkehren werden, nicht ohne uns mit Geschenken zu überhäufen, und an welchem wir das doppelte Vergnügen haben werden, die Herrschaften abreisen und ihr Geld bleiben zu sehen?

Hans Anrede erlangte einen vollständigen Erfolg, und Alle verwandten von nun an den größten Eifer darauf, den Empfang der jungen Gebieterin des Schlosses vorzubereiten.

Das Gerücht von der bevorstehenden Ankunft der neuen Gräfin von Eberbach verbreitete sich bald in Landeck und in den umliegenden Orten.

Am Abend der Ankunft des Briefes von Samuel war ganz Landeck drunter und drüber, und das Gerücht war so groß, daß es zu Gretchens Ohren kam.

Die Ziegenhirtin hatte bereits einen Anfall bitterer Traurigkeit gehabt, als sie erfahren, daß der Graf von Eberbach sich wieder verheirathet hätte. Es hatte ihr geschienen, als ob ihre theure Christiane ein zweites Mal stürbe.

Aber ihr Schmerz und ihre Bitterkeit verdoppelten sich, als sie erfuhr, daß die neue Gräfin von Eberbach dieses ganz von Christianen erfüllte Schloß beziehen würde.

Diese Ankunft einer Fremden in diesem für Christianen erbauten, von ihr ehedem allein, und jetzt von ihrem Andenken bewohnten Hause, machten auf Gretchen den Eindruck einer Ruchlosigkeit.

Für sie war dieses Schloß gleichsam das Grab der theuren Todten; es schien ihr, als ob es ein geheiligter Ort wäre, der dem Tode angehörte. Das Leben, den gewöhnlichen Lauf der Dinge, die alltäglichen Interessen, die Feste vielleicht in ihm einzuführen, erschien in ihren Augen gewissermaßen als Entweihung eines Grabes.

Sie wollte das nicht sehen. Es widerstand ihr, dieser Entweihung beizuwohnen. Es war gerade die Zeit, zu welcher sie gewohnt war jährlich nach Paris zu gehen. Sie beschloß an demselben Tage abzureisen, an welchem die neue Gräfin ankommen sollte.

Außerdem war ihre Reise nothwendiger als jemals. Trotz dem Versprechen, daß Friedricke ihr im vorigen Jahre in Menilmontant gegeben hatte, hatte Gretchen keine Nachricht von dem jungen Mädchen erhalten.

Warum hatte ihr Friedricke nicht geschrieben? traute sie dieser Fremden nicht, welche sie jedes Jahr eine Vier-

telstunde lang erscheinen sah, und die sich weigerte, sich zu erkennen zu geben? Oder hatte sie sie wohl auch vergessen, oder war sie auch wohl krank?

Gretchen mußte sich daher über das versichern, was die Ursache davon wäre.

An demselben Tage, an welchem Friedricke Straßburg verließ, schrieb Gretchen an Gamba, daß sie in zehn Tagen in Paris sein würde, nahm Abschied von ihren Ziegen; vertraute sie einer andern Hirtin an, und, den Reisesack auf dem Rücken, begab sie sich an einem schönen Mainachmittage auf den Weg. Sie mußte am Abend in Heidelberg sein.

Sie ging in einem Zuge bis nach Neckarsteinach.

Dort hielt sie an, um wieder Athem zu schöpfen und ein Stück Brod zu essen.

Sie setzte sich auf die steinerne Bank des Wirthshauses zur Post.

In dem Augenblicke, wo sie mit dem Appetit, den der Marsch in der freien Luft verleiht, in ihr Brod biß, ließ ein Galopp von Pferden sie den Kopf erheben.

Sie erblickte in der Entfernung von einigen Hundert Schritten einen Staubwirbel, durch den sie bald einen Reisewagen unterschied.

Unwillkürlich verwandelten sich ihre Gedanken in Zorn.

Dieser Reisewagen kam von Heidelberg und schlug den Weg nach Neckarsteinach ein.

— Wenn das die neue Gräfin wäre! dachte sie.

Und sie ließ ihr Stück Brod fallen. Sie hatte keinen Hunger mehr.

Sie stand auf um zu fliehen.

Der Wagen befand sich bereits vor dem Wirthshause, und der Gastwirth öffnete den Schlag.

Gretchen raffte schnell ihr kleines Gepäck zusammen.

—Wie heißt dieser Ort? fragte eine weibliche Stimme aus dem Innern des Wagens.

—Neckarsteinach, Madame, antwortete der Gastwirth.

—Sind wir weit von Eberbach?

—Nur einige Meilen weit.

—Ganz recht, dachte Gretchen. Sie ist es, welche ankömmt. Brechen wir geschwind auf!

Und sie machte sich auf den Weg.

—Steigen die Damen nicht aus? fragte der Gastwirth.

—Nein, ich danke, antwortete eine andere Stimme in dem Wagen.

Bei dieser Stimme wandte sich Gretchen, die schon einige Schritte gethan hatte, plötzlich wieder um.

Sie kehrte nach dem Wagen zurück, blickte durch den Schlag, und rief aus:

—Friedricke!

Friedricke blickte die Frau an, die sie anredete, und erkannte sie anfangs nicht.

—Und ich, rief die Ziegenhirtin aus, die ich Sie so fern aufsuchen wollte, als der liebe Gott Sie mir entgegen sandte! — Sie erkennen mich nicht? fügte sie hinzu.

—O, doch! ich erkenne Sie jetzt, antwortete Friedricke. Warten Sie, Madame, ich will aussteigen.

Gretchen öffnete den Schlag. Friedricke und Madame Trichter stiegen aus.

—Verzeihen Sie mir, meine liebe Frau, sagte Friedricke, indem sie Gretchen die Hände drückte, verzeihen Sie mir, Sie nicht auf der Stelle erkannt zu haben. Aber ich erwartete so wenig Ihnen hier zu begegnen, und dann habe ich so Vielerlei in dem Kopfe!

Gretchen erbleichte plötzlich.

—Sie werden mir Alles das erzählen, sagte sie. Aber es gibt etwas, das ich auf der Stelle wissen muß.

—Was denn?

—O mein Gott! sagte die Ziegenhirtin, ich fürchte mich vor dem, was ich erfahren werde.

—Was fürchten Sie? fragte Friedricke besorgt.

—Wo gehen Sie hin? begann die Ziegenhirtin wieder.

—Nach dem Schlosse Eberbach.

—O mein Gott! Aber Sie gehen als Neugierige dorthin, nicht wahr? oder als eine Freundin? Der Herr des Schlosses leiht es seinem Freunde, Herrn Gelb? Nur darum kommen Sie dorthin?

—Was wollen Sie damit sagen?

—Die Dienerschaft des Schlosses Eberbach erwartet in diesem Augenblicke ihre Gebieterin, die von einer Minute zur andern ankommen wird. O! Sie sind das nicht!

—Doch, ich bin es, antwortete Friedricke.

—Jesus Maria! murmelte die Ziegenhirtin.

Und wankend sank sie auf die steinerne Bank.

—Was haben Sie? fragte Friedricke bestürzt. Aber was haben Sie denn?

— Nichts, antwortete nach einem langen Schweigen Gretchen ganz zitternd. Ich werde Ihnen sagen . . . ich werde Ihnen erklären . . . Aber nicht jetzt. Ich war auf diesen Schlag nicht gefaßt. Es wäre mir unmöglich, zu sprechen. Späterhin . . . heute Abend . . . auf dem Schlosse.

Die Pferde waren gewechselt, und der Postillon wartete, indem er seine Peitsche knallen und sein Posthorn erschallen ließ.

— Nun denn, kehren Sie mit uns zurück, sagte Friedricke zu Gretchen. Es ist noch Platz in dem Wagen. Steigen Sie ein, Sie werden mir sagen, woher Ihr Schrecken rührt.

Gretchen machte eine verzweifelte Geberde, welche zu sagen schien: Jetzt kann ich in der That nichts Schlimmeres mehr erfahren. Und sie sprang in den Reisewagen, in welchen Friedricke und Madame Trichter ihr folgten.

Der Postillon brach im vollen Galopp seiner Pferde auf.

Unterwegs erzählte Friedricke auf die dringenden Bitten Gretchens ihre ganze Geschichte während dieses letzten Jahres.

Mit jedem Augenblicke unterbrach die Ziegenhirtin die Erzählung durch Ausrufe der Bestürzung und des Schreckens.

— Sie hatten mir so fest versprochen, sagte sie zu ihr, mir zu schreiben und mich niemals ohne Nachrichten zu lassen! Warum haben Sie mir, als ich Sie letztes Früh-

jahr gesehen habe, nicht von dem Grafen von Eberbach gesprochen?

—Ich kannte ihn damals nicht, sagte Friedricke. Unsere Bekanntschaft hat sich auf eine plötzliche Weise gemacht.

Sie erzählte Gretchen, wie sie zu dem Grafen von Eberbach gegangen war, um ihm das Leben zu retten, wie der Graf an demselben Tage krank geworden und von Herrn Samuel Gelb erlangt hätte, daß er mit Friedricke in dem Hotel der Gesandtschaft bliebe, wie er sich daran gewöhnt hätte sie bei sich zu sehen, wie er um ihre Hand angehalten hätte und wie sie es angenommen hätte, indem sie sich durch eine seltsame und unerklärliche Sympathie zu ihm hingezogen fühlte.

—O! das ist nicht das Unerklärliche und Seltsame bei der Sache, unterbrach sie Gretchen. Aber noch ein Mal, warum haben Sie nach alle dem, was ich Ihnen gesagt hatte, einen so wichtigen Schritt thun können, bevor Sie mich durch einige Zeilen davon benachrichtigt hatten? Ein nach Heidelberg unter der Adresse, die ich Ihnen angegeben hatte, geschriebener Brief würde Alles gerettet haben.

—Alles das ist so schnell vor sich gegangen, daß ich den Kopf verloren hatte. Sie müssen mir nicht bös darüber sein, nicht an Sie gedacht zu haben; ich dachte nicht mehr an mich selbst. Aus meiner Niedrigkeit und meiner Armuth hervorgegangen, um plötzlich den Grafen von Eberbach mit seinem Namen, seinem Vermögen, seinem Ansehen und seinem Alter zu heirathen, war ich von al-

len Seiten so fern von meinen Träumen von gestern, daß ich wie in einen Wirbel ging, ohne mir Rechenschaft über das Ziel abzulegen. Ah! Sie haben Recht; ich hätte sprechen sollen, zu Ihnen und zu Jedermann; mit dem Grafen zuvörderst, der gut ist und das Unglück seines Neffen nicht gewollt haben würde. Aber ich war in einer solchen Verwirrung, daß ich selbst nicht mehr wußte, weder, was ich wünschte, noch ob ich etwas wünschte.

Als Friedricke ihre Erzählung endigte, fing die Nacht an hereinzubrechen.

Gretchen, welche einige Zwischenfälle dieser seltsamen Geschichte tiefsinnig gelassen hatten, befragte Friedricke nicht mehr und antwortete nicht mehr auf ihre Fragen. Die Gegenwart der Madame Trichter hinderte sie ohne Zweifel. Die Peitsche des Postillons sprach allein mit den Schellen der Pferde.

— Sind wir bald am Ziel? fragte Friedricke.

— Sogleich, sagte Gretchen.

Zehn Minuten nachher hielt der Wagen vor dem Gitterthore des Schlosses.

Der Pförtner kam, um aufzumachen.

Es war gänzlich Nacht geworden. Es gab kein Licht auf dem Schlosse, nicht eine Stimme, Nichts, welches meldete, daß die Gräfin erwartet würde.

Das Thor drehte sich auf seinen Angeln, und der Wagen fuhr in die halbrunde Allee, welche nach der Freitreppe führte.

In dem Augenblicke, wo die Pferde nnter die Bäume kamen, erschallte plötzlich ein furchtbares Gewehrfeuer,

zwanzig Fackeln kamen hinter den Gebüschen und den Mauern hervor, und ein lauter Chor stimmte mit einer besser gemeinten, als dem Ohre angenehmen Stimme an:

— Es lebe die Frau Gräfin von Eberbach!

Hierauf erschreckte eine zweite Salve Friedricken nochmals.

Die Dienerschaft war in einer Reihe an den beiden Geländern der Freitreppe aufgestellt.

Hans kam, den Schlag zu öffnen.

— Ich danke Ihnen, meine Freunde, sagte Friedricke. Aber ich beschwöre Sie, daß man keinen Schuß mehr thut.

Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als eine dritte, noch weit donnerndere Salve als die anderen die Fensterscheiben des Schlosses erbeben ließ.

— Die Frau Gräfin wird uns entschuldigen, sagte Hans; es sind die Leute von Landeck, welche ihr angenehm zu sein geglaubt haben, indem sie ein wenig Pulver für sie verbrennten. Aber man wird ihnen sagen, daß sie aufhören.

— Ich werde Ihnen dafür verbunden sein, antwortete Friedricke.

Und indem sie Madame Trichter den Postillon bezahlen ließ, trat sie mit Gretchen in das Schloß ein.

— Wird Madame zu Nacht essen? fragte der Koch.

— Sogleich, sagte Friedricke. Aber man führe mich zuvörderst in das Zimmer, das man für mich eingerichtet hat.

Eine Kammerfrau, — es war Hans Frau, — nahm

eine angezündete Kerze, und führte Friedricken in das ehedem von Christianen bewohnte Zimmer.

Gretchen ging mit ihr hinauf.

— Lassen Sie uns allein, sagte die Gräfin zu der Magd.

V.

Der Schrecken steckt an.

Als Hans Frau sich entfernt hatte, wandte sich Friedricke nach der Ziegenhirtin um:

— Wir sind allein. Erklären Sie mir das, was Sie mir in dem Wagen nicht haben sagen wollen. Warum schien die Nachricht von meiner Verheirathung mit dem Grafen von Eberbach Sie so mit Ueberraschung und mit Traurigkeit zu erfüllen? Sprechen Sie.

— Nicht hier! sagte Gretchen. Es haben sich in diesem Zimmer zu gräßliche Dinge zugetragen; ihr Andenken würde uns Unglück bringen. Kommen Sie in das Nebenzimmer.

Und sie zog Friedricken in den kleinen Salon, der an das Zimmer stieß, in welchem Christiane so viel gelitten hatte.

— Sprechen Sie, sagte Friedricke. Aber wie bleich Sie sind!

— O! das kömmt daher, weil ich große Furcht habe! antwortete die Ziegenhirtin.

— Furcht, vor was?

— Sie, Gräfin von Eberbach! begann Gretchen wieder, ohne zu antworten. Ach! das ist meine Schuld! das ist die Strafe für das, was ich gethan habe! Ich hätte sprechen sollen. Aber nein, ich konnte es nicht, da ich geschworen hatte zu schweigen. Ach! heilige Jungfrau! heilige Jungfrau! ist es möglich, daß der liebe Gott das arme Gewissen eines niedrigen Geschöpfes mit einer so schweren Last niederbeugt?

— Aber was wollen Sie damit sagen?

— Friedricke . . . Madame . . . Sie haben mir etwas gesagt, das mich bestürzt hat, aber Sie haben mir auch etwas gesagt, das mich einen Schimmer von Hoffnung hat erblicken lassen. Ich bitte Sie inständigst, mir die Frage nicht übel zu nehmen, die ich an Sie richten werde.

— O! ich werde nur Ihr Schweigen übel nehmen.

— Sie haben mir in dem Wagen gesagt, daß der Herr Graf von Eberbach, als Sie ihn geheirathet hatten, krank und fast sterbend war; Sie haben mir gesagt, daß an dem Tage Ihrer Verheirathung selbst Herr Lothario angekommen wäre, und daß der Herr Graf Sie mit seinem Neffen verlobt hätte, Ihnen erklärt hätte, daß Sie seine Tochter, und nicht seine Frau wären, und Sie ein Landhaus hätte beziehen lassen, während er in Paris blieb. Madame, verzeihen Sie mir, Sie das zu fragen, aber es handelt sich um die Ruhe eines Gewissens; Sie wissen,

ob ich Ihnen ergeben bin; die Reise, welche Sie zu Wagen zurückgelegt haben, habe ich zehn Male zu Fuß gemacht, blos, um Sie einen Augenblick lang zu sehen und Nachrichten von Ihnen zu erhalten. Nun denn, als Belohnung für meine Aufopferung und für meine Beschwerden verlange ich nur ein Wort von Ihnen. Ziehen Sie meine Seele aus der Hölle. Madame, der Graf von Eberbach ist niemals etwas Anderes, als ein Vater für Sie gewesen, nicht wahr?

Friedricke erröthete.

—O! bei dem Grabe Ihrer Mutter beschwöre ich Sie, nicht bei einer armseligen Bedenklichkeit stehen zu bleiben; die Ereignisse sind zu schrecklich für diese eitlen Empfindlichkeiten der Worte. Nicht wahr, der Graf von Eberbach hat Sie niemals anders behandelt, wie als seine Tochter? Antworten Sie mir wie an dem jüngsten Gericht.

—Ich habe es Ihnen bereits gesagt, antwortete Friedricke mit einer Verlegenheit, welche so zu sagen ihre Worte bestätigte; der Herr Graf von Eberbach starb dahin, als er den Gedanken gehabt hat, mich zu heirathen. Ich habe gewußt, daß er in seiner väterlichen Güte nur daran gedacht hatte, mir seinen Namen zu geben, um das Recht zu haben, mir einen Theil seines Vermögens zu hinterlassen. Auf diese Weise hatte er sich angeboten und ist er angenommen worden. Außerdem hat er die Liebe seines Neffen erfahren, und das ist für ihn ein neuer Grund gewesen, die mit Herrn Samuel Gelb und mit seinem Gewissen eingegangene Uebereinkunft zu respectiren. Er hat niemals dagegen gefehlt, und ich fürchte nicht, daß er je-

mals dagegen fehlen wird. Der Graf von Eberbach hat ein zu edles und zu reines Herz, als daß ich die geringste Besorgniß in dieser Beziehung fasse. Ich bin niemals für ihn etwas Anderes gewesen, und ich werde niemals mehr für ihn sein, als die Verlobte seines Neffen.

—Ah! ich danke! rief Gretchen aus. Sie nehmen mir eine Last von der Brust, ich fange wieder an frei zu athmen.

Und indem sie sich auf die Knie warf, sagte sie:

—Sei gepriesen, mein Gott! Du hast eine arme Frau verschont, welche diesen letzten Stoß nicht zu ertragen vermocht hätte.

Sie stand wieder auf und küßte die Hände Friedrickens.

—Die Barmherzigkeit des gütigen Gottes hat uns in der Vergangenheit bewahrt, sagte sie. Aber man muß an die Zukunft denken.

—Die Zukunft wird wie die Vergangenheit sein, sagte Friedricke. Ich werde die Tochter des Grafen von Eberbach bis zu dem Augenblicke sein, wo ich die Frau Lotharios sein werde. Und, was ich auch auf dem Grunde meines Herzens habe, ich wünsche, daß dieser Augenblick so spät als möglich herbeikömmt. Ich wünsche, daß der Graf lebt, daß er genesen möge . . .

—Nicht doch! rief Gretchen ungestüm aus. Er darf nicht genesen. Sie haben ihn geheirathet, weil er krank und sterbend war; die Gesundheit darf ihm nicht zurückkehren. Meine ganze Sicherheit würde verschwinden. Um Sie zu bestimmen, hat er Ihnen gesagt, daß er sterben würde; nun denn, er ist es, der sich verdammt hat.

Gretchen sagte das mit einer verwirrten und wunderlichen Miene.

—Halten Sie mich nicht für wahnsinnig, sagte sie zu Friedricken, welche sie mit Erstaunen anblickte, das kömmt daher, weil auf dem Grunde von allen diesem Dinge obwalten, die ich Ihnen nicht sagen kann. Aber Sie, die Sie keinen Schwur geleistet haben, und die Sie kein gräßliches Geheimniß haben, Sie hält nichts ab, Alles zu sagen. Fangen Sie das nicht wieder an, was Sie gethan haben. Wissen Sie, daß Ihr Schweigen beinahe drei Seelen in das Verderben gestürzt hat? — Aber warum kommen Sie hierher, und warum kommen Sie ganz allein hierher?

Friedricke erzählte Gretchen den Kummer, den ihr seit dem Frühjahre die Wunderlichkeit ihrer Stellung zwischen Julius und Lothario verursacht hatte, die Eifersucht des Grafen von Eberbach, ihre Traurigkeit, als sie sah, daß sie mit alle ihrem guten Willen nur dazu gelangte, Lothario und Julius, den einen durch den andern, leiden zu lassen, und den Rath, den ihr Samuel gegeben, wenigstens Julius dadurch zu beruhigen, zwei Hundert Meilen zwischen sich und die Stadt zu legen, welche Lothario bewohnte.

Wenn Lothario in Paris, sie in Eberbach wäre, so würde Julius nicht mehr fürchten, daß sie sich begegnen möchten.

Sie sei aus Sorge für die Ruhe des Grafen von Eberbach gekommen, welcher ohne Zweifel glücklich und dankbar herbeieilen würde.

Sie glauben, daß er hier zu Ihnen kommen wird? sagte Gretchen.

— Ich erwarte und hoffe es, antwortete Friedricke.

— Es ist gut, sagte die Ziegenhirtin. Ich werde ihn sehen. Ich werde mit ihm sprechen. Aber, o mein Gott! mein Gott! was würde ich ihm sagen können?

— Jetzt, wo ich auf ihre Fragen geantwortet habe, sagte Friedricke, ist es an Ihnen, auf die meinigen zu antworten.

Gretchen schüttelte den Kopf.

— Ich glaube an Ihre Freundschaft, fuhr Friedricke fort. Sie haben mir bewiesen, daß Sie sich für mich interessirten, und ich habe Ihnen soeben bewiesen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe. Aber dennoch weiß ich nicht wer Sie sind, und Sie haben mir nicht einmal Ihren wahren Namen für die Adresse der Briefe angeben wollen, die ich Ihnen Poste restante nach Heidelberg senden sollte.

— Mein Name würde Ihnen nicht viel lehren, sagte die Ziegenhirtin. Ich nenne mich Gretchen, wenn Sie ihn wissen wollen. Ich bin eine Ziegenhirtin. Das wird Ihnen nicht viel Auskunft geben.

— Wer sind Sie? beharrte Friedricke zu sagen. Sie befragen mich immer, und Sie wollen mir niemals antworten. Sie beschäftigen sich mit mir, wie als ob ich Ihre Tochter wäre; Sie machen jedes Jahr lange Reisen zu Fuß, um mich einige Minuten lang zu sehen, und das, was mir begegnet, erschüttert Sie mehr als mich. Sie haben einen Grund, um so zu sein. Und als der Zufall mich fern von der Stadt führt, in welcher ich erzogen

worden bin, als ich in eine Gegend komme, in welcher ich kein Gesicht zu finden hoffte, das ich kenne, sind Sie die erste Person, der ich begegne! Alles das ist ungewöhnlich. Es besteht zuverlässig zwischen unser beider Leben ein Band, das ich nicht kenne. O! ich bitte Sie, sagen Sie mir nur ein Wort: Kennen Sie meine Mutter?

— Fragen Sie mich darüber nicht, antwortete Gretchen. Darüber ist mein Mund versiegelt. Ich bin eine arme Frau, die Sie liebt und die Gott und den Todten geschworen hat über Sie zu wachen. Ich werde diesen Schwur nicht brechen, sein Sie unbesorgt; aber ich werde auch den andern nicht brechen. Ich habe geschworen, Nichts zu sagen. Niemand weiß etwas, weder Sie, noch selbst der Herr Graf von Eberbach. Die Todten würden den Grabstein aufheben, und ihre eisige Hand auf meine Lippen legen, um sie zu verhindern sich zu öffnen. Und wie kann ich indessen Sie retten, ohne dem Grafen die Wahrheit zu sagen? Wie wird er den Abgrund sehen, wenn ich ihn nicht über die Vergangenheit aufkläre? Leite mich, mein Gott! denn ich fürchte den Verstand zu verlieren, und es ist weniger als jemals der Augenblick dazu. Ich habe nicht zu viel an meinem ganzen Verstande, um dieses theure und liebe Kind aus der Gefahr zu retten, in die es meine Unvorsichtigkeiten gestürzt haben.

Plötzlich stieß die junge Gräfin einen Ausruf aus, der Gretchen aus ihrer finsteren Träumerei erwachen ließ.

— Was haben Sie denn? fragte die Ziegenhirtin.

Friedricke zeigte den Spiegel, der sich vor ihr befand.

— Eine sonderbare Sache, sagte sie. Als ich so eben

zufällig in diesen Spiegel sah, hat es mir geschienen, als ob ich mein Gesicht zwei Male darin sähe.

Und sie wandte sich nach der Wand um, welche dem Spiegel gegenüber war.

— Ah! es ist dieses Porträt, sagte sie, indem sie das Porträt der Schwester Christianens bezeichnete . . . Ich hatte mich also nicht gänzlich geirrt! . . . meine Augen öffneten sich nicht ohne Grund. Sehen Sie doch, Gretchen, wie dieses Porträt mir ähnlich ist.

— O! es ist wahr, rief Gretchen aus. Ich hatte es noch nicht bemerkt, aber es ist sehr wahr; ohne den Unterschied der Kleidung, könnte man sagen, daß Sie es sind.

Und sie unterbrach sich plötzlich. Friedricke heftete einen fragenden Blick auf sie.

— Alles, was mir begegnet, ist seltsam, sagte sie. Was bedeutet das? Wie gleicht mir dieses Porträt in dem Grade? Wissen Sie wessen Porträt es ist?

— Ja, stammelte Gretchen. Es ist das Porträt der Schwester der ersten Gräfin von Eberbach.

— Der Schwester der Madame Christiane? fragte Friedricke, welche erbleichte.

— Ja, antwortete die Ziegenhirtin. Aber Sie erbleichen!

— Ich habe Furcht, sagte Friedricke. Das kömmt daher, weil Herr Lothario der Neffe der Madame Christiane ist. Die Schwester der Madame Christiane war die Mutter des Herrn Lothario. Und da gleiche ich jetzt seiner Mutter! Gretchen! Gretchen! wäre etwa die Mutter des Herrn Lothario auch meine Mutter?

—O! beruhigen Sie sich, meine liebe Dame, Sie sind nicht die Schwester des Herrn Lothario.

Fiedricke athmete wieder auf.

—Sie sind dessen ganz gewiß? wiederholte sie.

—Die, deren Porträt Sie hier sehen, erwiderte Gretchen, ist viele Jahre vor Ihrer Geburt gestorben. Ich war bei ihrem Tode gegenwärtig.

—Ich danke! rief Friedricke aus. Ich sehe jetzt wohl, daß Sie wirklich meine Freundin sind. O! ich danke!

—Nun denn! wenn Sie fühlen, daß ich Sie wirklich liebe, so thun Sie das, was ich Ihnen sage, und lassen Sie sich durch mich leiten, durch mich, die ich allein, hören Sie, allein auf der Welt die Gefahren kenne, welche Sie laufen, und die Sie davor bewahren kann. Indessen befragen Sie mich niemals; suchen Sie nicht das zu erfahren, was hinter Ihnen, in Ihrer Vergangenheit, in Ihrer Wiege ist. Aus Achtung für alles das, was Sie lieben und verehren müssen, erforschen Sie nicht Geheimnisse, welche Sie nicht kennen lernen können. Bis jetzt hat die Vorsehung Sie wunderbar geschützt und geleitet. Lassen Sie sie handeln und Sie immer führen.

—Ich wünsche nichts lieber, Gretchen. Aber es hängt nicht von mir ab, nicht beunruhigt über alles das zu sein, was Sie mir sagen. Sie sagen mir, daß mich eine Gefahr bedroht, und Sie wollen mir diese Gefahr nicht offenbaren. Wer wird mich vor ihr schützen, wenn ich sie nicht kenne?

—Ich. Versprechen Sie mir, dieses Mal mir Nichts

zu verhehlen und mich zur rechten Zeit von alle dem zu unterrichten, was Ihnen begegnen kann?

— Ich verspreche es Ihnen.

— Bei Ihrem Glücke und bei der Seele Ihrer Mutter, brechen Sie dieses Versprechen nicht. Sobald der Herr Graf von Eberbach auf dem Schlosse sein wird, oder auch sobald Sie von Paris die unbedeutendste Nachricht empfangen, werden Sie mich benachrichtigen.

— Wo?

— Ihre Dienerschaft kennt mich. Sie werden ihr sagen mich zu holen; sie werden nicht in Verlegenheit sein, mich zu finden, und ich werde schnell herbeieilen, sein Sie unbesorgt. Demnach also, das ist verabredet?

— Das ist verabredet, sagte Friedricke.

In diesem Augenblicke klopfte man an die Thür des kleinen Salons.

— Das Abendessen ist angerichtet, sagte die Stimme der Madame Trichter.

— Sie werden mit uns essen, mein gutes Gretchen? sagte Friedricke.

— Nein, ich danke, sagte die Ziegenhirtin, das liegt nicht in meinen Gewohnheiten. Ich habe in Neckarsteinach zu Nacht gegessen, und dann bedürfen meine Ziegen meiner. Ich habe sie einer andern Hirtin anvertraut, aber wie zufrieden sie sein werden mich wiederzufinden! Ich will Ihre Freude nicht verzögern.

Sie ging mit Friedricken hinab, ließ sie ihr Versprechen, sie von Allem zu unterrichten, erneuern, und verließ sie, nachdem sie ihr die Hände geküßt hatte.

Als Friedricke nach dem Abendessen wieder in ihr Zimmer hinaufging, befragte sie sich selbst voll Träumerei und Traurigkeit.

Sie empfand einen seltsamen Eindruck in diesem unbekannten Lande, in das sie sich plötzlich versetzt befand, in diesem Schlosse voll trauriger Erinnerungen, aus dem sie das Andenken einer andern vertrieben hatte, und in welchem ihre Unkenntniß der Orte sich mit dem Geheimnisse ihres Schicksales verwickelte.

Was war dieser plötzliche Schrecken, der sich der Ziegenhirtin bemächtigt hatte, als sie erfuhr, daß Friedricke den Grafen von Eberbach geheirathet hätte? Warum hatte sich Gretchen erst ein wenig beruhigt, als sie erfuhr, daß der Graf von Eberbach für sie nur ein Vater geblieben war?

Eine unerklärliche Bangigkeit erfüllte Friedrickens Herz.

Ganz allein in diesem großen, mit schrecklichen Erinnerungen bevölkerten Schlosse, — Lothario hatte ihr den Selbstmord Christianens erzählt, — fühlte sie dunkel um sich herum Unglück, Verbrechen vielleicht, sich bewegen. Was Lothario ihr gesagt hatte, kam ihr wieder in das Gedächtniß und erschreckte sie, — weniger noch als das, was Gretchen ihr nicht hatte sagen wollen.

Unter alle diesen Möbeln, die sie am Tage vorher nicht kannte, diesem Bette, das nicht das ihrige war, unter diesen Vorhängen und diesen Gemälden, die sie wie eine Fremde empfingen, befand sich nur ein befreundeter Gegenstand: das Porträt der Mutter Lotharios. Jetzt, wo sie keine Furcht mehr vor ihm hatte, liebte sie es; jetzt, wo sie nicht mehr fürchtete, daß es das ihrer Mutter

sei, war sie zufrieden, daß es die Mutter Lotharios war.

Sie kniete vor ihm nieder, und machte ihm Zeichen der Freundschaft und der Zärtlichkeit, in dem Glauben, daß es die Mutter wäre, der sie sie machte.

Diese Aehnlichkeit war eine Verbindung mehr zwischen ihr und Lothario. Sie sah darin eine Art von Vorausbestimmung, von Verwandtschaft. Sie gehörte bereits zu seiner Familie.

Sie war zufrieden, ein wenig zu ihr zu gehören, jetzt, wo sie nicht mehr fürchtete ihr zu viel anzugehören.

Sie fuhr fort dieses Porträt zu betrachten und ihm zuzulächeln, bis zu dem Augenblicke, wo die Ermüdung der Reise ihr die Augen schloß und die ungestümen Gedanken beruhigte, welche die Verschweigungen der Ziegenhirtin in ihrem Innern erregt hatten.

VI.

Die Erscheinung.

Gretchen schlief nicht.

Als sie Friedricken verließ, eilte sie zu der Ziegenhirtin, der sie ihre Ziegen anvertraut hatte. Sie fand sie, als sie eben nach Haus gekommen; sie waren schon für die Nacht eingeschlossen.

—Es ist gut, sagte Gretchen, ich werde sie morgen abholen.

Aber in dem Augenblicke, wo sie im Begriffe stand, nach ihrer Hütte zurückzukehren, begann eine der Ziegen, welche wahrscheinlich die Stimme ihrer Gebieterin erkannt hatte, vor Freude zu meckern und weckte die andern.

—Ihr wollt nicht, daß ich ohne Euch gehe? sagte Gretchen. Wohlan! es sei, ich will Euch mitnehmen.

Sie öffnete die Thür des Stalles, in welchem sie eingepferchte waren. Die Ziegen kamen in aller Eile heraus, und sprangen lustig um Gretchen herum.

— Adieu, sagte Gretchen zu der Ziegenhirtin. Ich danke Dir immerhin für die Absicht, und wir werden unsere Rechnung ausgleichen.

Und indem sie zu ihren Ziegen sagte:

— Kommt!

schlug sie wieder den Weg nach ihrer Hütte ein.

Als sie ankam, ließ sie ihre Ziegen in den Felsen, in ihr gewöhnliches Nachtlager eintreten.

Was sie anbetrifft, so trat sie nicht in ihre Hütte ein.

Sie begann mit großen Schritten durch die Felsen zu gehen, indem sie ihre Stirn an der kalten Nachtluft zu erfrischen versuchte.

— Was soll ich thun? fragte sie sich. Friedricke wird mich benachrichtigen, wenn der Graf von Eberbach auf das Schloß kommen wird. Aber überlegen wir. Wozu wird es mir dienen, benachrichtigt zu sein? Kann ich etwa sprechen? Habe ich der sterbenden Christiane nicht geschworen, das Geheimniß zu bewahren? Kann ich einen, einer Gestorbenen, und vorzüglich dieser, gethanen Schwur brechen?

Man sollte niemals Jemand einen Schwur leisten, da man niemals weiß, was sich zutragen kann.

Ich habe der, welche in dem Abgrunde schläft, geschworen, ihr Geheimniß Niemand, besonders nicht Julius zu offenbaren. Um dieses Geheimniß vor Jedermann, — besonders vor Julius, — zu verbergen, hat sich Christiane das Leben genommen. Sie hat das Geheimniß theuer genug bezahlt, daß es ihr angehört. Sie hat genug darüber leiden müssen, daß sie den Gatten verließ, den

sie liebte, daß sie so jung auf das Leben verzichtete, indem sie sich in jenen Abgrund stürzte, in welchem sich ihr armer, so schöner Körper gegen die Felsen zerschmettert hat! Und alle dieses Elend sollte vergebens gewesen sein! Und sie sollte umsonst Alles geopfert, Alles gelitten, Alles erduldet haben! Sie sollte sich das Leben genommen haben, um ihre Ehre aufrecht zu erhalten, und sie sollte ihre Ehre gleichfalls getödtet haben!

Nein, das wird nicht geschehen! Ich werde wenigstens nicht so die Hoffnung ihres Selbstmordes Lügen strafen, und sie in dem Rufe, den sie hinterlassen hat, nochmals tödten.

Aber wie kann ich indessen das Verhängniß in Erfüllung gehen lassen, das sich vorbereitet? Ja, der Herr Graf hat bis jetzt die Verlobte seines Neffen respectirt. Aber er war sterbend, er war durch das Grab erstarrt, in das er bereits eintrat; sein Blut war kalt in seinen Adern; er hatte nichts mehr von den Leidenschaften eines Menschen. Und dabei hat er noch Anfälle von Eifersucht gehabt, wenn Friedricke zu vertraut mit Lothario war. Das ist sogar so weit gegangen, daß sie wegen der Ruhe des Grafen und der ihrigen genöthigt gewesen ist, sich von Lothario zu trennen und sich hier zu begraben.

Der Herr Graf wird hier zu ihr kommen.

Wer weiß, ob er hier nicht die Gesundheit und die Kraft wieder erlangen wird?

Nein, zuverlässig, er darf nicht genesen. Nein, Gott wird ihm die Gesundheit nicht wiedergeben. Mit der Gesundheit wird ihm die Liebe zurückkehren. Friedricke ist so

schön, so rein, so liebenswürdig! Züchtiges und frommes Kind, die sich für geschützt glaubt, weil sie die Verlobte Lotharios ist! Die Männer, welche eine Frau wollen, haben keine Bedenklichkeiten; ich weiß es! Tugend, Verbrechen, Rechtschaffenheit, Niederträchtigkeit, Nichts besteht dann mehr.

Ah! ich bedarf einer andern Bürgschaft, als das Wort eines Mannes, welcher liebt. Ich halte den Grafen von Eberbach für rechtschaffen, wenn es sich darum handelte, nicht eine Börse zu stehlen; aber ich halte ihn, wie alle Männer, jeden Verrathes, jeder Schändlichkeit und jeder Niedrigkeit fähig, wenn es sich darum handelt, eine Frau zu nehmen. Außerdem ist sie seine eigene Frau, er hat sie geheirathet, und Jedermann würde ihm Recht geben.

Dann habe ich nur ein Mittel: nämlich Alles zu sagen. Mit einem Worte kann ich den Grafen von Eberbach zurückhalten. Ich kann ihn bleich und entsetzt vor dem zurückweichen lassen, was er zu begehen im Begriffe stand. Ich brauche dazu nur ein Wort zu sagen.

Und dieses Wort, das Alles retten würde, ich habe geschworen es nicht zu sagen!

Aber recht betrachtet, weshalb schweige ich? Um Christianens willen? Bin ich fest überzeugt, ihren Wunsch auszuführen? Würde sie, wenn sie zurückkehren könnte, wenn sie da wäre, wenn sie die gräßliche Lage sähe, in welche unser Unglück uns versetzt hat, darauf beharren, die Geheimhaltung zu verlangen? Würde sie nicht im Gegentheile das Geheimniß brechen wollen? Würde sie Friedri-

cken eine einzige Minute länger dem gräßlichen Unglücke ausgesetzt lassen, das sie bedroht?

Nein, gewiß nicht. Dann ist kein Ruf, keine Ehre mehr mächtig genug; Christiane würde zu glücklich sein, sich zu stürzen, um Friedricken zu retten; sie würde Alles sagen; sie würde der ungerechten Verachtung der Welt, und, mehr noch als dem, dem Schmerze ihres Gatten Trotz bieten. Sie würde den Flecken ihrer Ehre zeigen, um dem Gewissen Friedrickens einen zu sparen, sie würde mit Vergnügen mit ihrer Schande die Reinheit Friedrickens erkaufen.

Aber habe ich das Recht das zu thun, was Christiane zuverlässig thun würde? Hat sie mich meines feierlichen Versprechens entbunden? O mein Schwur! mein Schwur!

Friedricke der Leidenschaft des Grafen ausgesetzt zu lassen, unmöglich; das Wort zu sagen, das sie befreien würde, wieder unmöglich.

Was beschließen?

Zwischen der Ehre Christianens und der Unschuld Friedrickens, zwischen dem Verbrechen Friedrickens und meinem Meineide, — was wählen?

Diese Verlegenheiten und diese Unschlüssigkeiten beschäftigten Gretchen die ganze Nacht über. Die Morgendämmerung überraschte sie auf der Erde sitzend, die Stirn auf ihre Knie gestützt und mit aufgelösten Haaren.

Sie machte ihren Ziegen auf und führte sie in das Gebirge.

Sie blieb dort den ganzen Tag über, indem sie vorzugsweise die Orte wählte, von wo aus sie das Schloß

Eberbach sah, und belauerte, ob Niemand ankäme, und ob Friedricke keinen Diener absende, um sie aufzusuchen.

Am Abend kehrte sie nach Haus zurück, und dieses Mal legte sie sich zu Bett. Ihr Körper fing an ihre Seele nicht mehr tragen zu können und verlangte Ruhe.

Am folgenden Morgen kehrte sie nicht auf das Schloß zurück.

Sie wartete, daß Friedricke sie rufen ließe.

Was hätte sie auf dem Schlosse thun oder sagen sollen, bevor der Graf angekommen war, oder bevor Friedricke Nachrichten von ihm erhalten hatte? Friedricke würde nicht ermangeln, sie mit Fragen zu drängen, und es war unnütz, Fragen zu suchen, auf die sie entschlossen war nicht zu antworten.

Sie wartete.

Friedricke ihrer Seits wartete gleichfalls. Am Tage nach ihrer Ankunft hoffte sie bei ihrem Erwachen Samuel, oder Julius, oder wenigstens einen Brief zu finden.

Sie fand Niemand und Nichts.

Am zweiten und am dritten Tage war es ebenso.

Drei Tage verflossen, ohne daß sie irgend eine Nachricht erhielt.

Sie fragte sich, was das zu bedeuten habe. Wie kam's, daß sie nicht wenigstens einige Zeilen von Herrn Samuel Gelb erhalten hatte? Und welcher Grund konnte das Schweigen des Grafen von Eberbach erklären? Es war unmöglich, daß Herr Samuel ihm nicht den Grund ihrer Abreise gesagt hätte.

Weshalb gab ihr dann ihr Gatte kein Lebenszeichen?

Daß der Graf nicht in aller Eile gekommen war, um ihr zu danken und sie zu beruhigen, daran hatten seine Angelegenheiten ihn verhindern und ihn um einige Tage zurückhalten können; aber es gibt keine Angelegenheiten, die verhindern, einem armen jungen Mädchen, das sich unserem Glücke aufgeopfert hat, und das in den Bangigkeiten der Ungewißheit die Wirkung ihrer Ergebenheit und ihres Opfers erwartet, einige Zeilen zu schreiben. War denn der Graf etwa, statt glücklich und dankbar über die Abreise Friedrickens zu sein, wie Herr Samuel Gelb es der jungen Frau versprochen hatte, darüber beleidigt und unwillig? War er Friedricken bös, ohne sein Wissen gehandelt und ihm ein Geheimniß aus einem so entscheidenden Schritte gemacht zu haben, ihn so zu sagen gezwungener Weise den Beschäftigungen entrissen zu haben, die ihn, wie er immer gesagt hatte, nöthigten in Frankreich zu bleiben?

War er unzufrieden mit ihr, daß sie ihn, selbst ohne ihn zu berathen, zwischen seine Interessen und seine Gattin gestellt hatte?

— O! gleichviel! sagte sich Friedricke. Ich will lieber Alles, als diese Ungewißheit. Wenn ich morgen noch keine Nachrichten habe, so reise ich wieder nach Paris ab. Ich habe Unrecht gehabt, auf Herrn Samuel Gelb zu hören, welcher kommen oder mir wenigstens schreiben mußte, so bald er den Grafen gesprochen hatte. Ich werde selbst mit dem Grafen sprechen. Man erklärte sich besser in der Nähe, als aus der Ferne, und ich habe bereits genug durch ein Mißverständniß gelitten, um nicht zu wollen, daß die Mißverständnisse von Neuem beginnen.

Am folgenden Morgen schellte sie. Madame Trichter erschien.

—Nichts Neues? fragte Friedricke.

—Noch nichts.

—Es ist gut. Sagen Sie, daß man mir Pferde bestellt. Ich kehre nach Paris zurück.

—Nach Paris! sagte Madame Trichter.

—Ja, nach Paris. Kein Wort. Es ist eine beschlossene Sache.

Madame Trichter entfernte sich.

Aber sie kehrte fast sogleich wieder zurück.

—Madame! ein Brief! rief sie beim Eintritte aus.

—Ah! das ist ein Glück, sagte Friedricke. Geben Sie geschwind.

Es war ein Brief von dem Grafen von Eberbach.

Friedricke las:

„Meine liebe Tochter,

Ich fange damit an, Dir zu danken . . ."

Friedricke unterbrach sich. Das war das erste Mal, daß der Graf sie dutzte. Diese Aenderung der Manier machte einen seltsamen Eindruck auf sie.

Sie fuhr fort:

„Ich fange damit an, Dir für die gute Absicht Deiner Abreise zu danken. Du bist rein und aufopfernd wie ein Engel. Wenn Du wüßtest, meine liebe Tochter, wie sehr ich die Widerwärtigkeiten bereue, die ich Dir verursacht habe. Ich habe Dir niemals gesagt, und ich habe es vor diesem Augenblicke selbst niemals gewußt, mit welchem Vaterherzen ich Dich anbetete. Ich wünschte wohl, Dich wie-

der zu sehen, um es Dir besser auszudrücken, als ich es bis jetzt gethan habe. Gott wird mir erlauben nicht zu sterben, ohne Dich wiedergesehen zu haben.

Ich muß indessen in Paris bleiben, mein geliebtes Kind, gerade um über Dinge zu wachen, welche Dich interessiren. Sei nicht besorgt über mich. Ich befinde mich nicht schlecht. Ich wiederhole es Dir, daß ich nur bleibe, um an einer Sache zu arbeiten, welche Dein Glück beschleunigen kann. Aber verzeihe mir, zu wünschen, daß nicht so viel Entfernung zwischen uns stattfindet. Da ich nicht zu Dir kommen kann, so bitte ich Dich zu mir zu kommen.

Glaube darum nicht, daß Deine Reise vergebens gewesen sein wird. Nein, sie wird im Gegentheile Resultate hervorgebracht haben, auf welche Niemand von uns gefaßt sein konnte.

Damit Du nicht ein zweites Mal die Langeweile hast, diese lange Reise ganz allein zu machen, so sende ich Dir, um Dich zurückzuführen, eine Person, welche an demselben Tage als dieser Brief in Eberbach ankommen wird.

Friedricke, ich empfehle Dir an, diese Person zu empfangen, wie Du mich selbst empfangen würdest. Obwohl sie Dir unbekannt ist, liebt sie Dich weit inniger, als Du es zu glauben vermagst. Liebe sie sehr.

Und komm schnell mit ihr zurück, denn die Minuten werden mir bis zu Eurer Rückkehr Jahrhunderte scheinen.

Dein treuer Vater,
Julius von Eberbach."

Friedricke war über den zugleich liebevollen und ernsten Ton überrascht, der in diesem ganzen Briefe herrschte.

Augenscheinlich verhehlte ihr der Graf irgend etwas. Es hatte sich irgend ein Zufall zugetragen, der die Beziehungen zwischen ihnen geändert hatte. Die Zärtlichkeit des Grafen schien sich gewaltig geändert zu haben.

Was hatte ihn denn zugleich weit ernster und weit zärtlicher machen können?

Und wer war diese unbekannte Person, welche Friedricken abholen würde?

An wen sich in dieser neuen Wendung ihres Schicksales wenden?

Friedricke dachte an Gretchen.

Sie hatte der Ziegenhirtin versprochen sie zu benachrichtigen, so bald sie Nachrichten von Paris erhalten würde.

Sie ließ sie holen.

Gretchen eilte herbei.

Die Ziegenhirtin hörte das Vorlesen des Briefes von dem Grafen an, ohne ein Wort zu sagen.

Als der Brief beendigt war, blieb sie tiefsinnig und in ihre Betrachtungen versunken.

—Bevor ich Ihnen einen Rath ertheile, sagte sie, muß ich überlegen. Diese Person, welche Sie nach Paris zurückführen soll, wird ohne Zweifel im Laufe des Tages ankommen. Ich bitte Sie nur, nicht vor morgen früh abzureisen. Ich werde den ganzen Tag darauf verwenden, an das zu denken, was wir thun müssen. Auf heute Abend.

Und sie entfernte sich.

Tausend widersprechende Ideen regten sich in Gretchens Kopfe. Der Graf war ernst und väterlich, und auf der andern Seite hatte Friedricke sie auf dieses ungewöhnliche Dutzen aufmerksam gemacht.

Warum dieses Schweigen Samuels? Ihr alter Argwohn in Bezug auf Samuel Gelb kehrte ihr plötzlich wieder zurück. Er war es, der die Abreise Friedrickens ohne Julius Wissen angezettelt hatte; wer weiß, ob dahinter nicht eine Arglist und ein Verrath dieser boshaften Seele steckte? Er liebte Friedricken; er hatte sie heirathen wollen. Er hatte sich sehr nachgiebiger und sehr gefälliger Weise vor Julius, und dann vor Lothario zurückgezogen! Zu glauben, daß er sich ohne Vorbehalt zurückgezogen, daß er sich aufrichtig geopfert hätte, dazu kannte ihn Gretchen zu gut. Augenscheinlich hatte er sich den Schein des Opfers geben, und darunter das wieder zu gewinnen suchen müssen, was er abzutreten geschienen hatte.

Ein abscheulicher Gedanke stieg in dem Kopfe der Ziegenhirtin auf.

Julius Brief enthielt nicht einmal den Namen Lotharios. Was war in diesem Allen aus Lothario geworden? Deutete diese Auslassung Lotharios auf der einen Seite, auf der andern die ungewöhnliche Vertraulichkeit, und endlich der fast traurige Ernst des Briefes, deutete Alles das nicht an, daß der Graf von Eberbach auf eine oder die andere Weise glaubte, jetzt Friedricken wie seine Frau behandeln zu können?

Sollte dieser elende Samuel die geheimnißvolle Flucht

Friedrickens so angeordnet haben, daß Friedricke das Ansehen gehabt hätte von Lothario entführt zu sein?

Der Gedanke eines Duelles zwischen dem Onkel und dem Neffen fiel Gretchen nicht ein; aber der Graf von Eberbach konnte Lothario so schlecht behandelt haben, daß Lothario in einem Augenblicke der Verzweiflung das hatte thun können, was Christiane ehedem gethan hatte: sich das Leben nehmen.

Nun erklärte sich Alles, die Traurigkeit des Briefes, die Auslassung von Lotharios Namen, das Dutzen, und diese Person, um Friedricken zurückzuführen, und ohne Zweifel um sie auf der Reise auf die schreckliche Nachricht vorzubereiten, welche sie bei ihrer Rückkehr in Paris erwartete.

Was anfangen?

Fieberhaft und wie wahnsinnig, brachte Gretchen den ganzen Tag damit zu, alle Arten sinnloser Pläne zu überdenken.

Endlich, als der Abend anbrach, faßte sie einen entscheidenden Entschluß.

Sie stand plötzlich auf, und, ohne eine Sekunde zu verweilen, aus Furcht, daß ihr Muth erschwachen möchte, ging sie geraden Weges dorthin, wohin sie seit achtzehn Jahren niemals zurückgekehrt war: — nach dem Höllenloche.

Die Nacht war finster.

Große dunkle, von dem Winde getriebene Wolken erdrückten sich schwerfällig vor dem traurigen Monde.

Die Gespenster der Bäume erhoben sich in grausigen Stellungen.

In dem Maße, als Gretchen dem Abgrunde näher kam, wurde ihr Herz beklommen, wie zwischen Zangen erdrückt.

Sie kam an.

Ihr Schritt ließ einige Hundert Raben davon fliegen, die ihre Nester an dem Rande des Abgrundes hatten, und die krächzend im Kreise herum zu fliegen begannen.

Aber die Ziegenhirtin bekümmerte sich eben nicht um alle diese äußeren Schrecken. Die Finsterniß ihres Herzens war es, welche sie erschreckte.

Sie kniete nieder.

Dann rief sie mit lauter Stimme aus:

— Meine Christiane! meine verehrte Gebieterin! theure, in meinem Innern immer lebendige Gestorbene, — ich kehre nach achtzehn Jahren an diesen Abgrund zurück, der Dein Grab ist, um Dich über das zu fragen, was ich thun soll, und um den Gedanken zu befolgen, den Du mir eingeben wirst. Christiane, wenn irgend etwas die Todten überlebt, wenn Deine Seele noch die Traurigkeit derer fühlt, welche Du auf dieser Erde zurückgelassen hast, wenn Gott, auf den ich mich an Deinem Todestage an dieser selben Stelle berief, immer die Guten zu beschützen und die Bösen zu bestrafen weiß, Christiane! Christiane! Christiane! erleuchte mich, begeistere mich, sprich!

— Gretchen! sagte eine Stimme hinter ihr.

Und zu gleicher Zeit legte sich eine Hand auf die Schulter der Ziegenhirtin.

Gretchen wandte sich erschreckt um.

Aber das, was sie sah, als sie sich umwandte, verdoppelte ihren Schrecken.

Christiane, — ja, Christiane selbst, — war da, stand neben ihr.

Ein Schein des Mondes erleuchtete ihr bleiches, aber ruhiges Gesicht.

Sie war schwarz gekleidet. Sie schien größer geworden und verklärt.

Gretchen wollte schreien, aber sie vermochte keine Sylbe hervorzubringen.

Die wunderbare Erscheinung begann wieder mit langsamer und sanfter Stimme:

—Fürchte nichts, mein Gretchen; Gott hat Dich erhört, und ich segne Dich. Steh auf, mein Gretchen, und folge mir.

Und sie begann zu gehen.

Gretchen stand auf und folgte ihr.

VII.

Studien über die Gewissensbisse.

Samuel Gelb fragte sich indessen, ob er gewiß wäre, daß seine Ränke die Wirkung hervorgebracht hätten, die er davon gehofft hatte.

Konnte er von nun an mit der Gewißheit handeln, daß Lothario todt war? Darin lag für ihn die Hauptfrage.

Nachdem Julius bleich und finster in das Hotel zurückgekehrt war, ihn gefragt hatte wo Friedricke wäre und ihn gebeten hatte ihn allein zu lassen, war Samuel Tags darauf nach der preußischen Gesandtschaft gegangen, und hatte den Pförtner und die Dienerschaft ausgefragt.

Man hatte Lothario seit dem vorigen Tage nicht gesehen.

Samuel ging zu Julius, und bevor er hinaufging, befragte er gleichfalls die Leute.

Sie hatten eben so wenig Nachrichten von Lothario.

Augenscheinlich, die ungeheure Hoffnung Samuel Gelbs war in Erfüllung gegangen: Julius hatte Lothario in einem Duelle ohne Zeugen getödtet.

Und was Samuel indessen auch thun mochte, auf dem Grunde seines Geistes blieben immer noch Zweifel und Besorgnisse.

War es keine Möglichkeit, etwas aus dem Grafen von Eberbach herauszubekommen?

Samuel versuchte es nochmals. Aber als er den Namen Lothario aussprach, erinnerte ihn Julius in einem Tone daran, in welchem zugleich Zorn und Traurigkeit lag, daß er ihn gebeten hätte, diesen Namen niemals in seiner Gegenwart auszusprechen.

Samuel sprach von anderen Dingen; dann versuchte er einige Minuten nachher eine Anspielung auf die Vorfälle, die sich in Saint-Denis mußten zugetragen haben. Aber Julius gab sogleich dem Gespräche eine andere Wendung und sagte, daß er sich leidend fühle und daß er der Einsamkeit bedürfte.

Samuel mußte sich wie am vorigen Tage entfernen, ohne etwas erfahren zu haben.

Das war wohl der ganze äußere Schein eines Gewissensbisses. Julius absichtliches Verschweigen, dieses Leiden, wenn der Name Lothario in dem Gespräche vorkam, dieses Bedürfniß, selbst vor den Augen seines besten Freundes die Gemüthsbewegung zu verbergen, welche dieser Name auf seinem Gesichte erregte, alle diese Symptome verriethen ziemlich deutlich eine Katastrophe.

Gleichviel, Samuel hätte etwas Bestimmteres haben mögen, und um von dem Tode überzeugt zu sein, hätte er die Leiche berühren müssen.

Seine begierige und leidenschaftliche Neugierde wagte sich am folgenden Tage an eine Art von Untersuchung, die nicht ohne Gefahr war.

Er begann die Umgegend von Saint-Denis und von Enghien zu durchwandern, indem er die Landleute, die Gastwirthe, die Schiffer ausfrug. Hatten sie nicht von einem Unglücksfall, von einem Ertrunkenen, von einem Todten, von einem Duelle sprechen hören?

Aber Niemand begriff das, was er sagen wollte.

Er hatte Verbindungen in der preußischen Gesandtschaft beibehalten.

Er besuchte am folgenden Tage den zweiten Secretär, und fragte ihn, was aus Lothario geworden wäre.

Der Secretär antwortete, daß er es nicht wisse, aber daß der Gesandte es wisse und gesagt hätte, daß man sich nicht über ihn beunruhigen möchte.

Darin hatte er endlich den Anfang einer Spur.

Samuel beschloß, sich an den Gesandten selbst zu wenden.

Er wartete den Augenblick ab, wo der Gesandte allein war, und ließ sich melden.

Der Gesandte ließ antworten, daß er nicht zu sprechen sei.

Samuel bestand darauf, indem er sagte, daß er Seine Excellenz in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen hätte.

Der Huissier führte ihn nun ein.

Der Gesandte empfing ihn ziemlich frostig, blieb stehen und sagte ihm nicht, sich zu setzen.

—Euere Excellenz wird mir verzeihen sie gestört zu haben, sagte Samuel. Aber es handelt sich um eine Angelegenheit, die mich in einem über das Gewöhnliche hinausgehendem Grade interessirt, und die, ich wage es zu hoffen, auch Eure Excellenz interessirt.

—Erklären Sie sich, mein Herr, antwortete der Gesandte kalt.

—Seit drei Tagen ist ein junger Mann, den ich wie einen Sohn liebte, und für den Eure Excellenz bereits Freundschaft gefaßt zu haben schien, ist Lothario verschwunden.

—Ich weiß es, erwiderte der Gesandte immer in demselben Tone. Weiter?

—Umstände, die mir persönlich bekannt sind, und die, wie ich glaube, auch Ihnen bekannt sind, lassen mich fürchten, daß diesem jungen Manne ein Unglück zugestoßen ist. Man hat mir gesagt, daß Sie wüßten, was aus ihm geworden; ich nehme mir daher die Freiheit, mich bei Eurer Excellenz darnach zu erkundigen.

Der Gesandte unterbrach Samuel fast streng.

—Herr Samuel Gelb, sagte er, Lothario war mein Sekretär. Außerdem vertrete ich als Gesandter in Frankreich das Königthum und die Gerechtigkeitspflege von Preußen, und ich bin beauftragt, über unsere Landeskinder zu wachen. Ich gestehe Niemand das Recht zu, beunruhigter und neugieriger als ich, als seine Familie über das zu sein, was die Interessen Lotharios berührt. Sind Sie

sein Verwandter? Ich weiß, daß er verschwunden ist, und, wie Sie sehen, beunruhige ich mich indessen nicht, frage nicht Jedermann aus, von der Dienerschaft von Paris an, bis zu den Schiffern von Saint-Denis. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. Aber erinnern Sie sich, daß wenn der Gesandte von Preußen schweigt, Herr Samuel Gelb das Recht nicht hat zu befragen.

Mit dieser Betonung ausgesprochen, glich das Wort das Recht außerordentlich dem Worte Pflicht.

Der stolze und frostige Empfang des Gesandten fiel Samuel Gelb nicht auf. Er sah darin nur das Mißvergnügen eines Mannes, der durch die über ein Geheimniß, das er verschweigen will, erweckte Aufmerksamkeit in Verlegenheit ist.

Diese stolze Zurückhaltung schien ihm weit eher ein vortreffliches Anzeichen. Zuverlässig war der Gesandte in dem Geheimnisse der Genugthuung, wie er in dem Geheimnisse der Beleidigung war.

Nur war der Graf von Eberbach durch sein Vermögen und durch seinen Rang zu hoch gestellt, und auch dem Tode zu nahe, als daß sein Nachfolger nicht seinem vornehmen Namen den Scandal und die Schande ersparen wollte.

Aber es war nicht mehr daran zu zweifeln, Lothario war todt.

Denn welche andere Erklärung gab es für den unfreundlichen und barschen Empfang des Gesandten? Wenn Lothario am Leben gewesen wäre, was würde ihn dann davon abgehalten haben, es Samuel zu sagen?

Julius Haltung war wohl geeignet, diese Ueberzeugung Samuels zu rechtfertigen.

Wenn Samuel den Grafen von Eberbach besuchte, so fand er ihn immer traurig, ergeben, niedergeschlagen, in jene verhängnißvolle, finstere Gleichgültigkeit derer versunken, die zu Allem bereit sind und die auf nichts mehr halten.

Der Graf von Eberbach verließ sein Hotel nicht mehr, und empfing Niemand mehr, ausgenommen Samuel.

Mit Samuel sprach er kaum, hörte den Rath an, den er ihm ertheilte, machte keine Einwürfe, und schien entschlossen, sich leiten zu lassen und nicht mehr selbstständig zu handeln.

Samuel erklärte sich diese Verzichtleistung und diese Unthätigkeit durch die heftige Erschütterung, welche die blutige That, welche Julius begangen hatte, auf diese schwache Natur mußte hervorgebracht haben Die Kraft des Willens mußte durch den Streich gebrochen sein. Die Seele des Onkels war durch die Kugel gestorben, welche den Neffen getroffen hatte.

Samuel versuchte indessen einige Worte aus diesem Gespenste eines Verstandes hervorzulocken. Er machte es wie die Wundärzte, welche, um den Tod zu bestätigen, die Leiche stechen.

Am Abend des vierten Tages befand er sich in Julius Kabinet.

Eine einzige Lampe erleuchtete schwach das hohe Zimmer.

Samuel stand an einem Secretär von Boule gelehnt,

Julius lag niedergeschlagen und schlafsüchtig halb ausgestreckt auf einem Kanapee.

—Nun denn! sagte Samuel, was ist Deine Meinung über die politischen Neuigkeiten?

Der Graf von Eberbach zuckte die Achseln.

—Du denkst an die Politik? sagte er, indem er Samuel fest anblickte.

—Und an die Politik allein! Du willst Dich nicht mehr mit ihr beschäftigen, aber Du wirst sehen, sie wird Dich wohl zwingen an sie zu denken. Hast Du nicht die Zeitungen von heute Morgen gelesen?

—Lese ich etwa die Zeitungen? sagte der Graf von Eberbach.

—O! ich will Dich erwecken, sagte Samuel.

Und er holte von einem Tische, unter einem Haufen von Zeitungen, deren Umschlag in der That nicht zerrissen war, den Moniteur hervor.

—Du weißt, fuhr Samuel fort, daß die Deputirtenkammer vertagt ward; nun denn, jetzt ist es besser, sie ist aufgelöst. Hier ist die Ordonnanz in dem Moniteur.

—Ah! sagte Julius gleichgültig.

—Ja, so weit sind die Dinge gekommen. Der König hat auf eine Weise gesprochen, welche der Kammer nicht gefallen hat; die Kammer hat auf eine Weise geantwortet, welche dem Könige nicht gefallen hat. Nun hat der König sich an das Land gewandt, wie ein von seinem Kameraden geschlagener Schüler sich bei dem Lehrer beklagt. Armer Karl X., der noch die Treuherzigkeit hat, zu glauben, daß das Land ihm Recht geben wird. Die Nation

ist ihm noch weit feindlicher, als die Deputirten. In der Kammer hat er zwei Hundert ein und zwanzig Stimmen gegen sich, in Frankreich hat er alle Welt gegen sich. Das Volk hat einer von den Preußen und von den Kosaken zurückgeführten Dynastie wohl unterliegen, aber nicht sie annehmen können. Das französische Blut ist eine schlimme Taufe für ein königliches Haupt. Die Wähler werden dieselben Deputirten wieder in die Kammern senden, wenn nicht noch weit ungestümere. Und was wird dann die Regierung thun? Karl X. ist zu ritterlich und zu verblendet, um diese Ohrfeige anzunehmen und um sich in den Willen der Nation zu ergeben. Die Auflösung der Kammer ist der erklärte Krieg. Bravo! die Herausforderungen gehen ihren Gang, und wir werden bald den Zweikampf auf Leben und Tod zwischen dem Könige und dem Lande sehen.

Hatte Samuel absichtlich diese Worte ausgesprochen: „Zweikampf auf Leben und Tod?" Er blickte Julius an, ohne Zweifel um die Wirkung zu sehen, welche diese Worte auf ihn hervorbrächten.

— Stelle die Lampe ein wenig niedriger, ich bitte Dich, sagte Julius, dieses Licht ist zu hell für meine geschwächten Augen.

— Ganz recht, dachte Samuel, er will nicht, daß ich auf seiner Stirn den blutigen Widerschein seines Duelles sehe.

Er stellte die Lampe niedriger, und versuchte nochmals Julius in den Meinungen zu verletzen, die er bei ihm voraussetzte, vielleicht einen Streit anzufachen.

— Am Belustigendsten bei dem Allen ist, begann er wieder, die erschreckte und jämmerliche Miene dieser einfältigen Opposition, welche der Hof für so schrecklich hält, es ist die Furcht, welche die Liberalen über ihre Vermessenheit haben. Die Bourgoisie will wohl den König necken, aber sie will ihn nicht stürzen. Um die Wahrheit zu sagen, finde ich sie sehr vortrefflich, uns bei Bekämpfung des Königthums beizustehen. Im Ganzen genommen, hat sie Alles; die Kapitale sind in ihren Händen, und dem zu Folge die Regierung, da die Wahl den Reichen angehört. Was kann sie wünschen? Wenn sie nicht blind wäre und wenn sie im Stande wäre zu sehen, wohin sie geht, so würde sie sich lieber in Stücken zerhauen lassen, als einen Schritt weiter zu thun.

Denn im Grunde scheut und fürchtet sie nur das Volk! Wenn Du die Kehrseite dieser grimmigen Volksredner sähest, die so revolutionär scheinen! Gestern, in meiner Gegenwart, schrie Odilon Barrot, dem Jemand sagte, daß man auf einen Staatsstreich durch eine Revolution antworten müßte, laut auf und erschrack bei dem Gedanken, das Volk in die Straßen zu rufen. Die Gesetzmäßigkeit, davon gehen sie nicht ab. Alles gegen die Minister, Nichts gegen den König.

Sie werden indessen wohl dazu kommen müssen. Ich werde mich sehr an dem Tage belustigen, wo sie, indem sie nach einem Portefeuille zielen, die Krone zerbrechen werden.

Julius schien bei allen diesen Neuigkeiten gleichgültig, und antwortete nicht.

— Sag doch, fragte Samuel, indem er plötzlich den Gegenstand der Unterhaltung wechselte, hast Du endlich an Friedricken geschrieben?

Ein unmerkliches Erbeben entschlüpfte Julius. Aber das Licht der Lampe war so schwach, daß Samuel es nicht auffangen konnte.

— Ja, antwortete Julius, ich habe ihr gerade heute Morgen geschrieben.

— Das ist mir sehr angenehm! erwiderte Samuel. Sie mußte anfangen bös auf mich zu sein, aber Du weißt, in welchem Grade ich unschuldig bin. Ich hatte versprochen zu ihr zu kommen, oder wenigstens ihr zu schreiben, so bald ich Dir ihre Abreise mitgetheilt haben würde. Aber jetzt sprichst Du nicht mehr, und ich wußte nicht, was ich ihr sagen sollte. Sie muß sehr besorgt sein. Nun denn! meldest Du ihr, daß Du zu ihr kommen wirst?

— Meiner Treue, nein, sagte Julius. Was soll ich auf den Heerstraßen machen? Ich habe ihr geschrieben nach Paris zurückzukehren, wann es ihr gefällig wäre.

— Du scheinst eben nicht beeilt, sie wiederzusehen, erwiderte Samuel, indem er verstohlener Weise das Gesicht des Grafen von Eberbach erforschte.

— Du irrst Dich, äußerte Julius. Ich würde mich sehr freuen, sie noch einmal zu umarmen. Aber siehst Du, ich befinde mich in einer Geistesstimmung, um mich nicht mehr über Vieles zu beunruhigen. Ich habe nicht mehr die Kraft zu wollen. Du weißt, daß ich seit langer Zeit nur noch einen einzigen Wunsch habe: den Tod. Und dieser Wunsch hat sich noch bei weitem gesteigert.

Und er erhob sich auf seinem Sitze.

—Sag an, Samuel, Du mußt es jetzt wissen?

Und Julius sprach diese letzteren Worte mit einer seltsamen Betonung und einem seltsamen Blicke aus.

—Du mußt es zuverlässig wissen, wiederholte er; bestimmt, wann werde ich sterben?

—Ei! mein Gott, antwortete Samuel fast barsch, ich habe es Dir bereits zwanzig Male gesagt, Du hast Wochen, Monate, wer weiß? vielleicht Jahre vor Dir. Was Dich tödtet, ist keine Krankheit, es ist Erschöpfung. Es ist keine Möglichkeit, etwas für eine bestimmte Zeit vorauszusehen. Du kannst Deinen Rest von Kraft in einem Tage verschwenden, wie Du sie sparen und sie Tropfen vor Tropfen dauern lassen kannst. Wenn es der Lampe an Oel fehlen wird, so wird sie erlöschen, das ist Alles.

—Das hängt von mir ab? fragte der Graf von Eberbach.

—Ohne Zweifel. Von wem sollte es sonst abhängen?

—O! ich sage nicht, daß es von Dir sei, Samuel.

Und nach einem Augenblicke des Schweigens fügte er hinzu:

—Wenn Du dabei etwas vermöchtest, Samuel, so wäre das, was ich von Dir verlangen würde, nicht eine Verlängerung eines nutzlosen, leeren und armseligen Daseins, wie das meinige. Wenn ich nur die Zeit habe, Eines zu beendigen, das ich angefangen habe, und nachher bin ich bereit, der Tod kann kommen, mich zu holen.

—Was hast Du angefangen? fragte Samuel.

—Ich stehe im Begriffe, sagte Julius, jeden zu belohnen, wie er es verdient. Sei unbesorgt, Du wirst nicht vergessen sein.

Julius sagte das in einem so sonderbaren Tone, daß Samuel nicht verstehen konnte, ob es ein Versprechen oder eine Drohung war.

Aber er war bald durch Julius freimüthiges Lächeln beruhigt.

—Mein lieber Samuel, fuhr Julius vertraulich fort, sei nicht bös auf mich über die mürrische Laune, welche Du seit einigen Tagen an mir finden magst. Verlaß mich darum nicht, ich bitte Dich. Ich weiß Alles, was ich Dir schuldig bin, sei überzeugt davon, und glaube nur, daß ich Alles thun werde, was in meiner Macht steht, um Dich dafür zu belohnen. Sei nachsichtig und geduldig mit mir. Du weißt, daß ich immer einen unschlüßigen und weiblichen Charakter gehabt habe. Als wir jung waren, warst Du es, der mich leitete, Du wirst Dich dessen erinnern. Du warst der unumschränkte Gebieter meiner Handlungen, der Herr meiner Gedanken. Nun denn! ich wünsche, ich will, daß dem jetzt eben so sei, und noch weit unumschränkter, wenn das möglich ist.

Samuel, fuhr er fast feierlicher Weise fort, ich lege mein Schicksal, meinen Willen, mein Leben wieder in Deine Hände. Entscheide für mich, handle für mich, denke für mich. Ich will Dir höchstens zusehen zu handeln oder zu sprechen. Nimm mein Leben, hörst Du? Ich sage Dir das nicht wie ein leeres Wort, ich spreche Dir wie ein ermüdeter Mensch, der gern wollte, daß ein ihm

von Herzen ergebener und von Verstand entschlossener Freund ihm die Verantwortlichkeit über sein Leben und über seinen Tod ersparte.

Höre mich wohl an. Wenn Du es für angemessen hieltest, mir das Leben zu nehmen, um mir den Rest meiner Leiden und meines Kummers zu ersparen, so würde ich finden, daß Du gut thätest, und Dich gänzlich von jedem Gewissensbisse und jeder Bedenklichkeit freisprechen. Du hast mich verstanden.

Samuel blickte Julius in das Gesicht, um zu sehen, ob seine Worte nicht ein blutiger Spott wären.

Aber Julius begann wieder ruhig und ernst, indem er in gewisser Art auf seinen Gedanken antwortete:

—Samuel, ich bin niemals in meinem Leben so ernst gewesen.

Samuel entfernte sich an diesem Tage, im höchsten Grade mit Julius Worten beschäftigt.

—Ja, dachte er, indem er in den Straßen ging, der Gewissensbiß über den Mord Lotharios hat ihm den letzten Stoß gegeben; er wagt nicht mehr zu leben, und mit seinem schwachen Charakter hat er nicht den Muth, sich das Leben zu nehmen. Es ist wohl möglich, daß er im Ernste spricht. Er möchte auf mich die Verantwortlichkeit seines Selbstmordes zurückwerfen. Was sein Zartgefühl und die Absolution anbetrifft, die er mir ertheilt, so ist er sehr einfältig, zu meinen, mir die Bedenklichkeit zu ersparen. Habe ich etwa Bedenklichkeiten?

Wackerer Mann, der sich einbildet, daß ich seine Erlaubniß nöthig habe, um über ihn zu verfügen! Er ge-

hört mir an, wie der Untergeordnete dem Vorgesetzten, wie der Stoff dem Geiste, wie das Thier dem Menschen. Bedarf etwa der Mensch der Erlaubniß des Ochsens oder des Hammels? O! nein, gewiß nicht, es ist nicht die Bedenklichkeit, welche mich zurückhält. Ich frage nicht, ob die Sache rechtmäßig ist, sondern nur ob sie nützlich ist.

Sehen wir, Lothario ist todt, das ist gewiß. Julius hat nur noch Friedricken und mich auf der Welt. Sein Testament muß Friedricken einen guten Theil seines Vermögens hinterlassen; aber, wie er mir noch so eben sagte, er hat mich darin nicht vergessen.

Außerdem, selbst wenn er Friedricken Alles hinterlassen sollte, was kann mir das schaden? Lothario beseitigt, fällt Friedricken mir wieder zu.

Sie gehört mir um so mehr an, als ich die Großmuth gehabt habe, sie abzutreten, und sie ist durch doppelte Dankbarkeit an mich gefesselt. Mein doppeltes Opfer vermehrt die Rechte, welche ich auf sie hatte.

Julius Tod gibt mir also Friedricke und den Reichthum.

Ich könnte mich dieses Sterbenden auf der Stelle entledigen. Wenn ich aber von der andern Seite einige Zeit lang wartete, so würde er mir ohne Zweifel die Unannehmlichkeit ersparen, mich darein zu mischen. So, wie er es treibt, wird er bald von selbst sterben.

Nun denn! was er auch sagen mag, ich werde nicht die Hand an ihn legen.

Es sei denn, daß die politischen Ereignisse sich etwa beeilen.

Denn ich muß zu gleicher Zeit mein doppeltes Ziel erreichen. Die Revolution, welche Frankreich und Europa in Bewegung setzen wird, muß mich mit Julius Millionen bereichert finden, damit dieser alberne Tugendbund mir keinen Vorwand mehr entgegenzustellen hat, und mich zu einem seiner Häupter, — das heißt zu seinem Haupte ernennt.

Das ist abgemacht. Hier ist der Plan: mich bereit halten, die Dinge belauern, welche sich in dem verwirrten Gehirne der Minister und in den heimlichen Ränken der Verschwörungen vorbereiten, und, wenn Julius nicht die Gefälligkeit hat, schnell genug von dannen zu gehen, wenn er unartig darauf beharrt, mir die Füße in dem schwachen Faden, der ihn an dem Leben zurückhält, und der zu zerreißen bereit ist, zu verwickeln, dann einen Fußtritt in dieses Spinnengewebe versetzen — und es zerreißen.

VIII.

Was sich am Tage des Duells in Saint=Denis zugetragen hatte.

War Lothario wirklich todt, wie Samuel Gelb es vermuthete? welches war das Geheimniß seines seltsamen und unerklärlichen Verschwindens?

Um auf diese Fragen zu antworten, ist es nothwendig, daß wir ein wenig in die Vergangenheit zurückkehren, und daß unsere Leser uns erlauben, sie auf den Tag des unglückseligen Duelles zwischen Lothario und Julius zurückzuführen.

In dem Augenblicke, wo der Graf von Eberbach die Gesandtschaft verließ, nachdem er Lothario in Gegenwart des Gesandten mit seinem Handschuhe geohrfeigt, und ihm gesagt hatte, einige Zeilen zu erwarten, die er ihm schreiben würde, empfand Lothario eine der schmerzlichsten Gemüthsbewegungen, die er in seinem Leben empfunden hatte.

In seinem bis dahin so angenehmen und so glücklichen

Leben, in welchem ihn Vermögen, Stellung, Alles ihn aufgesucht und ihm zugelächelt hatte, in welchem die Liebe nur Anfangs ein Kummer gewesen war, um eine reizendere Hoffnung zu werden, und in welchem er keine Bangigkeiten und keine Befürchtungen gehabt hatte, als gerade so viel als nöthig war, um das Glück desto besser zu fühlen, — kann man sagen, daß der Neffe des Grafen von Eberbach das Leiden fast nicht gekannt hatte.

Aber das Unglück ließ ihn an einem Tage diesen Rückstand sehr theuer bezahlen.

Dieser harte Gläubiger von Jedermann hatte ihm nur Zeit bewilligt, um ihn mit einem einzigen Schlage durch die nebst den Interessen aufgehäufte Schuld zu Grunde zu richten.

Lothario war in eine schreckliche Lage versetzt.

Von dem Manne beschimpft, den er am meisten auf der Welt achtete und liebte, auf die erniedrigendste Weise in Gegenwart eines Zeugen beschimpft, ohne nur den Beweggrund der Beschimpfung zu ahnen!

Zwischen zwei Feigheiten gestellt: entweder eine öffentliche und unauslöschliche Beschimpfung zu verschlucken, oder seinen kranken Wohlthäter, seinen sterbenden Vater zu treffen! Für einen Mann ohne Muth, oder für einen Verwandten ohne Herz zu gelten! Zwischen der Schande und der Undankbarkeit zu wählen!

Eine unglückselige Wahl, eine gräßliche Verlegenheit, aus der er sich nur durch den Selbstmord retten konnte.

Ja, sich das Leben zu nehmen, das war der erste Gedanke, der ihm einfiel.

Aber in seinem Alter! aber da er von Friedricken geliebt ward! war der Tod ein grausames und furchtbarees äußerstes Mittel.

Und dann gab es bis zu der letzten Minute noch eine Aussicht, nämlich, daß sich Alles aufklären würde. Es konnte nur ein Mißverständniß sein, das den Grafen von Eberbach zu dieser Handlung der Wuth gebracht hatte. Der Graf konnte von seinem traurigen Irrthume zurückkommen, ein Zufall konnte ihn aufklären, er mußte bis an das Ende hoffen.

Als Julius sich drohend und ungestüm entfernt hatte, entstand zwischen Lothario und dem Gesandten, zwischen dem Beleidigten und dem Zeugen der Beleidigung, ein langes und schmerzliches Schweigen.

Die Gedanken und die Gefühle, die wir so eben mitgetheilt haben, drängten sich ungestüm in dem Kopfe und in dem Herzen Lotharios.

Der Gesandte war ganz beklommen, und wußte nicht was er sagen sollte.

Endlich bemühte sich Lothario zu sprechen.

—Herr Gesandter, sagte er, Sie sind ein Edelmann, und Sie haben das gesehen, was sich zugetragen hat. Die Beschimpfung ist blutig, der Graf von Eberbach ist wie mein Vater. Was soll ich thun?

—In einem solchen außerordentlichen Falle, antwortete der Gesandte, kann und darf Niemand einem andern rathen. Die Wahl ist zu ernst, als daß es mir erlaubt wäre, eine solche Verantwortlichkeit zu übernehmen. Ich achte und liebe Sie, Lothario. Aber wären Sie auch

mein Sohn, so würde ich Ihnen doch nur sagen können: Befragen Sie Ihr Gewissen, und thun Sie einzig und allein das, was es Ihnen rathen wird.

— Ach! rief Lothario aus, mein Gewissen ist wie mein Herz getheilt. Auf der einen Seite die männliche Ehre, auf der andern die kindliche Dankbarkeit.

— Wählen Sie, sagte der Gesandte.

— Vermag ich es? Gibt es zwischen der Undankbarkeit und der Feigheit eine mögliche Wahl?

— Indessen, überlegen wir, begann der Gesandte wieder. Der Herr Graf von Eberbach ist weder ein Rasender, noch ein Sinnloser. Daß er Sie immer geliebt und väterlich behandelt hat, davon zeugt Ihr Schmerz selbst. Er muß einen sehr ernsten Grund haben, daß er so plötzlich den Charakter und das Benehmen gegen Sie geändert hat.

— Sie glauben, daß ich die Beschimpfung verdient habe? fragte Lothario.

— Er glaubt es, er. Augenscheinlich würde er Sie nicht auf diese Weise beleidigt haben, er, der immer so liebevoll für Sie war, wenn er nicht überzeugt wäre, daß Sie ihm irgend eine nicht wieder gut zu machende Beleidigung zugefügt hätten. Es ist ein Mißverständniß, ich bin überzeugt davon.

— O! ja, unterbrach ihn der untröstliche Lothario lebhaft.

— Nun denn, da Sie einen Rath von mir verlangen, so ist der Rath, den ich Ihnen gebe, Alles zu thun, um bis an die Quelle dieses Mißverständnisses zurückzugehen.

Finden Sie Jemand, der genau befreundet mit Ihrem Onkel ist, und trachten Sie das zu erfahren, was seinem Zorne zum Grunde liegt. Außerdem wird er dabei nicht stehen bleiben; wahrscheinlich wird er Ihnen eine Herausforderung senden, es werden Zeugen nöthig sein. Die Zeugen werden ein Duell nicht erlauben, ohne den Grund davon zu kennen. Sie werden daher Alles erfahren und Ihrem Onkel beweisen können, daß er sich irrt.

—Ja, Eure Excellenz hat Recht! rief Lothario aus. O! ich danke.

—Noch ist nichts verloren. Die Ursache der Beleidigung muß man kennen lernen.

Lothario verließ den Gesandten ein wenig ruhiger, und ging wieder in sein Zimmer hinauf.

Die Ursache der Beleidigung! Vielleicht würde der Brief des Grafen von Eberbach sie ihm sagen.

Er wartete.

In jedem Falle würden die Zeugen, wie der Gesandte sehr richtig gesagt hatte, das Recht haben, zu fragen, weshalb das Duell stattfände, und es würde noch Zeit sein, Alles beizulegen.

—Hier ist ein sehr eiliger Brief, sagte plötzlich ein Bedienter.

Lothario fiel darüber her.

—Gehen Sie, sagte er.

Der Bediente entfernte sich, Lothario brach voll Angst den Brief auf.

Er las:

„Ich habe Sie beleidigt. Sie können eine Genugthuung von mir verlangen. Ich biete sie Ihnen an.

Sein Sie noch heute um sechs Uhr an der Brücke vor Saint-Denis. Gehen Sie über dieselbe, wenden Sie sich zur Linken und gehen Sie ohngefähr zehn Minuten lang den Fluß entlang. Wenn Sie an eine dichte Pappelallee gekommen sein werden und Sie mich nicht sehen, so erwarten Sie mich.

Kommen Sie allein. Ich werde gleichfalls allein kommen. Ich werde ein Paar Pistolen mitbringen, eine einzige davon wird geladen sein.

Sie werden selbst eine darunter wählen.

Wenn Sie mich tödten, so wird dieser Brief selbst Ihnen zur Rechtfertigung dienen. Ich erkenne, daß ich Sie herausgefordert und geohrfeigt habe, daß ich Sie, um nicht öffentlich entehrt zu sein, in die unbedingte Nothwendigkeit versetzt habe, sich zu schlagen, und daß ich es bin, der die Bedingungen des Kampfes angeordnet und verlangt hat.

Wenn ich Sie tödte, so beunruhigen Sie sich nicht über mich. Ich befinde mich in einer Stellung, um keine Furcht zu haben.

Aber einer von uns muß sterben. Wenigstens einer, vielleicht Alle beide. Ich bin zu unglücklich, und Sie sind zu nichtswürdig.

Julius von Eberbach."

Dieser Brief erlöschte den letzten Schimmer von Hoffnung, der in dem Herzen Lotharios übrig geblieben war.

Er erwähnte nicht ein Wort von der Beschwerde, welche der Graf von Eberbach gegen seinen Neffen zu haben

glaubte, und nahm Lothario jede Aussicht, etwas darüber zu erfahren, indem der Graf ein Duell ohne Zeugen verlangte.

Er fühlte indessen immer mehr und mehr auf dem Grunde dieser gräßlichen Lage ein gräßliches Mißverständniß, das er um jeden Preis aufklären müßte. Vergebens forschte er in seinen Erinnerungen, er hatte sich Nichts vorzuwerfen, was die Gewaltthätigkeit des Grafen berechtigte oder nur erklärte.

Er hatte vielleicht Unrecht gegen seinen Onkel. Durch ihn mit Friedricken verlobt, die verheirathet war, hatte er vielleicht nicht genug die Zartheit einer schwierigen und außergewöhnlichen Stellung zwischen Allen geschont.

Er hatte die Eifersucht des Grafen von Eberbach nicht genug respectirt, er war nicht genug besorgt gewesen, seinem Argwohn nicht einmal einen Vorwand zu geben, er hatte seine Befehle verkannt, indem er Friedricken zwei bis drei Male allein auf der Straße von Enghien sah.

Aber dieser durch sein Alter, durch seine Liebe und durch die Grenzen, in welche ihn der Graf selbst Friedricken gegenüber gestellt hatte, verzeihliche Ungehorsam war weit von einem wirklichen Unrecht, von einer ernsten Beleidigung entfernt, welche die Repressalien des Grafen von Eberbach rechtfertigten. Zuverlässig konnte ihn sein Onkel nicht wegen Fehler dieser Art mit dem Worte brandmarken, das seinen Brief schloß, und ihn: einen Nichtswürdigen nennen!

O! dahinter steckte irgend etwas Angezetteltes, irgend

ein Verrath! Aber wer würde ihm die Lösung dieses traurigen Räthsels geben?

Geraden Weges zu seinem Onkel zu gehen, eine Erklärung von ihm zu verlangen und ihn zu zwingen, Alles zu sagen, daran konnte Lothario nicht mehr denken. Das hieß außerdem sich neuen Gewaltthätigkeiten in Gegenwart derer aussetzen, welche anwesend sein könnten, in Gegenwart der Dienerschaft, in Gegenwart von Jedermann. Und es herrschte schon genug Oeffentlichkeit über diese traurige und dunkle Begebenheit.

Dann, so kindlich und so verzweifelt Lothario auch war, sich mit dem im Kampfe befinden zu müssen, der immer so gütig gegen ihn gewesen war, er war ein Mann, und alle sein Blut empörte sich bei dem Gedanken, Erklärungen von einem Manne zu verlangen, der ihn zwei Male an demselben Tage, mit dem Handschuhe und mit dem Briefe geohrfeigt hatte!

An wen sich denn wenden? an Herrn Samuel Gelb vielleicht!

Ja, Herr Samuel Gelb hatte ihm und Friedricken Beweise von aufrichtiger Freundschaft gegeben.

Er, verliebt in Friedricken, Herr ihrer Zukunft, indem er sie durch die Vergangenheit und durch ihren Schwur hielt, er hatte die Großmuth gehabt, auf sie zu verzichten und sie Lothario zu geben. Und seitdem hatte sich seine Großmuth keinen einzigen Augenblick lang verleugnet.

Er hatte beständig die Partei Friedrickens und Lotharios gegen die mürrischen Launen des Grafen von Eberbach genommen. Er war ein zuverlässiger Freund, der bei

einem so entscheidenden Umstande ihn nicht im Stiche lassen würde.

Von der andern Seite war Herr Samuel Gelb der einzige Freund des Grafen von Eberbach; er wußte vielleicht etwas; er würde sich im Nothfalle in's Mittel legen können.

Er allein war im Stande, Alles aufzuklären und vor allem Uebel zu bewahren.

Nun ging er nach Menilmontant. Nun ließ ihm Samuel, in seiner Dachkammer versteckt und eingeschlossen, sagen, daß er abwesend wäre, und Lothario ließ ihm einige Zeilen zurück, in welchen er ihm das Unglück erzählte, das ihm zugestoßen war, wobei er ihn beschwor, wenn er nach Haus käme, zu seinem Onkel zu eilen oder so gütig zu sein, nach der Gesandtschaft zu kommen, kurz, zu sehen, was es bei diesem traurigen Umstande zu thun gäbe.

Wieder in seinen Wagen gestiegen, hatte Lothario einen Anfall unendlicher Entmuthigung. Wenn Herr Samuel Gelb nicht nach Haus kam? Und wenn er nicht zeitig genug nach Haus kam?

Wenn er nach Haus kam, so würde es für das Mittagessen sein, und das war zu spät.

Wen aufsuchen? Friedricken? Aber dadurch hätte er sich dem ausgesetzt, den Grafen von Eberbach anzutreffen, zu scheinen, als ob er ihm noch ferner Trotz böte. Ohne daß er den geringsten Beweis davon hatte, sagte sein Instinct Lothario deutlich, daß dieses abscheuliche Duell wegen ihrer stattfinden sollte. Sie war es, die es veranlaßte, aber sie konnte es nicht verhindern.

Nun hatte Lothario Niemand mehr . . . Doch, er hatte noch Jemand . . .

Olympia!

Ja, in der That, wie hatte er nicht früher daran gedacht! Hatte Olympia ihn nicht versprechen lassen, daß er, wenn er jemals irgend eine Gefahr liefe, welche es auch sein möchte, sie auf der Stelle davon benachrichtigen sollte!

Hatte sie ihm nicht gesagt, daß sie Alles über den Grafen von Eberbach vermöchte, und daß sie, vorausgesetzt, daß sie zur rechten Zeit benachrichtigt würde, jede Katastrophe verhinderen würde, welche von dem Willen seines Onkels herrühren könnte!

Sie irrte sich vielleicht, sie übertrieb vielleicht den Einfluß, den sie auf das Herz des Grafen von Eberbach hatte. Aber Lothario war so weit gekommen, nicht mehr den Schwierigen mit seinen Aussichten zu spielen und irgend eine davon zu verschmähen.

Olympia hatte ihm außerdem in einem so überzeugten und so zuversichtlichen Tone von dem gesprochen, was sie sagte, daß er ihr auf der Stelle geglaubt hatte; um wieviel mehr glaubte er ihr jetzt, wo ihm nur noch die Hoffnung auf sie geblieben.

Er hielt daher seinen Kutscher an, und sagte zu ihm nach dem Kai Saint-Paul zu fahren.

Es war ein wenig nach ein Uhr, als er sich bei der Sängerin melden ließ.

Als sie ihn eintreten sah, war Olympia über den niedergeschlagenen Ausdruck seiner Züge überrascht.

— Was haben Sie denn? sagte sie indem sie ihm entgegeneilte.

— Sie haben von mir verlangt, alles Vertrauen zu Ihnen zu haben . . .

— Nun denn? unterbrach sie ihn.

— Nun denn, es begegnet mir ein großes Unglück.

— Geschwind! was ist es? fragte sie erbleichend.

— Hier ist es, sagte Lothario.

Und indem er vor Schmerz und vor Scham stammelte, erzählte er die öffentliche Beleidigung, die ihm sein Onkel zugefügt hatte.

Olympia hatte ihn bestürzt angehört und ohne ein Wort zu sagen.

Als er geendigt hatte, fragte sie ihn:

— Und Sie errathen die Ursache von dem Zorne Ihres Onkels nicht?

— Ich habe nicht die geringste Vermuthung darüber. Alles, was ich mir gegen ihn vorzuwerfen habe, ist, wie Sie wissen, Friedricken zwei bis drei Male auf der Straße von Enghien begegnet zu sein, seitdem er uns verboten hatte, uns allein zu sehen. Ich war zu Pferde, sie im Wagen. Wir haben jedes Mal fünf Minuten mit einander gesprochen. Bei meiner Seele, ich habe kein anderes Unrecht als dieses. Es ist nicht möglich, daß mein Onkel sich wegen eines so geringfügigen Umstandes zu einem solchen Aeußersten hat fortreißen lassen.

— O! murmelte Olympia, dahinter steckt etwas von Samuel Gelb.

—Herr Samuel Gelb hat nichts gegen uns zu sagen gehabt.

—Desdemona und Cassio sind unschuldig, antwortete die Sängerin, und dennoch läßt sie Yago mit einem einzigen Worte durch Othello tödten. Ich hatte Ihnen gesagt, diesem Menschen nicht zu trauen.

—Warum sollte er bös auf mich sein? fragte Lothario.

—Die Boshaften haben keinen Grund nöthig, um zu hassen. Ihre Bosheit genügt. Und dann haben Sie ihm eine Frau genommen, welche er liebte.

—Ich habe sie ihm nicht genommen, er hat sie mir gegeben. Wenn er wüthend ist, daß die Zukunft Friedrickens mir angehört, so hatte er ein sehr einfaches Mittel, zu machen, daß sie nicht mir angehörte, nämlich sie zu behalten.

—Zuweilen gibt man, und bereut nachher das, was man gegeben hat. Außerdem hatte er vielleicht Gründe, die wir nicht kennen. Ich übernehme es nicht, Ihnen seine geheimen Ränke aufzuklären. Aber, bei Gott! ich kenne ihn, und ich kenne den Grafen von Eberbach, und ich bürge Ihnen dafür, daß sich in dem Handschuhe, der Sie in das Gesicht geschlagen hat, die Hand Samuel Gelbs befand!

Lothario zögerte vor einer so festen Ueberzeugung.

—Glauben Sie mir, beharrte sie zu sagen. Es gibt Dinge, von denen es unnöthig ist, daß ich sie Ihnen sage, und die Sie überzeugen würden. Aber in diesem Augenblicke besteht das Wesentliche nicht darin, zu wissen, von

wem der Streich kömmt, sondern ihn zu pariren. Haben Sie, seitdem Sie den Brief Ihres Onkels erhalten haben, irgend etwas gethan?

Lothario erzählte seinen Besuch in Menilmontant, und das Billet, das er dort zurückgelassen hatte.

— Demnach also haben Sie an ihn zuerst gedacht! rief sie aus. Aber, gleichviel! es ist nicht die Zeit zu Vorwürfen. Es ist noch Zeit, sein Sie unbesorgt. Ich danke Ihnen, gekommen zu sein. Ich werde Sie retten und ich werde den Grafen von Eberbach retten. Ich liebe Sie wie meinen Sohn, und ihn ... er wird vielleicht bald wissen, wie ich ihn liebe.

— Ich danke, ich danke, Madame.

— Ach! begann sie wieder, Ihre beiderseitige Rettung wird mir theuer zu stehen kommen, aber ich werde das Opfer bringen, das ich immer verschoben habe, und das ich nur in dem äußersten Nothfalle bringen wollte, müßte ich auch darüber sterben.

— O! Madame, sagte Lothario, ich will indessen nicht, daß meine Rettung um einen solchen Preis erkauft wird.

— Lassen Sie mich gewähren, Kind. Lassen Sie Gott gewähren, der alles lenkt. Nun denn, ordnen wir Alles an. Um wie viel Uhr hat Ihnen der Graf von Eberbach ein Rendezvous an der Brücke von Saint-Denis gegeben?

— Um sechs Uhr.

— Gut! wenn Sie nur um fünf Uhr aufbrechen, so wird das früh genug sein. Das gewährt uns drei Stun-

den Frist zur Ueberlegung. Machen Sie mit diesen drei Stunden was Sie wollen. Sie werden mich verlassen, ausgehen, spazieren gehen, Ihre Freunde besuchen, Ihre Geschäfte besorgen, ohne Unruhe, ohne Besorgniß, gerade als wenn nichts vorgefallen wäre. Ach! sein Sie überzeugt, daß von uns beiden nicht Sie am meisten zu zittern, zu zweifeln und zu leiden haben. Aber gleichviel! die Stunde mußte kommen; sie ist gekommen.

—Die Stunde, zu was? fragte Lothario ganz erstaunt.

—Sie werden es erfahren. Gehen Sie also im Freien spazieren. Während dieser Zeit werde ich denken, überlegen, besonders beten. Um fünf Uhr werden Sie hierher kommen, und ich werde Ihnen sagen, was ich beschlossen habe. Aber sein Sie gänzlich ruhig, von diesem Augenblicke an ist für Sie keine Gefahr mehr vorhanden.

—O, Madame! sagte Lothario, indem er nicht wußte ob er glauben dürfte.

—Ah! begann Sie wieder, ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich unter den Freunden, welche Sie besuchen können, Herrn Samuel Gelb ausnehme. Sie haben bereits eine sehr große Unvorsichtigkeit dadurch begangen, daß Sie nach Menilmontant gingen. Glücklicher Weise haben Sie ihn nicht gefunden. Kehren Sie nicht nach der Gesandtschaft zurück, Ihr Billet könnte ihn vielleicht dorthin führen, und er würde Ihnen irgend einen arglistigen Rath ertheilen, der Alles gefährdete. Sie schwören mir, nicht wahr, ihn nicht zu besuchen und Alles zu thun, um ihn zu vermeiden?

—Ich schwöre es Ihnen.

—Gut. Gehen Sie jetzt. Um fünf Uhr. Sein Sie pünktlich.]

—Um fünf Uhr.

Lothario entfernte sich, unwillkürlich beruhigt. Diese Gewißheit Olympias hatte am Ende auch ihn überzeugt.

Es schlug fünf Uhr, als er die Treppe Olympias wieder hinaufging.

Er fand sie ernst und traurig.

Er stand im Begriffe sich von Neuem zu beunruhigen; sie bemerkte seinen Eindruck und begann ihm zuzulächeln.

—Haben Sie keine Furcht, sagte sie. Sie sind gerettet. Es ist nicht Ihre Zukunft, die mich betrübt.

—Ist es denn die Ihrige? fragte er.

Sie antwortete nicht.

—Sie haben einen Wagen unten, sagte sie, indem sie aufstand.

—Ja.

—Es ist gut. Lassen Sie uns gehen.

—Sie gehen mit mir? fragte er überrascht.

—Ja, wir gehen miteinander. Welches Unpassende sehen Sie dabei?

—Aber ich gehe zu dem Rendezvous des Grafen, antwortete er.

—Nun denn! nicht Sie wird der Graf dort finden, sondern mich.

—Das ist unmöglich! rief Lothario aus.

—Warum unmöglich?

—Weil es das Ansehen haben würde, als flöhe ich,

als hätte ich Furcht, als sendete ich eine Frau an meiner Stelle, um meinen Gegner zu erweichen; weil der Graf mich verachten würde; weil ich entehrt sein würde! Das ist unmöglich.

— Ihre Ehre? sagte Olympia. Ich halte mehr darauf, als Sie. Hören Sie, Lothario, ich spreche im Ernst. Ich habe Ihre Mutter gekannt, verstehen Sie? Nun denn! ich spreche Ihnen im Namen Ihrer Mutter. Bei dem Andenken an Ihre Mutter, gebe ich Ihnen mein Wort, daß Ihre Ehre bei alle dem keine Gefahr läuft, was ich Ihnen vorschlage. Glauben Sie mir jetzt?

— Madame, sagte Lothario zögernd und verwirrt.

— Außerdem werden Sie da sein, fuhr sie fort. Sie werden in dem Wagen, einige Schritte weit von dem Orte bleiben, wo ich den Grafen von Eberbach sprechen werde. Wenn der Graf, nachdem ich mit ihm gesprochen habe, nicht zu Ihnen eilt, sie nicht umarmt und Ihnen nicht dankt, so wird es Ihnen frei stehen zu erscheinen und die Angelegenheit zu endigen, wie es Ihre Ehre Ihnen gebieten wird. Auf diese Weise setze ich voraus, daß Sie keinen Einwurf mehr dagegen zu machen haben, daß ich mit Ihnen gehe?

— Madame, Madame, handelt es sich hier nicht um den Vergleich und um die Ausflucht einer Frau? Sie täuschen mich nicht, um mich zu retten? Madame, bei Allem, was Ihnen auf der Welt theuer ist, schwören Sie mir, daß, wenn Sie den Grafen nicht besänftigen, ich mein Leben immer seinem Zorne werde anbieten können!

—Ja, ganz recht, bei Allem was ich Theures auf der Welt habe, ich schwöre es Ihnen, Lothario.

Lothario zögerte noch.

—Nun denn, lassen Sie uns immerhin gehen, sagte er, wie mit Bedauern. Die Zweifel verlangen Stunden, und wir haben nur Minuten.

Sie stiegen in den Wagen und fuhren rasch nach Saint-Denis.

Aber unterweges überfielen die Bedenklichkeiten den stolzen jungen Mann von Neuem. Eine Frau an seiner Stelle in einer Angelegenheit abzusenden, die sich nur unter Männern zutragen konnte, es lag darin Etwas, das seinem Charakter auf eine unüberwindliche Weise widerstand.

—Mein liebes Kind, sagte Olympia zu ihm, Sie achten nicht darauf, daß wir uns nicht unter alltäglichen Umständen befinden. Leider ist die Lage von uns Allen noch bei weitem außerordentlicher, als Sie es sich vorstellen. Es ist nicht der Augenblick, um bei alltäglichen Bedenklichkeiten stehen zu bleiben. Es handelt sich hier um Dinge und um Unglück, die einzig in ihrer Art sind, verstehen Sie wohl? Bedenken Sie, wie viele Male der Mangel an Vertrauen Sie Ihr Glück hat verfehlen lassen. Wenn Sie mit dem Grafen von Eberbach oder mit mir von Ihrer Liebe zu Friedricken gesprochen hätten, so würden Sie zu dieser Stunde ihr Gatte sein! und keines dieser unglückseligen Ereignisse würde sich zugetragen haben. Verfallen Sie daher nicht immer in denselben Fehler. Bei dem Glücke von uns Allen, vertrauen Sie mir.

—Ja, sagte Lothario, aber es handelt sich um etwas Stärkeres: der Graf von Eberbach hat mir ein Rendezvous gegeben, und er wird glauben, daß ich nicht zu ihm gekommen bin.

—Er wird es nicht glauben, erwiderte die Sängerin. Ich werde ihm gleich zuerst sagen, daß Sie da, ganz nahe, zu seinen Befehlen sind.

—Sie werden damit anfangen, ihm das zu sagen, nicht wahr? Sie wiederholen es mir, Sie schwören es mir nochmals?

—Ich schwöre es Ihnen. O! mein Sohn, wissen Sie doch, daß Ihre Ehre und Ihr Glück in diesem Augenblicke das einzige Interesse meines Lebens sind.

Sie kamen an der Brücke an.

—Da sind wir angekommen, sagte Olympia. Wo ist der Ort der Zusammenkunft?

—Zur Linken, sagte Lothario vernichtet. Man muß zehn Minuten bis zu einer Pappelallee gehen.

—Gut.

Sie klopfte an das vordere Fenster um halten zu lassen.

—Sie werden in dem Wagen bleiben, sagte sie zu Lothario. Ich werde zu Fuß gehen.

Und ohne Lothario Zeit zu lassen, zu überlegen und seine Einwürfe zu wiederholen, stieg Olympia aus und sagte selbst zu dem Kutscher, zur Rechten auf Hundert Schritte weit von der Brücke zu fahren und zu warten.

—Gute Hoffnung! rief sie Lothario, und ohne Zweifel auch sich selbst zu.

Lothario sank niedergeschlagen, außer sich, den Kopf in seine Hände gedrückt, in eine Ecke des Wagens zurück.

Was Olympia anbetrifft, so begann sie längs der Seine hinzugehen.

Der Tag neigte sich. Die untergehende Sonne färbte das Wasser mit jenem glänzenden und zugleich traurigen Scheine, welcher den Tag und die Nacht in einem letzten Kampfe vereinigen.

Die heiße Luft mäßigte sich durch die Frische des Abends. Die Bachstelzen, welche das Herankommen Olympias störte, ohne sie zu erschrecken, flogen vor ihr davon, und setzten sich einige Schritte weiterhin wieder nieder.

Die Vögel, welche anfingen einzuschlafen, plauderten noch leise in den Bäumen des Ufers.

Olympia ging rasch, und wie ohne zu überlegen, bis nach der Pappelallee.

Sie blickte um sich. Der Graf von Eberbach war noch nicht angekommen.

Sie bemerkte eine kleine, von einigen Weiden beschattete Bucht, sie setzte sich dort auf das Gras und wartete, indem sie sah, ohne gesehen zu sein.

Eine heftige Gemüthsbewegung ließ ihr Herz in ihrem Busen klopfen.

— Die Stunde ist gekommen! murmelte sie.

Plötzlich erbebte sie.

Ein in einen weiten Mantel gehüllter Mann schritt langsam nach ihrer Seite heran, indem er mit den Augen um sich herumsuchte.

Als dieser Mann nur noch zwei Schritte von ihr entfernt war, stand sie plötzlich auf.

IX.

Olympia sagt Julius wer sie ist.

— Olympia! rief der Graf von Eberbach auf das Höchste erstaunt aus.

— Ich bin es selbst, sagte Olympia, indem sie vortrat. Sie erwarteten nicht, mich hier zu finden.

— Ich wußte nicht einmal, daß Sie in Frankreich wären, antwortete Julius. Aber, begann er wieder, indem er sich wieder faßte, wie sind Sie auf diesem Platze? Wußten Sie denn, daß Sie mich hier finden würden?

— Ich wußte es.

— Dann begreife ich, sagte der Graf, dessen Stirn sich verfinsterte.

— Was begreifen Sie? fragte Olympia.

— Ich begreife, daß der, den ich hier zu finden erwartete, Sie zu dem Rendezvous abgesandt hat, um eine un-

mögliche Aussöhnung zu versuchen, oder um Verzeihung zu bitten, die er nicht erlangen wird. Es ist mir leid, ich hielt ihn wenigstens für tapfer.

—Es ist keine Verzeihung, deren er bedarf, antwortete Olympia ernst, es sind Entschuldigungen.

—Entschuldigungen, ihm! dem Nichtswürdigen! rief Julius aus. Ah! er hat wohl gethan, mir das nicht selbst zu sagen, ich würde nicht die Geduld gehabt haben, ihn aussprechen zu lassen. Aber er soll nicht hoffen, mir zu entgehen, der Feige! ich werde ihn wohl wieder zu finden wissen.

—Sie werden ihn nicht sehr weit zu suchen haben. Er ist hier.

—Wo das?

—Auf fünf Minuten Weges weit. Er wollte kommen, ich bin es, die ihn gezwungen hat zu warten. Sobald ich Sie gesprochen habe, wird er zu Ihren Befehlen stehen, wenn Sie auf Ihrer Absicht beharren.

—Wenn ich darauf beharre!

—Aber sie werden nicht darauf beharren, wenn Sie mich gehört haben.

—Nachher wie vorher. Hören Sie, Madame, jedes Wort ist vergebens. Das ist keine Angelegenheit, welche die Frauen angeht. Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie sich genommen haben, aber Sie selbst vermögen hier nichts, durchaus nichts. Alles ist beschlossen. Wenn der, den ich erwarte, wirklich hier ist, so ist es das kürzeste, daß er auf der Stelle kömmt, und der einzige Dienst, den Sie uns allen beiden erweisen können, ist, uns das War-

ten und die Langeweile einer zwecklosen Verzögerung zu ersparen.

—Sie wollen sich mit Ihrem Neffen schlagen, sagte Olympia, weil Sie glauben, daß er Unrecht gegen Sie hat. Und wenn er nicht der Schuldige wäre?

Der Graf von Eberbach zuckte die Achseln.

—Wenn ich Ihnen den Beweis davon lieferte? beharrte die Sängerin zu sagen.

—Wenn er nicht der Schuldige wäre, wer wäre es denn sonst?

—Wer? Samuel Gelb.

So wenig vorbereitet er auf diese Antwort auch sein mochte, Julius wurde durch die Klarheit und die Zuversicht der Anklage überrascht.

Aber indem er überlegte, sagte er:

—Samuel? Gehen Sie doch! wenn man beargwöhnt ist, so ist es leicht, den Verdacht auf einen Andern zurückzuwerfen.

—Es ist nicht Lothario, der Samuel Gelb beschuldigt, ich bin es.

—Verzeihung, aber ich glaube Ihnen nicht, Madame, antwortete er.

—Ich wiederhole Ihnen, daß ich Beweise habe, sagte Olympia.

—Ich glaube Ihnen nicht. Seit fünfzehn Monaten hat mich Samuel nicht verlassen; er hat mich mit Beweisen der Freundschaft, der Selbstverleugnung und der Aufopferung überhäuft. Bevor ich an ihm zweifelte, würde ich an mir selbst zweifeln.

— Hören Sie, Julius, sagte Olympia mit inniger und fast trauriger Stimme, die Nacht wird erst in einer Stunde gänzlich hereingebrochen sein. Sie werden sich in einer Stunde eben so gut mit Lothario schlagen können. Es wird noch hell genug sein, und außerdem genügt der Schein der Sterne für einen solchen Kampf. Schenken Sie mir diese Stunde. Wir sind lange getrennt gewesen: Weit länger, als Sie es glauben können.

Gott ist es, ich schwöre es Ihnen, der selbst diese Begegnung auf dieser Stelle und in diesem Augenblicke, in dieser schweigenden Einöde, vor der Natur, mit den Bäumen und dem Flusse als alleinige Zeugen, herbeigeführt hat. Ja, an einem Orte, wie dieser, mußte ich Ihnen das sagen, was mir seit so vielen Jahren auf dem Herzen lastet.

Julius, schenken Sie mir diese Stunde. Auch unter uns handelt es sich um ein Duell, — um ein entscheidendes und schreckliches Duell, aus welchem wir alle beide mit Herzen hervorgehen können, die weit abgestorbener sind, als wenn Pistolenkugeln sie durchbohrt hätten. Der Augenblick ist feierlich für uns beide, ich schwöre es Ihnen. Julius! Julius! es muß sein, schenken Sie mir diese Stunde.

Sie war wie kniend auf eine Art von natürlicher, durch einen Grashügel gebildete Bank gesunken. Sie hatte ihren Hut von sich geworfen. Ihre Haare wallten über ihr bleiches Gesicht.

Sie hatte Julius Hände ergriffen, und drückte sie krampfhaft.

Und sie sprach mit einer so innigen Gemüthsbewegung, und sie war auf diese Weise so schön, und sie glich bei dem unbestimmten Scheine der Dämmerung Christianen so sehr, — daß Julius sich bezwungen und wie bezaubert fühlte.

—Nur diese Stunde, wiederholte sie, und nachher, Julius, werden Sie thun was Sie wollen.

—Eine Stunde, es sei, sagte er; ich willige darein; sprechen Sie, Madame.

—Ich danke! o mein Freund!

Nicht ein lebendes Wesen um sie herum, selbst die Vögel stießen nur noch seltene Schreie aus, die schon von Schlaf zeugten. Die Stille und die Schwermuth des Abends umgaben Julius und Olympia.

Zu ihren Füßen die Welle, welche das Ufer mit sterbender Umarmung umschlang, und über ihren Häuptern der Nachtwind in den Pappeln, die er schwach erbeben ließ.

Olympia sprach.

—Ja, sagte sie mit schwermüthiger Bitterkeit, Samuel Gelb ist Ihr Freund; er hat Sie seit fünfzehn Monaten nicht verlassen; er hat Sie gepflegt, geheilt, verheirathet, umgeben. Und ich, ich habe Sie plötzlich verlassen, ohne Abschied von Ihnen zu nehmen; ich habe Sie der Musik, einer Oper, einer Rolle, was weiß ich, geopfert. Nun denn, Samuel Gelb verräth Sie, hören Sie, und ich, — ich liebe Sie.

—Sie lieben mich! sagte Julius erstaunt und ungläubig.

—Ja, und wie niemals eine Frau Sie geliebt hat.

—Das ist etwas sehr Neues für mich, erwiderte er.

—Oder sehr Altes. Aber man vergißt auf der Welt so Vieles! Ich bin nicht bös auf Sie. Es ist so viele Jahre her, daß ich Sie geliebt habe.

—So viele Jahre! sagte er. Wir waren einander niemals begegnet, als vor achtzehn Monaten.

—Sie glauben es? erwiderte Olympia. Armes menschliches Geschick! — Man hat in seiner Vergangenheit immer Dinge, die man nicht gewußt hat, und Dinge, die man vergessen hat. Lassen Sie mich Sie an das erinnern, was Sie vergessen, und Ihnen das mittheilen, was Sie nicht gewußt haben.

Wo, wann und unter welchen Umständen ich Sie gesehen, gekannt, geliebt hatte, Sie werden es sogleich erfahren. Aber, ohne noch so weit zurückzugehen, erinnern Sie sich nur des ersten Jahres, in welchem Sie an den Wiener Hof gekommen sind?

Sie stürzten Ihr Leben in Belustigungen, in Zerstreuungen, in Verschwendungen, in Thorheiten aller Art.

Sie hatten einen unlöschbaren Durst nach Gemüthsbewegung, Leidenschaft, Getöse. Es schien, als ob Sie alle Instincte für das Vergnügen in sich hätten, welche, einige Zeit lang, ich weiß nicht durch welche ernste und züchtige Jugend unterdrückt, plötzlich ausbrachen, und nach allen vier Enden der Stadt Theile Ihres Herzens aussandten.

In dem stürmischen Wirbel, der Sie mit Gewalt von einer Ausschweifung zu der andern riß, hatten Sie

zur Seite Ihres Lebens voll Glanz nicht in dem Schatten eine arme bescheidene und traurige Seele bemerken können, welche Sie Tag und Nacht voll Schmerz betrachtete und belauerte.

Dieser traurige Zeuge Ihrer schlechten Freuden war ich.

— Sie? unterbrach sie Julius. Aber das ist sechszehn oder siebzehn Jahre her.

Olympia fuhr fort, ohne direct auf den Ausruf zu antworten:

— Sie liebten zu jener Zeit eine italienische Tänzerin des kaiserlichen Theaters Namens Rosmonda. Ich sage Ihnen die Namen, damit Sie sehen, in welchem Grade ich weiß und mich erinnere.

Sie weigerte sich, Sie zu erhören; aber Sie waren nicht von dem Charakter, weder nachzugeben, noch in irgend einer Bedenklichkeit zurückzuweichen, weder vor der Bedenklichkeit Anderer, noch der Ihrigen.

Eines Abends tanzte Rosmonda auf dem Theater. Sie befanden sich in Ihrer Loge der Vorbühne. In dem Augenblicke, wo das Ballet seinem Ende nahe war, standen Sie auf, und erklärten in Gegenwart des ganzen Saales, daß Sie jedem, wer es auch sein möchte, verböten, Rosmonda Blumen oder Kränze zuzuwerfen.

Der junge Graf von Heimburg, welcher sich in der der Ihrigen gegenüber befindlichen Loge befand, glaubte auf das Verbot nicht achten zu dürfen, und warf der Tänzerin einen großen Strauß zu.

Am folgenden Tage verwundeten Sie ihn im Duell gefährlich.

Bei der folgenden Vorstellung warf man Rosmonda keinen Strauß zu; aber das Publikum, welches einsah, daß unter dieser Verfolgung Liebe obwaltete, und daß man Ihnen unangenehm sein könnte, wenn man Ihnen zu sehr gehorchte, pfiff die Tänzerin auf das Aeußerste aus.

Rosmonda kehrte in ihre Loge zurück und ließ Ihnen sagen, daß sie Sie erwarte.

Am folgenden Tage gaben Sie in dem Theater das Signal Sträuße zu werfen, und es fand ein Regen von Blumen statt.

Ich hatte diesem ganzen Abenteuer beigewohnt. Aber diese Liebe konnte nur eine Laune sein. Ich verzweifelte nicht.

Während diesem Scandale machten Sie nichts desto weniger der Herzogin von Rosenthal eifrig den Hof.

Die Herzogin galt für eine herrschsüchtige und stolze Tugend. Zu warten, daß ihr Widerstand nachgäbe, das lag nicht in Ihren Gebräuchen. Außerdem hatte sie nach Ihrem Scandal des Theaters wenigstens einen unverwerflichen Vorwand. Eines Nachts erstiegen Sie ihren Balkon, zerbrachen ihr Fenster, und drangen mit Gewalt wie ein Dieb zu der Herzogin ein, um sie erst am Morgen wie ein Eroberer zu verlassen.

Aber diese Liebe konnte nur Eitelkeit sein. Ich wartete noch.

Es gab damals an dem Kärnthnerthore einen Laden, in welchem man nach der deutschen Weise Kuchen und Kaffee verkaufte. Diesen Laden hielt eine ganz junge Frau von kaum zwanzig Jahren, die mit einer kleinen blonden

Tochter von fünfzehn bis sechszehn Monaten Wittwe geworden war. Die Frau war reizend. Sie nannte sich Bertha, und man hatte ihr im Gegensatze zu der Königin der Legende den Beinamen gegeben: Bertha mit den kleinen Füßen.

Alle Welt sprach von ihrer Schönheit, Niemand sprach von ihrer Gefallsucht. Sie war zugleich sehr zuvorkommend und sehr würdig: lustig und ernst.

Von dem ersten Tage an, wo Sie dieselbe gesehen hatten, hatten Sie sich gesagt, daß sie Ihnen angehören würde.

Aber sie war weder eine Schauspielerin, noch eine Herzogin; sie zeigte Ihnen ihre kleine Tochter, und sagte Ihnen: das ist meine Liebe! Jung, von Adel, mächtig und reich, vermochten Sie nichts über sie.

Durch das Hinderniß gereizt, nahm Ihr Verlangen bald den Charakter einer wahren Leidenschaft an. Sie verließen das Kärnthnerthor nicht mehr. Man gehört vergebens dem Volke an und hat die feste Absicht, sich auf eine rechtschaffene Weise zu betragen, die züchtigste Frau wird durch eine Liebe gerührt, welche beharrt. Auf die Länge fing Bertha an, Sie mit weniger gleichgültigen Augen anzusehen.

Sie waren nicht allein von Adel und reich, Sie waren auch schön, und Sie vergaß den vornehmen Herrn, um den jungen Mann zu sehen.

Aber ihr Stolz rettete sie. Das Gerücht von Ihren Liebschaften war bis zu ihr gelangt, und sie wollte nicht die dritte in Ihrem Herzen sein. Wenn Sie zu ihr sag-

ten, daß Sie sie liebten, so fragte sie Sie mit einem schwermüthigen Lächeln, ob Sie sie für die Herzogin von Rosenthal oder für die Tänzerin Rosmonda hielten.

Nun thaten Sie Eines: Sie gaben an einem öffentlichen Festtage der Herzogin und der Tänzerin ein Rendezvous in dem Laden des Kärnthnerthores. Die Eine wie die Andere waren so weit, Ihren Launen nachzugeben, und sie kamen.

Und dort, in Gegenwart der Menge der Müssiggänger und der Neugierigen, stellten Sie Bertha der Frau von Rosenthal und Rosmonda vor, indem Sie ihnen erklärten, daß sie die einzige Frau wäre, welche Sie liebten, und daß Sie keine Andere wollten.

Von diesem Tage an gehörte Bertha Ihnen.

Damit Sie, der Edelmann, ein schwärmerischer Kopf, aber im Grunde ein edles Herz, so weit gekommen wären, um öffentlich zwei Frauen, die kein anderes Unrecht gegen Sie hatten, als Ihre Maitressen zu sein, einen Schimpf zuzufügen, mußte Bertha Sie sehr ernstlich und gänzlich beschäftigen.

Ich versuchte noch einen Augenblick lang, mich zu täuschen. Aber von diesem Tage an hörte man nicht mehr von Ihnen sprechen; die Theater und die Salons sahen Sie nicht mehr; Ihr Name wurde in keinem Scandale mehr ausgesprochen. Es war nicht mehr daran zu zweifeln, Sie liebten Bertha.

Nach einem Monate des Wartens verzweifelte ich und verließ Wien.

Nun denn, bin ich von Ihrer Vergangenheit unter-

richtet? Geben Sie zu, daß ich Sie seit langer Zeit kenne?

—Ich glaube Ihnen, Madame, sagte der Graf von Eberbach betroffen. Aber was Sie mir da sagen, ist kein Beweis. Sie erzählen mir Thorheiten, denen die ganze Stadt Wien beigewohnt hat, und die Sie im Nothfalle aus den Aeußerungen der Müssiggänger, oder in den Spottschriften der Zeitungsschreiber haben sammeln können.

—Ja, erwiderte Olympia, aber hier ist etwas, das ich in keiner Zeitung habe lesen, und das Niemand in Wien hat wissen können. Sie hatten zu jener Zeit einen vertrauten Diener Namens Fritz in Ihrem Dienste. Nun denn! jeden der drei Abende, an denen Sie sich zum ersten Male zu Rosmonda, zu Frau von Rosenthal und zu Bertha begaben, gab Ihnen Fritz ein versiegeltes Billet, welches die drei Male dieselben Worte enthielt.

—Das ist wahr, sagte Julius bestürzt.

—Soll ich Ihnen sagen, welches diese Worte waren?

—Sagen Sie.

—Jedes der Billette enthielt nur folgendes: Julius, Sie vergessen Christiane!

—Sie waren es also, welche mir schrieb? fragte Julius.

—Ich war es. Ich hatte Ihren Diener bestochen.

—Aber wenn Sie es waren, und wenn Sie mich liebten, wie Sie mir es sagen, Madame, rief der Graf von Eberbach aus, warum versuchten Sie, in mir diese Erinnerung wieder zu erwecken, welche vielleicht weniger gestorben war, als Sie es meinten? Madame, Madame,

welches Interesse hatten Sie, um sich vorübergehender Nebenbuhlerinnen dadurch zu entledigen, daß Sie eine, die gefährlichste und die beständigste von Allen, wieder erweckten?

Olympia antwortete nicht.

—Ich verließ Wien, begann sie wieder, und kehrte nach Venedig zurück. Ich wollte Sie lieber gänzlich verlieren, als Sie mit Anderen theilen. Ich liebte Sie nicht aus Laune oder aus Eitelkeit; ich liebte Sie mit einer heiligen und innigen Liebe, mit einer eifersüchtigen und reinen Liebe, welche Sie gänzlich wollte, wie ich mich gänzlich hingegeben haben würde.

Aber Sie gehörten so vielen Frauen an, daß Sie Niemand mehr angehörten, und wenn Sie Jemand angehörten, so war es Bertha. Ich reiste also ab und bemühte mich, Sie zu vergessen. Es lag zwischen uns nur der Raum, das war nicht genug. Ich trachtete, die Unendlichkeit zwischen uns zu legen: die Kunst.

Bis dahin hatte ich in der Musik nur einen anständigen und unabhängigen Lebensunterhalt gesucht.

Ich sang, um Brod und Kleider zu haben, ohne sie um den Preis zu erkaufen, den man arme Mädchen bezahlen läßt. Das Brod, und höchstens die Beifallsbezeugungen, das ist es, was für mich das Theater war.

Von diesem Augenblicke an suchte ich darin etwas Anderes.

Ich wandte mein Leben, mein Herz und meine Seele dazu an. Ich widmete diese Leidenschaft, die Sie nicht wollten, der Musik, den großen Meistern und den großen Werken.

In den ersten Monaten war mir das kein hinlänglicher Ersatz. Aber allmählig bemächtigte sich meiner das Ideal und bildete mir eine Welt neben und über der wirklichen Welt. Ich vergaß nicht, aber ich hatte für Sie das sanfte und schwermüthige Gefühl, welches man für das Gedächtniß eines theuren Wesens hat.

Es schien mir, daß Sie gestorben wären; ja, durch eine seltsame Wirkung der Unsterblichkeit der Kunst schien es mir, daß Sie, der Sie in Mitte der Welt, der Feste und der Vergnügungen lebten, gestorben wären, und daß ich, die ich nur noch in der Kunst lebte, die abgesondert von Allen und von Allem war, die keine Gemüthsbewegung noch Interesse mehr hatte, als für chimärische Personen und für eingebildete Leiden, es schien mir, daß ich es wäre, welche lebte.

Ich kehrte nicht mehr nach Wien zurück. Nur sandte ich jedes Jahr, — sehr gegen seinen Willen, — meinen armen Gamba dorthin, um zu erfahren, was aus Ihnen würde. Das erste Mal theilte er mir mit, daß Ihre Liebe für Bertha aufgehört, und daß Ihre Scandale wieder begonnen hätten.

Dann kehrte er jedes Jahr mit scandalösen Erzählungen von Abenteuern zurück, die Aufsehen gemacht hatten. Und ich zog mich immer mehr und mehr in die Liebe zu Cimaroso und Paësiello zurück.

Inzwischen verflossen die Jahre. Dieses immer glühende und flammende Leben hatte Sie allmählig geschwächt.

Endlich, als man Sie im vorigen Jahre nach Paris

sandte, konnte ich hoffen, daß Sie mit allen diesen Leidenschaften und allen diesen Vergnügen brechen würden.

Ich war vor Ihnen in Paris; dieses Mal entschlossen, Sie zu sehen, mich Ihnen zu nähern, und an Ihnen die Wirkung dieser Aehnlichkeit zu erproben, von der ich wußte, daß sie zwischen mir und der Frau bestand, welche Sie verloren hatten.

—Ah! Sie wußten auch das, Madame? sagte der Graf.

—Ich glaubte Anfangs, daß es mir gelungen wäre, fuhr Olympia fort. Wenigstens haben Sie mich glauben lassen, daß ich in Ihnen das Andenken an die arme Gestorbene wieder belebt hätte. Ich führte Sie zu Ihrer ersten Liebe zurück, um Ihr Herz wieder zu verjüngen, um es zu reinigen und um aus ihm, bevor ich in dasselbe einträte, alle diese eitlen und armseligen Liebeshändel zu entfernen, welche sich so lange die Stelle der aufrichtigen und innigen Gefühle angemaßt hatten. Sie wurden allmählig der, den ich gewünscht hatte, der, der Sie vielleicht vor dem unruhigen und verführerischen Leben Wiens gewesen waren.

Aber in dem Augenblicke, wo ich meinem Traume nahe war, hat sich plötzlich das Leben von Wien Ihrer in der Person dieser Fürstin wieder bemächtigt, deren Geliebter Sie gewesen waren. O! an dem Abende der Stummen in der Oper, als ich Sie mit dieser hochmüthigen, sittenlosen, unverschämten Frau in Ihre Loge treten sah, habe ich gefühlt, daß die Eitelkeit und das Vergnügen niemals den Mann wieder loslassen, dessen sie sich einmal

bemächtigt haben. Meine letzte Täuschung war vernichtet, und ich habe in Paris das gethan, was ich in Wien unter denselben Umständen gethan hatte: ich bin nochmals entflohen, mein Herr, und, ganz außer mir vor Schmerz, bin ich an demselben Tage wieder nach Venedig abgereist.

Nun denn! jetzt frage ich Sie es selbst, glauben Sie, daß ich Sie liebe und daß Sie Vertrauen zu mir haben können?

X.

Die Genugthuung.

Der Graf von Eberbach ergriff Olympias Hände:

— Ich danke Ihnen! rief er aus. Ja, ich glaube Ihnen. Ich habe das Bedürfniß, Ihnen zu glauben. So viele Freundschaften und Sympathien haben mich belogen, daß ich sehr gerührt bin, ich schwöre es Ihnen, eine aufrichtige und dauerhafte anzutreffen.

Olympia, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gefühl, von dem Sie mir erst heute bereits so alte Beweise gegeben haben.

Ein treues Herz ist also an mir vorübergekommen, ohne daß ich es bemerkt habe. Ich habe Sie nicht gekannt, und ich würde Sie ohne Zweifel verkannt haben.

Bereuen Sie es nicht, nicht vor achtzehn Jahren zu mir gekommen zu sein. Ich würde Sie nicht geliebt haben, eben so wenig als ich irgend eine jener Frauen geliebt habe, die Sie so umsonst eifersüchtig gemacht haben.

Es war die Reihe an Olympia, ihn voll Erstaunen anzublicken.

—Ah! begann er wieder, wenn Sie das gesehen hätten, was sich in meinem Innern zutrug, als ich mich diesen Scandalen hingab, welche Wien belustigten oder empörten; sein Sie überzeugt, Sie würden weder Frau von Rosenthal, noch Rosmonda, noch selbst Bertha mit den kleinen Füßen beneidet haben. Ich machte Geräusch um mich herum, um eine Stimme zu betäuben, die in meinem Innern schluchzte.

Ich war eines Gefühles unfähig, das Ihrer würdig war. Mein Herz war mit der einzigen Frau gestorben, die ich jemals geliebt habe, — Christiane.

Olympia vermochte nicht, eine Regung der Freude zu unterdrücken.

—Ist es wirklich wahr? fragte sie.

—Niemals, fuhr er fort, ist Christiane für mich gestorben. Armer theurer Engel! Sie wissen ohne Zweifel, auf welche schreckliche Weise sie umgekommen ist.

Das ist einer jener Eindrücke, die niemals aus einem menschlichen Gedächtnisse verschwinden!

Man lebt, weil der Instinct des Thieres uns zurückhält und leitet; man bemüht sich zu vergessen, man schließt die Augen und die Ohren, — aber man sieht immer den gähnenden Schlund, und man hört immer den schrecklichen Schrei, der allein heraufkömmt. Und dieser armen Frau, die kein Grab gehabt hat, macht man eines in seinem Herzen. Man trägt sie überall mit sich hin. Man thut als ob man lacht, und singt, und trinkt, und liebt. Und ge-

rade, wenn man am meisten leidet, so stürzt man sich weit tiefer in die thörichten Zerstreuungen und in die tollsten Ausschweifungen.

Als Sie mir die Billette schrieben, Madame, welche mir anempfahlen, Christiane nicht zu vergessen, glaubten Sie mich von den Ausschweifungen und von den Gelagen zu entfernen; sie stürzten mich weit tiefer hinein.

Gerade, weil ich mich Christianens zu sehr erinnerte, Madame, stumpfte ich mein von nun an unerträgliches Leben auf jede Weise ab.

Sie hatte sich in den Abgrund gestürzt, ich stürzte mich blindlings in das Laster; jedem unser Abgrund, ich ging, sie wieder zu finden.

—War denn dem so? rief Olympia ganz gerührt aus. Ach! wenn ich es geglaubt hätte.

—Was hätten Sie thun können? erwiderte der Graf von Eberbach.

—Ich hätte etwas gethan, Julius, was wahrscheinlich unser beiderseitiges Leben geändert hätte.

—Was? fragte der Graf ungläubig.

—Die Vergangenheit ist vorüber, sagte sie. Aber ich glaubte, daß ich Sie nur um eine Verzeihung zu bitten hätte, Julius, und ich sehe, daß es deren zwei giebt.

In diesem Augenblicke ging die an den Rand des Horizontes gekommene Sonne plötzlich unter, und ließ in der immer dunkler werdenden Dämmerung nur noch zwei oder drei von einem rosigen Scheine erleuchtete Wolken zurück.

Julius bemerkte den Untergang der Sonne, und indem er aufstand, sagte er:

— Ich verzeihe Ihnen nicht, Olympia, ich danke Ihnen. Aber, Sie haben Recht, die Vergangenheit ist vorüber, und Ihre Liebe würde für mich nur der Abschied dieses Wiederscheines der Sonne an unserer Halbkugel gewesen sein. Jetzt gehört Alles der Dunkelheit an, — der Himmel der Nacht, und meine Seele dem Hasse.

— Es gibt Jemand, sagte Olympia ernst, den Sie in der That das Recht haben, zu hassen.

— Ja, Lothario.

— Nein, Samuel Gelb.

— Sie haben Beweise? fragte er kurz.

— O! solche Beweise, sagte Olympia mit Augen, die sich plötzlich mit Thränen erfüllten, solche Beweise, daß ich selbst, um Ihnen das Leben und um Ihnen die Seele zu retten, einen Augenblick lang gezögert habe, ob ich sie Ihnen bringen sollte.

— Sprechen Sie.

— Aber Sie haben mir gesagt, daß Sie Vertrauen zu mir hätten. Wenn nämlich die Erzählung, die ich Ihnen zu machen habe, Sie nicht überzeugt, so würde mir nur noch übrig bleiben, vor Scham und vor Schmerz zu sterben. Wiederholen Sie es mir: Sie glauben wirklich an meine Aufrichtigkeit, nicht wahr?

— Wie an den Verrath Lotharios.

— Das, was ich Ihnen zu sagen habe, begann Olympia wieder mit einer gewaltigen Anstrengung, geht in eine noch weit ältere Zeit zurück, als Ihr Aufenthalt in

Wien, in die Zeit, in welcher ich Sie gekannt und geliebt habe.

Sie hatten sich so eben verheirathet, und Sie lebten auf dem Schlosse von Eberbach.

—Aber es befand sich dort nur Christiane bei mir; wie haben Sie mich dort kennen lernen und mich dort lieben können?

—Ich bitte Sie, unterbrechen Sie mich nicht, sagte Olympia; ich habe nicht zu viel an aller meiner Kaltblütigkeit und an aller meiner Kraft, um Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen zu erzählen habe. Sie glauben an die Freundschaft Samuel Gelbs; ich will Ihnen zeigen, welche Freundschaft er für Sie hat. Sie zweifeln, daß er es ist, der Friedricken verführt hat; ich will Ihnen beweisen, daß er es ist, der Christianen in das Verderben gestürzt hat.

—Christianen in's Verderben gestürzt! rief der Graf von Eberbach aus.

—Ja, sagte sie; Christiane hat sich wohl in den Abgrund gestürzt, aber es hat sie Jemand hineingestoßen. Dieser Selbstmord ist ein Mord gewesen, und der Mörder ist Samuel Gelb.

—Wer hat Ihnen das gesagt? sagte Julius, plötzlich erbleichend.

—Hören Sie, sagte sie, und Sie werden endlich Alles erfahren.

Und nun erzählte oder erinnerte sie ihn vielmehr an alles das, was sich zwischen Christianen und Samuel, seit dem Pfarrhause von Landeck, bis zu dem Schlosse von Eberbach zugetragen hatte; die erste und unwillkürliche

Regung des Widerwillens, welche der unschuldigen Tochter des Pastors der rohe Spott Samuels verursacht hatte; die Unvorsichtigkeit, welche Julius dadurch begangen hatte, daß er seinem ehemaligen Kameraden den Eindruck Christianens verrieth; den Groll, der dadurch in dem stolzen und herrschsüchtigen Charakter Samuels entstanden war; seine schändlichen Erklärungen, von denen sie nicht gewagt hatte, ihrem Gatten etwas zu sagen, aus Furcht, einen Streit zwischen ihm und Samuel herbeizuführen, dessen unwiderstehliche Stärke in dem Degen sie kannte; endlich die Nacht von Julius Abreise nach Amerika selbst, wo sein sein Onkel starb, die plötzliche Krankheit des kleinen Wilhelm, die Dazwischenkunft Samuels und den gräßlichen Handel, in welchem er der Mutter das Leben ihres Kindes verkauft hatte.

Julius hörte das athemlos, den Blitz in den Augen, das Fieber auf den Schläfen, mit knirschenden Zähnen an.

— O! rief Olympia schmerzlich aus, indem sie ihr Gesicht in ihren Händen verbarg, es war eine abscheuliche und furchtbare Minute, in welcher die unglückliche Mutter zwischen ihrem Gatten und ihrem Kinde wählen mußte! Was vermochte eine unglückliche, in die Falle dieses Teufels gerathene Frau? Der arme kleine Wilhelm röchelte in seiner Wiege und flehte das Leben an. Kein Arzt vor zwei Stunden; er hatte Zeit, dreißig Male zu sterben.

Und da, zwischen der Wiege des Kindes und dem Bette der Mutter, sagte ein Mann: Ich gebe Ihnen das ganze Leben Ihres Kindes, wenn Sie mir zehn Minuten des Ihrigen geben. Ah! das ist etwas zu Starkes für das

Herz eines menschlichen Geschöpfes. Ach! niemals sollten die Gatten die Frauen verlassen, wenn sie Kinder haben!

Sie schwieg, wie als ob sie nicht fortfahren könnte. Der Graf von Eberbach wagte nicht, sie zu bitten, fortzufahren.

Sie begann wieder:

— Dieser gräßliche Handel wurde vorgeschlagen, und, fügte sie ungestüm hinzu, wie um sich seiner um so schneller zu entledigen, er wurde erduldet . . .

— Erduldet! rief Julius mit einem Ausdrucke der Wuth aus.

— Das Kind lebte, sagte Olympia. Aber schaudern Sie nicht so schnell, wir sind noch nicht an dem Ende. Wir sind nur erst an dem Anfange. Hören Sie.

Gott genehmigte den abscheulichen, von der Mutterliebe zu Gunsten des Verbrechens eingewilligten Handel nicht. Er wollte nicht, daß die Zukunft dieses schwächlichen, unschuldigen Kindes aus dieser Schmach und dieser Schande hervorginge.

Er wollte nicht, daß Wilhelm diese Schändlichkeit Nutzen brächte. Wilhelm starb. Christiane hatte ihren Gatten geopfert, und sie hatte nicht einmal ihren Sohn erhalten! Die Gattin hatte sich in das Verderben gestürzt, ohne daß nur die Mutter dabei gewann!

Das ist entsetzlich, nicht wahr? Nun denn, das ist noch Nichts. Christiane empfand noch etwas weit gräßlicheres, als ihr Kind in das Grab zu legen, sie fühlte ein anderes in ihrem Schooße.

— O Gott! rief Julius aus.

— Und begreifen Sie alles das, was Schreckliches in diesem Worte liegt: ein anderes Kind! Das Kind von wem? Die gräßliche Nacht war die Nacht von demselben Tage, an welchem Sie Christianen verlassen hatten. Von wem war denn das Kind, das Christiane in ihrem Schooße fühlte? Von Samuel, oder von Ihnen?

Julius sprach nicht, aber seine Geberde sprach für ihn.

— War das nicht eine wahre, herzzerreißende Lage! Christiane konnte sich nicht das Leben nehmen, denn sie würde sich nicht allein umgebracht haben. Sie wartete daher, traurig, allein, bitter, indem sie die Erde und den Himmel verfluchte, indem sie zuweilen glaubte, daß das Kind Ihr Kind wäre, und leben wollte, um es zu lieben; indem sie zuweilen dachte, daß es von dem Andern wäre, und sich das Leben nehmen wollte, um es zu tödten.

So viele wiederholte Schläge waren zu hart für sie.

So jung und so wenig für gewaltsame Gemüthsbewegungen geschaffen, erweckte sie ein Gedanke des Nachts plötzlich und ließ ihr die Haare sich auf ihrem Kopfe sträuben: der Gedanke an Ihre Rückkehr, der Gedanke, Ihnen Alles zu sagen oder Ihnen Alles zu verhehlen, mit diesem traurigen Geheimnisse zwischen Ihnen beiden zu leben, Ihre Lippen mit diesen Lippen zu berühren, die ein Anderer besudelt hatte, Ihre Gattin zu sein, indem sie aus den Armen eines Andern kam; alles das trug sich in ihrem armen Kopfe wie ein Ungewitter zu, und sie fühlte ihren Verstand wie ein dürres Laub in dem Winde des Winters wirbeln.

Sie wurde wahnsinnig.

An dem Tage, an welchem Wilhem starb, — es war am Abend, zu derselben Stunde, zu welcher Christiane dem gräßlichen und nutzlosen Handel unterlegen war, — sank Christiane besinnungslos und erstarrt auf die Knie. Der Stoß brachte in ihr eine seltsame Erschütterung hervor. Sie fühlte, daß sie im Begriff stand, Mutter zu werden.

In demselben Augenblicke eilte Ihr Vater herbei, und, um sie zu trösten, reichte er ihr einen Brief, in welchem Sie Ihre Rückkehr aus Amerika und Ihre Ankunft für den folgenden Tag meldeten.

Das war zu viel auf ein Mal. Wilhelm, der von ihr schied, Sie, der Sie ankamen, und, um das Maaß voll zu machen, die Entbindung, welche sich erklärte: kein Geschöpf von Fleisch und Bein hätte das ertragen.

Sie sagte nichts in Gegenwart Ihres Vaters, der sich außerdem ihre Gemüthsbewegung durch den Tod Wilhelms erklärte.

Aber als der Baron von Hermelinfeld zu Bett gegangen war, entfloh sie aus dem Schlosse, und lief in aller Eile, kaum angekleidet, nach der Hütte Gretchens.

Gretchen war nicht weniger wahnsinnig, als sie. Das, was sich diese beiden armen Frauen sagten, nein, ein Ungeheuer selbst wäre davon gerührt gewesen.

Gretchen schwor, das Geheimniß dessen, was sich zutragen würde, für immer zu bewahren.

Christiane kam nieder und wurde ohnmächtig.

Als sie wieder zu sich kam, war weder Gretchen noch

das Kind mehr da. Das Kind war todt; Gretchen war hingegangen, um es zu begraben.

Christiane wollte die Rückkehr Gretchens nicht abwarten.

Ihr einziger Gedanke war, sich niemals wieder ihrem Gatten gegenüber zu befinden.

Sie stand auf, schrieb ein Wort des Abschiedes, lief aus allen ihren Kräften nach dem Höllenloche, und, nachdem sie Gott um Verzeihung gebeten hatte, stürzte sie sich mit dem Kopfe zuerst hinein.

—Aber wie wissen Sie alles das? fragte Julius.

—Wenn alles das wahr ist, sagte sie ohne auf die Frage zu antworten, ist Samuel Gelb dann nicht ein Ungeheuer?

—O! die Worte fehlen, um ihn zu benennen.

—Und werden Sie jetzt glauben, daß wenn ein Verrath Sie getroffen hat, der Verräther der rechtschaffene und treue Lothario, oder der Nichtswürdige ist, der Christianen auf diese Weise verführt und ermordet hat?

—Einen Beweis, einen Zeugen! rief Julius voll Wuth aus, und ich werde nicht Lothario tödten, sondern Samuel!

—Einen Zeugen, sagte Olympia. Welchen Zeugen wollen Sie?

—Es gibt nur eine Person, deren Wort ein Beweis wäre, weil, indem sie ihn anklagte, sie auch sich anklagen würde. Aber bis jetzt habe ich geglaubt, daß diese Person todt wäre.

—Vielleicht, sagte Olympia.

—Vielleicht? wiederholte Julius mit einer Stimme, die ein unaussprechliches Erbeben bewegte.

—Blicken Sie mich an, sagte sie.

Sie stand auf.

Alle beide standen. Ein letzter Schein des Tages, welcher auf das halb im Schatten verschwundene Gesicht Olympias fiel, erleuchtete davon nur das Ganze. Der Abend verwischte und unterdrückte die Veränderungen, welche die Zeit an diesem edlen und schönen Kopfe hervorgebracht hatte.

Olympia blickte Julius nicht mehr mit dem gebieterischen Auge der Künstlerin an, sondern mit der unaussprechlichen Sanftmuth der Frau, welche liebt.

Der Blick, die Geberde, das Gesicht, alles das erleuchtete wie ein Blitz Julius Herz, welcher ausrief:

—Christiane!

Zwei Stunden nach dem Auftritte, den wir so eben erzählt haben, befanden sich der Graf von Eberbach, Lothario und der preußische Gesandte wieder alle Drei in demselben Kabinette, in welchem am Morgen der Graf von Eberbach seinen Handschuh seinem Neffen in das Gesicht geworfen hatte.

Julius wandte sich an den preußischen Gesandten:

—Herr Gesandter, sagte er, ich danke Ihnen, daß Sie die Güte gehabt haben, einen Augenblick lang mit uns in dieses Zimmer zu kommen. Aber, sein Sie unbesorgt, wir werden Sie nur einen Augenblick lang zurückhalten.

Hier und in Ihrer Gegenwart ist heute Morgen die Beleidigung geschehen; hier und in Ihrer Gegenwart muß

heute Abend die Beleidigung wieder gut gemacht werden. Ich erkenne an und erkläre laut, daß ich Unrecht gehabt habe, und daß ich das Spielwerk eines großen Irrthums und eines schändlichen Verrathes gewesen bin.

Und indem er sich an seinen Neffen wandte, sagte er:

—Lothario, ich bitte Sie um Verzeihung.

Er bog das Knie.

Lothario stürzte herbei und hielt ihn zurück.

—Mein guter, mein theurer Vater, rief der junge Mann mit einer Thräne in den Augen aus, umarmen Sie mich, und Alles ist abgemacht.

Sie warfen sich einander in die Arme.

—Bei meiner Treue, sagte der Gesandte, ich bin auf das Höchste erfreut, daß die Sachen sich auf diese Weise entwickelt haben. Ich habe für Lothario eine so aufrichtige Freundschaft und Achtung, daß ich sehr hoffte, daß darunter irgend ein abscheuliches Mißverständniß obwalte, welches man am Ende entdecken würde. Ich freue mich sehr, zu sehen, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Der Graf von Eberbach drückte die Hand des Gesandten.

—Nun denn! sagte er, wenn Sie Lothario ein wenig lieben, so habe ich Sie um etwas für ihn und für mich zu bitten.

—Sprechen Sie, sagte der Gesandte, ich stehe ganz zu Ihrem Dienste.

—Hier ist es, sagte Julius. Aus höchst wichtigen Gründen ist es nothwendig, daß Lothario während einiger Zeit verschwindet. Er sollte noch heute Abend oder mor-

gen nach Havre wegen der Abreise der deutschen Auswanderer und wegen der letzten, dem Abgeordneten, der sie begleitet, zu gebenden Vorschriftsmaaßregeln zurückkehren. Nun denn! Lothario bittet, diesen Abgeordneten zu ersetzen, um die Auswandrer selbst zu begleiten.

—Wenn er es durchaus wünscht, und wenn es durchaus nothwendig ist . . .

—Ja, antwortete der Graf von Eberbach; auf diese Weise wird er während der Zeit verschwinden, deren ich bedarf; er hat sich beim Eintreten in die Gesandtschaft versteckt, und Niemand hat ihn gesehen; er wird sich beim Hinausgehen verstecken. Niemand wird ihn seit heute Morgen wiedergesehen haben. In drei Monaten wird er zurückgekehrt sein, indem er seinem Vaterlande einen Dienst erwiesen und mir erlaubt hat, das zu thun, was ich ausführen muß.

—Dann ist es abgemacht.

—Er wird unter irgend einem Namen abreisen, nicht wahr? damit in Havre ihn Niemand verrathen kann.

—Ich werde ihm einen Paß unter dem Namen geben, welchen er will.

—Ich danke, Graf, sagte Julius. Und jetzt, Lothario, reise auf der Stelle ab. Eine Sekunde kann Alles gefährden. Empfiehl Dich Seiner Excellenz, und umarme mich.

Und indem er Lothario umarmte, sagte Julius leise zu ihm:

—Umarme mich auch für Friedricken, für Deine Frau.

XI.

Vorbereitungen zu Julius Rache.

Christiane war glücklich, und dennoch hatten zwei neue Schmerzen die Stelle ihrer früheren Schmerzen eingenommen. Julius war ohne Zweifel in der ersten Freude über die Rückkehr Christianens sehr gütig und sehr großmüthig gewesen; aber wie richtete er im Grunde die Vergangenheit? Er hatte mit Zuvorkommenheit die Erklärungen Lotharios angenommen und ihm eine glänzende Genugthuung gegeben; aber welches waren seine Absichten für die Zukunft?

Das waren für sie zwei schwarze Wolken an einem heiteren Himmel.

Am Tage nach der Abreise Lotharios hatte Julius, nachdem er sich Samuels unter dem Vorwande entledigt hatte, daß er der Ruhe bedürfe, seinen Wagen verlangt, und eilte zu der, die sich für Alle noch Olympia nannte, die sich aber für ihn nur noch Christiane nannte.

Sie erwartete ihn und empfing ihn mit einem freundlichen und schwermüthigen Lächeln. Julius bemerkte auf der Stelle ihre Befangenheit, ein anderes Zeichen der Liebe.

—Sie haben eine traurige Miene, meine Christiane, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf.

—Ich will nicht, daß Du traurig bist, begann er wieder. Warum bist Du traurig, sag?

—Ach! aus gar vielen Gründen.

—Welche?

—Rathen Sie, Julius, denn ich habe nicht den Muth, sie Ihnen zu nennen. Aber sie sind zu leicht zu errathen.

—Ist es etwa noch wegen der Vergangenheit, lassen Sie hören?

—Zuvörderst wegen der Vergangenheit.

Julius ergriff die Hände seiner Frau.

—Christiane, sagte er zu ihr, es gibt nur ein Wesen auf der Welt, welches das Recht hat, Sie zu richten, das bin ich. Nun denn, ich, Ihr Gatte, ich spreche Sie frei und ich liebe Sie und ich sage Ihnen, daß Sie das reinste und das edelste Geschöpf sind, das ich jemals angetroffen habe, und ich erkläre Ihnen, daß Ihr Fehltritt zu denen gehört, für welche die Heiligen ihre Tugenden hingeben würden.

—Sie sind gütig, sagte Christiane gerührt und dankbar. Aber das ist es nicht allein, was Sie mir zu verzeihen haben.

—Sie wollen von dem Geheimnisse sprechen, das

Sie siebzehn Jahre lang bewahrt haben, und von der Einsamkeit, in der Sie mich gelassen haben. Nun denn! hören Sie, Christiane: auch darin ist Alles auf das Beste gewesen. Ja, dieser Irrthum, der Sie von mir unter dem Vorwande falscher Leidenschaften entfernt hat, über die Sie mit Unrecht eifersüchtig waren, und die nur aus der Verzweiflung meiner Liebe für Sie entstanden, dieser Irrthum, so schmerzlich er auch für uns alle beide gewesen ist, war vielleicht eine Wohlthat Gottes.

—O! Beweisen Sie mir das, unterbrach ihn Christiane, denn darin liegt mein wahrer Gewissensbiß, zu denken, daß Sie sich nach mir sehnten und daß ich nicht gekommen bin, und daß ich Sie den eitlen Vergnügungen, dem lärmenden Kummer, alle den Flammen überlassen habe, die so viel Asche in dem Herzen hervorbringen. Ach! wie habe ich nicht gehört, daß Sie mich riefen, und weshalb bin ich nicht herbeigeeilt?

—Wenn Sie herbeigeeilt wären, Christiane, und wenn Sie mir damals das gesagt hätten, was Sir mir gestern offenbart haben, bedenken Sie ein wenig, was sich zugetragen hätte.

Ich würde mich mit Samuel geschlagen haben. Das beste für mich wäre gewesen, daß er mich getödtet. In diesem Falle würde ich wenigstens die Ruhe gehabt haben, aber Sie, welches Leben würden Sie gehabt haben, indem Sie meinen Tod Ihren anderen Leiden hinzufügten? Sie würden sich angeklagt, Sie würden es sich zum Vorwurfe gemacht haben, daß Sie gesprochen hätten, Sie würden sich als die wahre Ursache meines vergossenen Blu-

tes betrachtet haben. Und, nehmen wir an, daß ich, statt zu sterben, Samuel getödtet hätte. Welches Dasein würden wir dann alle beide gehabt haben, indem wir beständig diese unglückselige Nacht zwischen uns sahen?

Heute spreche ich Sie frei und segne Sie, weil das Herannahen des Todes in meinem Innern die Leidenschaft erlöscht und meine Seele heiter und gerecht macht. Ich urtheile mit kaltem Blute, und es fällt mir eben so wenig ein, Ihnen ein Unglück vorzuwerfen, das Sie erlitten haben, als ich einem armen Opfer nicht den Pistolenschuß vorwerfen würde, den ein Mörder auf dasselbe abgefeuert hat.

Aber, bedenken Sie, vor achtzehn Jahren, in dem ganzen Feuer des Alters und in der ganzen Eifersucht der Liebe, würde ich nicht mit dieser Ruhe geurtheilt haben, ich würde nicht berücksichtigt haben, ob es Ihr Fehler war oder nicht, das Blut des Zornes würde mir zu Kopfe gestiegen sein, und ich würde wegen eines Unglücks bös gegen Sie gewesen sein, über das Sie ohne Zweifel mehr als ich gelitten hätten.

Ich wäre unglücklich gewesen und ich würde Sie unglücklich gemacht haben. Und, selbst dann, wenn ich die Kraft gehabt hätte, Ihnen das zu verbergen, was ich empfunden hätte, wie verlegen würden Sie nicht mir gegenüber gewesen sein? Wie würden Sie meine beständig auf den Flecken unserer Ehre, ohne Zweifel ein unwillkürlicher Flecken, aber gleichviel, gehefteten Augen ertragen haben? Welche Liebe wäre die unsrige in dieser falschen Stellung

gewesen, ich, indem ich einen bitteren Groll verhehlte, Sie unschuldig und besudelt?

Ah! trösten Sie sich, Christiane, freuen Sie sich, uns nicht diese Hölle bereitet zu haben; wo dagegen jetzt die Zeit, das Leiden und die Ausschweifungen in mir die Eitelkeit abgestumpft haben.

Und Sie, der Schmerz, die Aufopferung und die Verklärung der Kunst haben Sie erschöpft und geheiligt.

Wir konnten uns also wieder einander gegenüber befinden, ohne daß ich ungerecht bin und ohne daß Sie zu erröthen haben. Sie sehen wohl, daß Sie sich nicht darüber tadeln dürfen, unsere Trennung verlängert zu haben, und daß ich, weit davon entfernt, darüber beleidigt zu sein, Ihnen dafür danke.

—O! an mir ist es, Ihnen zu danken, rief Christiane aus, indem sie Julius Hände drückte. Ich bin sehr innig durch Ihre gütigen Worte gerührt.

Sie konnten mir aus der Vergangenheit einen Gewissensbiß machen, Sie machen mir fast ein Verdienst daraus. Haben Sie Dank! haben Sie Dank!

Und am folgenden Tage fand Julius indessen Christianen nochmals ganz traurig. Da die Vergangenheit gereinigt, war es jetzt die Zukunft, die mit allen ihren Zweifeln und mit allen ihren Finsternissen auf ihr lasteten.

Julius befragte sie nochmals voll Theilnahme.

—Ach! mein Julius, sagte sie, ich kann mich nicht enthalten, zu denken, Sie sind gütig und liebevoll wie Gott gewesen. Aber unglücklicher Weise macht man die Vergangenheit nicht ungeschehen, indem man sie verzeiht. Die

Vergangenheit hält uns noch und wird uns nicht loslassen. Wenn ich vor achtzehn Jahren gesprochen hätte, so würden Sie sich mit Samuel geschlagen und wir würden ein unglückliches Leben gehabt haben. Aber wenn ich vor einem Jahre gesprochen hätte, so würden Sie Friedricken nicht geheirathet haben, und wir hätten glücklich sein können.

Julius neigte den Kopf ohne zu antworten.

—Ja, fuhr sie fort, das ist es, was mein Schweigen hervorgebracht hat. Diese beiden armen Kinder, welche sich lieben, sind getrennt . . .

—Nicht für lange, murmelte der Graf von Eberbach.

Aber Christiane hörte ihn nicht.

—Und Sie, fuhr Sie fort, Sie sind der Gatte von zwei Frauen.

—Ich habe vor Gott nur eine und immer nur eine gehabt.

—Ja, aber vor dem Gesetze? Und um uns zu sehen, sind wir genöthigt uns zu verbergen. Wenn man wüßte, daß Sie hierher kommen, so würde Jedermann mich Ihre Maitresse nennen, und Friedricke würde glauben, daß ich ihre Stelle einnehme, während sie es ist, welche die meinige einnimmt! Das ist die Lage, in welche wir gerathen sind, und es ist eine Lage ohne Ausweg.

—Sie irren sich, Christiane, es gibt einen Ausweg.

—Es gibt einen Ausweg? Welchen? fragte Olympia bebend.

— Einen nahen Ausweg, den wir alle beide mit Festigkeit, fast mit Freude in's Auge fassen müssen.

Ich habe ohne Wissen Samuels die Aerzte berathen. Sie haben mir seine Versprechungen bestätigt. Beruhigen Sie sich, die Verlegenheit, in welcher wir uns befinden, wird bald aufhören; ich habe nur noch kurze Zeit zu leben.

Christiane erbebte an allen ihren Gliedern.

— Auf diese Weise beruhigen Sie mich!

Sie erhob mit in Thränen gebadeten Augen einen Blick des Vorwurfes und des Schmerzes auf ihn.

— O! jetzt kann ich sterben, rief er aus, denn ich werde glücklich, betrauert, geliebt sterben; denn ich werde nicht sterben ohne verziehen, und, — fügte er leiser hinzu, — ohne bestraft zu haben.

— Ah! das ist es gerade, was ich fürchtete; Sie wollen Samuel Gelb bestrafen? fragte sie.

— O! ja, antwortete er. Ich habe noch das auf der Welt zu thun. Ich bin überzeugt, daß Gott mich nicht abrufen wird, bevor ich diese Sendung vollbracht habe.

— Julius, rief Christiane aus, lassen Sie sich nicht mit diesem Nichtswürdigen ein. Julius, entfernen Sie sich von ihm, fliehen Sie ihn und vertrauen Sie der Vorsehung die Sorge an, ihn zu züchtigen. Der Schändliche wird seiner Strafe nicht entgehen, glauben Sie an die göttliche Gerechtigkeit. Er wird, wie die Natter an ihrem Gifte, an seinem Verbrechen sterben.

— Bestehen Sie nicht darauf, Christiane, sagte Julius

ernst und ruhig. Mein Entschluß ist gefaßt. Es ist ein unerschütterlicher Entschluß. Ich muß sterben; ich will, daß mein Tod zu irgend etwas nützt.

— Ich bitte Sie, sagen Sie das nicht. Ich will nicht, daß Sie sterben! rief Christiane die Augen voll Thränen aus.

— Betrübe Dich nicht, meine arme liebe wiedergefundene Gattin, sagte Julius gerührt, aber siehst Du, die Aerzte haben es mir nicht verhehlt, daß es kein Mittel mehr gäbe.

— Doch! es gibt ein Mittel! es gibt mich. Sie wußten nicht, daß ich lebte und daß ich zurückkehren würde!

— Zu spät, sagte Julius. Mein Leben ist erschöpft, und ich fühle wohl, daß mir höchstens die Zeit und die Kraft übrig bleibt, Euch Alle zu retten. Sobald ich beseitigt bin, wird Alles wieder in die Ordnung zurückkehren. Friedricke und Lothario werden sich verheirathen.

— Sie werden nicht mehr da sein, um sie gegen Samuel zu beschützen.

— Samuel wird nichts gegen sie vermögen, ich bürge Dir dafür.

Und für Dich wird das seltsame Verhängniß Deiner Stellung verschwinden. Du wirst nicht mehr die Frau des Gatten einer Andern sein. Du siehst wohl, daß das der einzige Ausweg ist, der uns Allen übrig bleibt.

— Es gibt Andere, antwortete Christiane.

— Zeige mir einen.

— Wir können alle beide Paris verlassen, verschwinden, unser beider Dasein in einem Winkel der Neuen Welt

verbergen und Friedricken und Lothario ihrer Liebe überlassen.

—Und dem Hasse Samuels! Was würde aus ihnen, die so jung und so rein sind, in den Händen dieses Teufels werden? Außerdem würden sie sich, so lange ich lebe, nicht verheirathen können. Was würden sie dabei gewinnen?

—Nun denn! es gibt die Scheidung. Das Gesetz und die Religion unseres Landes erlauben sie.

—Die Scheidung? sagte Julius. Ja, ich habe mehr als ein Mal daran gedacht, als mein Stolz eifersüchtig auf Lothario war. Aber indem sie die Scheidung erlaubten, haben unsere Gesetze und unsere Religion sie mit Bedingungen und Schwierigkeiten umgeben. Welchen Grund sollte ich angeben? Die Wahrheit gestehen? Das hieße Dich entehren.

Friedricken verstoßen? Das hieße sie entehren.

Und dann, was würde man sagen, Lothario die geschiedene Frau seines Onkels heirathen zu sehen? Würde man nicht voraussetzen, daß ich, wenn ich mich von ihr getrennt habe, einen Grund hatte, und daß dieser Grund derselbe war, der sie Lothario hätte heirathen lassen? Würde man nicht sagen, daß bevor sie seine Frau war, sie seine Maitresse gewesen sei? Du siehst, daß die Scheidung unmöglich ist, und daß wir unter dem Vorwande, diese Kinder frei und glücklich zu machen, ihnen nur ihr Unglück bereiten würden.

—Ich will nicht, daß Du stirbst! sagte Christiane statt aller Antwort.

— Das ist es nicht, warum es sich handelt, antwortete Julius sanft. Meine theure Seele, gewöhne Dich an den Gedanken, daß ich aufgegeben bin, und daß nichts auf der Welt mein Leben zu verlängern vermag.

Es handelt sich hier nicht um Selbstmord, ich bringe mich nicht um, ich sterbe. Verlange daher nicht etwas von mir, was nicht in meiner Gewalt steht. Selbst wenn ich mich nicht ergeben würde, selbst wenn ich mich gegen die Nothwendigkeit, die mich drängt, empören würde, selbst wenn ich feig und gemein sein würde, so würde das keine Stunde denen hinzufügen, welche mir zugezählt sind. Es hängt nicht von mir ab, mein Ende zu verzögern. Ich habe den Tod nicht anzunehmen oder auszuschlagen, sondern ihn anzuwenden, das ist Alles.

Nun denn! sobald es unvermeidlich und nothwendig ist, daß ich endige, kannst Du selbst Dich nicht dem widersetzen, daß ich wenigstens auf die Weise endige, welche die nützlichste sein wird. Aendere die Ausdrücke der Fragen nicht: ich werde sterben, das ist eine beschlossene Sache, wie? Darin liegt Alles.

Julius sprach mit einem solchen Gewicht und einer solchen Gewißheit, daß Christiane wohl fühlte, daß jeder Einwurf vergebens wäre, und sie antwortete nur noch durch ihre Thränen.

Julius fuhr fort:

— Mein Plan ist in meinem Kopfe beschlossen. Ich werde Euch Alle retten. Ich werde ohne Besorgniß einschlafen. Ich werde Euch mit mir zufrieden zurücklassen, Ihr werdet sehen.

Ah! meine theure, wieder auferstandene Liebe, ich habe so lange ein nutzloses und leeres Leben geführt, mache mir diese unermeßliche Freude nicht streitig, es auf eine nützliche Weise zu endigen! Ich, der ich immer nur Unglückliche gemacht habe, indem ich mit mir anfange, laß mich in den wenigen Augenblicken, die mir noch übrig bleiben, Glückliche machen! Wenn Du wüßtest, wie mein Herz und mein Leben seit achtzehn Jahren hohl geklungen haben; laß mich zwei Herzen anfüllen, in denen ich mich überleben werde, und in denen ich mehr leben werde, als ich jemals in mir selbst gelebt habe.

Du nennst das meinen Tod? Aber es war, als ich in Wien war, als ich mich in nutzlosen Zerstreuungen erschöpfte, als ich meine Seele mit alle dem Getöse meiner Sinne betäubte, als ich unter den Füßen der Vorüberkommenden meine Liebschaften einer Nacht und meine gemeinen Scandale verbreitete, damals war ich wirklich todt und in dem Kothe der Ausschweifung begraben. Statt daß meine Seele in der Liebe, in der Reinheit und in der Dankbarkeit dieser beiden schönen Kinder leben wird, die ich gerettet und verheirathet haben werde! Christiane! ich beschwöre Dich bei der Liebe, die Du mir erhalten hast, beneide mich nicht um diese Wiederauferstehung unserer Vergangenheit in ihrer Zukunft!

— Wohlan! es sei, sagte sie. Aber laß uns mit einander gehen.

— Nein, sagte Julius. Du bist nicht von den Aerzten aufgegeben, Du mußt hier bleiben, zuvörderst weil

Gott Dich noch nicht zurückberuft, und dann für mich, damit ich in einem Herzen mehr lebe.

Sie schwieg, indem sie auch ihre letzte Hoffnung verloren.

Er begann wieder:

— Christiane, es ist ein Todter, der mit Dir spricht, und Du mußt mir gehorchen, wie Du meinem Testamente gehorchen würdest.

— Was muß ich thun? fragte sie.

— Christiane, fuhr Julius in einem ernsten und fast feierlichen Tone fort, Du hast so eben gesagt, daß Friedricke und Lothario sich getrennt befänden, weil Du zu lange geschwiegen hättest. Nun denn! an Dir ist es also, daran zu arbeiten, sie wieder zu vereinigen, und, statt Dich dem zu widersetzen, was ich zu diesem Zwecke unternehmen werde, mußt Du meinen Plänen dienen, und Du mußt meinen Plan unterstützen, welcher er auch sein möge. Laß uns das Böse wieder gut machen, das wir verursacht haben, und wenn wir nachher leiden, so werden wir unsere Pflicht gethan haben.

— Ich bin bereit, sagte sie ergeben.

— Hier ist das, was Du thun mußt. Friedricke ist in Eberbach. Du wirst dorthin gehen, Du wirst sie im Geheimen nach Paris zurückführen, damit Samuel nichts ahnet. Sie muß besorgt sein; Du wirst sie wieder beruhigen. Hier wirst Du sie bei Dir behalten, Du wirst sie beschützen, Du wirst ihre Mutter sein. Niemand wird wissen, daß Du hier bist, und daß sie bei Dir ist. Ich werde während dieser Zeit mein Werk verfolgen.

— Welches Werk?

— Befrage mich nicht.

— O! rief sie aus, es ist also etwas sehr Gräßliches, daß Sie es mir nicht zu sagen wagen, mir, die Ihnen so Gräßliches gesagt hat!

— Die erste Bedingung, damit es mir gelinge, sagte Julius, ist gänzliches Geheimniß. Wenn die Wände das ahneten, was ich thun will, so würde Alles scheitern. Es ist nöthig, daß Samuel in gänzlicher Ruhe in die Falle geht, daß er über Nichts mißtrauisch ist, daß er mich, wie in der Vergangenheit, für seinen Geprellten hält.

Was ich thun will, davon spreche ich mir selbst nicht, ich bestrebe mich, nicht mehr daran zu denken, aus Furcht, daß der Schatten davon sich auf meinem Gesichte wiederspiegeln möchte. Wenn der Moment gekommen ist, so wird das plötzlich aus meinem Herzen hervorkommen, wie ein Löwe aus seiner Höhle, und, wehe dem, der sich an der Gurgel gepackt fühlen wird!

Der Graf von Eberbach unterbrach sich, wie als ob er bedauerte, bereits zu viel darüber gesagt zu haben.

— Es möge Dir genügen, zu wissen, begann er wieder, daß mein Werk doppelt ist. Ich werde meiner Familie und meinem Vaterlande dienen. Du, die Du mich liebst, Du möchtest mir nicht diesen letzten Trost rauben, solche Zwecke mit meinen bereits kalten Händen zu berühren, nicht wahr? Nun denn, sei erhaben, sei verständig, sei über diese armseligen Rücksichten, welche das Leben der Seele vorziehen, — gieb mir Deine Einwilligung. Sag

mir, daß Du mir erlaubst zu sterben, und daß Du mir versprichst zu leben.

—Ich verspreche Ihnen, mir nicht das Leben zu nehmen, sagte Christiane, aber ich verspreche Ihnen nicht, nicht zu sterben.

XII.

Gamba zeigt sich ungenirt mit den Gespenstern.

Wir zeigten Gretchen zuletzt stumm von einem religiösen Schrecken bei der Erscheinung Christianens an dem Höllenloche.

Die abergläubige Gewohnheit der Begriffe der Ziegenhirtin, die Dämmerung, welche eben so viel Unbestimmtes und Dunkel in den Seelen, wie über die Dinge verbreitet, der Ort selbst, an dem sich Christiane hinabgestürzt hatte, alles das verwirrte den Verstand der Ziegenhirtin außerordentlich. Augenscheinlich hatte sie das Gespenst Christianens vor sich.

Sie hatte es beschworen, es war gekommen.

Gretchen war zugleich entsetzt und vergnügt.

Durch den ungeheuren Schrecken, den ihr dieses plötzliche Alleinsein mit dem Geheimnisse des Todes verursachte, empfand sie ein unendliches Entzücken, indem sie nach einer

so gewaltsamen und so plötzlichen Trennung das liebliche und zärtliche Wesen wiederfand, dem sie sich gewidmet hatte, ihre theure Gebieterin, ihre überlegene Schwester.

Die Stimme Christianens begann wieder:

— Steh auf, mein Gretchen, und komm bis nach Deiner Hütte, wo Dir Alles offenbart werden wird.

Die Ziegenhirtin stand auf ohne ein einziges Wort zu antworten.

Die Gemüthsbewegung verhinderte sie, Athem zu schöpfen, um wie viel mehr zu sprechen. Wozu nutzten außerdem die Worte? Die Gespenster verstehen wohl das, was man in der Seele hat, ohne daß man es ihnen sagt.

Sie schlug den Weg nach ihrer Hütte ein, Christiane folgte ihr.

Sie begegneten auf dem Wege Niemand, weder einem Holzhauer von Landeck, noch einer Kuhhirtin, die ihr Vieh zurückführte, noch einem Diener des Schlosses, der von irgend einer Besorgung in dem Flecken zurückkehrte.

Ohne Zweifel benutzte das Gespenst seine übernatürliche Macht, um die Augen der Menschen zu beseitigen.

Aber bei ihrer Ankunft an der Thür war Gretchen genöthigt, die Erklärung zu wechseln. Auf der Schwelle ihrer Hütte befand sich ein Anschein von Mann mit übereinandergeschlagenen Beinen auf den Boden gekauert.

Gretchen erwartete wenigstens, daß dieser Mann bei dem Erblicken derjenigen, welche ihr folgte, voll Entsetzen fliehen würde.

Nicht im Mindesten. Als er Gretchen und den Schatten Christianens herannahen sah, stand der Anschein von Mann auf, und kam ihnen sehr ruhig entgegen.

Gretchen erkannte Gamba.

—Guten Tag, Gretchen, sagte Gamba, die Freude im Gesicht; guten Tag, meine gute und geliebte Base.

Und er reichte ihr die Hand.

Gretchen zog die ihrige zurück, ganz geärgert über diese irdische Vertraulichkeit in Gegenwart derjenigen, welche aus dem Grabe kam. Mit einer ernsten Geberde zeigte sie Gamba Christiane.

Gamba, welcher nach der Seite blickte, welche ihm die Ziegenhirtin andeutete, schien durchaus nicht erschüttert und wandte sich wieder nach Gretchen um.

—Nun denn? sagte er.

—Er sieht sie also nicht? fragte sich Gretchen.

Am Ende, dachte sie, ist das ganz natürlich, sie hat sich ohne Zweifel nur für mich allein sichtbar gemacht.

Sie machte ihre Thür auf, und indem sie sich verneigte, immer ohne ein einziges Wort zu sagen, wartete sie, daß das Gespenst einträte.

Christiane trat in die Hütte. Gamba stürzte ohne alle Umstände hinter ihr hinein.

Gretchen trat nach ihnen ein. Sie zündete weder eine Lampe, noch ein Licht an, wie als ob sie instinctmäßig meinte, daß dieser Auftritt durch kein künstliches Licht erleuchtet werden dürfte, und daß das armselige menschliche

Licht die Augen der an die göttlichen Strahlen gewöhnten Todten beleidigen würde.

Sie ließ nur die Thür offen, um die letzten Schimmer des Tages und die ersten Schimmer der Nacht eindringen zu lassen.

Gamba hatte sich bereits auf einen Schemel gesetzt. Christiane gab Gretchen einen Wink sich zu setzen. Gretchen gehorchte. Christiane blieb stehen.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens.

Christiane brach es:

—Sprich, Gamba, sagte sie.

Gretchen war auf das Höchste erstaunt. Daß die Todte Gamba kannte, darin lag nichts zum Verwundern, der Tod ist die Unendlichkeit. Aber daß Gamba nicht bei dieser unbekannten Stimme verwirrt wurde, die plötzlich aus der Tiefe des Grabes zu ihm aufstieg, daß er nicht mehr darüber überrascht schien, als über die Stimme eines Freundes, der ihn angeredet hätte, daß er nicht bis in das Mark der Knochen erbebt war, das ist es, was den armen wankenden Verstand der Ziegenhirtin mit Erstaunen erfüllte.

Aber sie erklärte sich diese Kaltblütigkeit Gambas durch den Willen und die Allmacht der Todten, und sie begann begierig zu horchen, das Ohr nach Gamba gestreckt, und indem sie auf Christiane erschreckte Augen heftete.

—Endlich kann ich sprechen! rief Gamba aus. Ach! welches Glück! Es ist so lange her, daß ich an verschluckten Worten fast erstickt bin! Aber wenigstens, ist es

wirklich Ernst? Du wirst mich nicht bei dem ersten Worte unterbrechen? fragte er, indem er Christianen anblickte.

—Er duzt sie! dachte Gretchen.

—Sei unbesorgt, sagte Christiane. Der Tag, Alles zu sagen, ist gekommen.

Gamba sprach also, und sprach folgendermaaßen.

XIII.

Die Erzählung Gambas.

Gamba sprach also, und sprach folgendermaaßen:

— O! mein liebes Gretchen, ich habe Ihnen einen Theil meiner Geschichte erzählt. Ich bin Ihr Vetter, was mein Glück ist; ich bin Zigeuner, was mein Stolz ist. Wenn Sie aber glauben, daß es nur das in meinem Leben gibt, was Sie interessirt, so irren Sie sich gewaltig. Ich habe in meiner Vergangenheit eine Menge von Dingen, die Sie sehr berühren. Sie werden sehen, daß wir im Voraus für einander bestimmt waren, und daß Sie mir mehr Liebe schuldig sind, als einem Vetter. Es ist etwas großes, ein Vetter! Ich mache mir viel daraus, Ihr Vetter zu sein! Ich bin sehr zufrieden darüber, aber ich könnte es entbehren.

Ich habe etwas Anderes, was diese Eigenschaft mit Vortheil ersetzen wird.

Hören Sie.

Sie müssen wissen, daß ich immer zwei hauptsächliche Leidenschaften gehabt habe: nämlich die, unmögliche Sprünge zu machen, und die, verbotene Lieder zu singen; was so ziemlich auf dasselbe herauskömmt, denn die Sprünge führen dazu, den Hals zu brechen, und die Lieder, sich fangen zu lassen.

Nun aber befand ich mich vor siebzehn Jahren, im Jahre 1813, in Mainz. Warum hatte die Wuth, die Welt zu durchwandern, mich mein liebes Italien verlassen lassen? Aber wenn ich es nicht verlassen hätte, so wäre mir das nicht begegnet, was mir begegnet ist, und da das, was mir begegnet ist, gemacht hat, daß ich Sie kennen lernte, so hätte ich Sie dann nicht kennen gelernt. Dem zu Folge habe ich Recht gehabt, Italien zu verlassen, ein Lied gegen Napoleon zu singen, und mich in die Citadelle werfen zu lassen. Ich verzeihe mir.

Es fiel mir also ein, einen Vers gegen den Kaiser von Frankreich zu singen. Ich sage einen Vers, denn das Lied hatte deren fünf und zwanzig, aber ich fing den Refrain des ersten an, als ich zwei kräftige Hände sich auf den Kragen meines Reiserockes legen, und mich rasch nach der Citadelle fortführen fühlte.

Die Citadelle that ihren Rachen auf und verschloß ihn wieder. Ich war verschlungen.

Uebrigens eine schöne Citadelle. Ich bin ein Freund der Dinge, welche das sind, was sie sein wollen. Diese wollte eine Citadelle sein, und es gelang ihr auf das beste. Eiserne Gitter an den Fenstern, das versteht sich von selbst,

und unter den Fenstern ein zwölf Fuß tiefer Graben; aber das war nur ein geringer Umstand.

Auf der anderen Seite des Grabens fingen die Festungswerke an. Drei Reihen ungeheuerer, mit Rasen bedeckte Schanzen. Auf jeder Abtheilung eine Schildwache, und nach der dritten Schanze ein anderer Graben, und dieser war fünf und zwanzig Fuß tief.

Im Ganzen zwei Gräben und drei Stockwerke. Das heißt, daß, um zu entfliehen, fünf Fluchten nöthig waren.

Weder die Zahl, noch die Höhe der Stockwerke konnten mich abschrecken. Die Flucht war für jeden unmöglich, der keine Flügel hatte.

Aber ich hatte deren.

Ich habe die specifische Schwere des Menschen immer wie ein Vorurtheil und wie ein Ammenmährchen angesehen.

Sobald ich mir einmal recht von Grund aus bewiesen hatte, daß ein Mensch nicht daran denken könnte zu fliehen, ohne die Lust zu haben, sich das Kreuz zu brechen, so dachte ich nur noch an meine Flucht. Das kömmt daher, weil ich, ich habe es Ihnen bereits gesagt, Gretchen, die Anmaßung habe, kein Mensch zu sein. Finden Sie mich so eitel, als Sie wollen, ich habe die Eigenliebe, mich für eine Ziege zu halten.

Ich bedaure, bekennen zu müssen, daß meine Flucht auf die alltäglichste und gebräuchlichste Weise anfing. Ich brachte acht Tage damit zu, eine eiserne Stange meines Fensters auszubrechen.

Bis dahin war keine Ursache vorhanden, sehr stolz zu sein. Ein Mensch würde eben so viel gethan haben.

Aber, warten Sie.

Als meine Stange ausgebrochen war, ließ ich den Abend herbeikommen. Als es nicht mehr Tag war, und als es noch nicht Nacht war, denn ich hatte nöthig, selbst ein wenig dabei zu sehen, sagte ich mir:

—Nun denn, mein lieber Gamba! es handelt sich darum, zu wissen, ob Du, der Du den Stolz hast, Dich für ein verständiges, für ein denkendes Wesen zu halten, nur das zu thun vermagst, was die geringste Katze thut, ein ganz kleines Thier ohne Verstand und ohne Studium, wie man zu behaupten wagt! Und merke Dir, fügte ich hinzu, um mich zu ermuthigen, daß eine Katze, die sich nicht genirt aus einem vierten Stockwerke auf das Pflaster hinabzuspringen, vier Pfoten hat, während Du deren nur zwei hast, was die Möglichkeit, Dir eine davon zu zerbrechen, um die Hälfte verringert.

Als ich diese beredtsame und strenge Ermahnung an mich selbst gerichtet hatte, stieg ich hurtig auf den Rand meines Fensters, riß rasch die Stange aus, und ohne der ersten Schildwache Zeit zu lassen, mich zu sehen, nahm ich meinen Anlauf und sprang über den ersten Graben.

Bei dem Pfeifen, welches mein rascher Flug durch die Luft verursachte, wandte sich die Schildwache plötzlich um; aber ich hatte bereits die erste Anhöhe erstiegen, und es war weit eher, um seine Kameraden zu benachrichtigen, als in der eitlen Hoffnung, mich zu treffen, daß er einen kindischen Schuß nach meiner Seite that.

Muß ich sagen, daß in dem Augenblicke, wo ich auf die Schanze sprang, die Schildwache der zweiten gerade unten an dem Orte vorüberging, von wo aus ich sprang, so daß ich nur unmerklich die Richtung meines Sprunges zu verändern hatte, um ihr plötzlich auf die Schultern zu fallen.

Ich heftete diesen armen Soldaten auf den Boden, den Kolben seines Gewehres in dem Magen, und sein Bajonnet so wüthend küssend, daß die Zeitungen behauptet haben, daß er drei Zähne darin gelassen hätte.

Der Schuß fiel und hätte beinahe die Schildwache der dritten Schanze getödtet, welche in diesem Augenblicke auf mich zielte, und die mich wahrscheinlich wegen der unwillkürlichen Erschütterung fehlte, welche die an ihren Ohren pfeifende Kugel sie empfinden ließ.

Ich befand mich an dem Rande des zweiten Grabens. Noch diesen Schritt, und ich war frei. Aber er war der schwierigste.

Außer den zwanzig Fuß zu springen, war die letzte Schildwache, durch die Schüsse der Anderen benachrichtigt, auf der andern Seite des Grabens mit vorgestrecktem Bajonnette und bereit mich aufzuspießen. Eine Aussicht ohne Annehmlichkeit.

Ich gestehe Ihnen, daß ich zuweilen Säbel verschluckt habe, aber niemals Bajonnette, besonders wenn das Gewehr an dem Ende derselben war. Auf diese Weise ist jede Erziehung unvollständig. Man glaubt seine Kunst zu verstehen, und man entdeckt mit jedem Tage, daß man die einfachsten Elemente davon nicht weiß. Man hat zehn

Jahre seines Lebens damit zugebracht zu studiren, zu arbeiten, sich das Kreuz zu brechen, und man bemerkt eines Morgens oder eines Abends, daß man nicht einmal im Stande ist, ein armseliges Bajonnet zu verschlucken.

Aber damals stellte ich nicht alle diese Betrachtungen an. Es war keine Möglichkeit, weder zu überlegen noch zurückzuweichen. Wenn man mich wieder erwischt hätte, so hätte man mich in einen Kerker, in ein Hundeloch, in einen Brunnen geworfen, in welchem man mich sorgfältig angebunden haben würde, und ich hätte für das ganze Leben genug gehabt.

Ich sagte mir: Aus Mangel an Luft und an Freiheit zu sterben, — dann, stellen Sie sich mich im Gefängnisse vor, mich, den zum Menschen gemachten Sprunge, mich, die Gemse, mich, der ich mich, wenn ich nicht mehr springen und tanzen könnte, als Thermometer verkaufen würde, so viel Quecksilber habe ich in den Adern! — Ich sagte mir also: An dem ewigen Gefängnisse zu sterben, oder auf der Stelle an einem Bajonnetstiche zu sterben, will ich noch lieber den schnellen Tod; ich würde weniger lange leiden.

Ich empfahl mich Gott und meinen Muskeln an, und indem ich eine ungeheure Anstrengung machte, um über den Abgrund zu gelangen, versuchte ich nicht einmal das Bajonnet zu vermeiden; ich warf mich im Gegentheile gerade darauf.

Die Schildwache ließ mich kommen und lachte bereits, mich wie einen Ring in dem Carrousselspiele aufzuspießen. Aber, als ich über ihr war, streckte ich mit Gewalt die

Hand aus, ich hatte das Glück, das Bajonnet zu packen, und stieß es mit aller meiner Kraft zurück.

Ich vermied den Stoß nicht gänzlich. Der Soldat hatte eine feste Faust, und ich fühlte das Eisen mir in die Haut dringen. Aber der Stoß war ausgeglitten, und ich war so gewaltig auf das Bajonnet gefallen, daß es sich gebogen hatte. Es war nur eine Schramme.

Mit einer weit schnelleren Bewegung, als der Blitz, hatte ich der Schildwache ein Bein unterschlagen, die auf das weiche Gras rollte.

Als sie wieder aufstand, war ich Hundert Schritte weit entfernt. Sie feuerte einen traurigen Flintenschuß ab, der einen Sperling auf einem Zweige sehr erschreckte.

Ich sagte mir nur: das fängt an, langweilig zu werden, ich kann keinen Schritt mehr thun, ohne daß man mich mit einer Menge von Salven feiert. Genug, Soldaten! Ihr verbraucht das Pulver Eures Kaisers!

Wohl verstanden, hielt ich dieses Selbstgespräch, indem ich meine Beine flink in Bewegung setzte. Ich hörte im Laufen hinter mir das Geschrei, die Rufe der Schildwachen, die Trommel und alle den Lärm, der eine Citadelle beschämt machen kann. Aber was! ich war bereits fern!

Und da sieht man, wie ein muthiger und elastischer Mann immer Herr seiner Freiheit ist!

Hier machte Samba eine Pause, und wollte einen Augenblick lang den Eindruck genießen, den seine Tapferkeit und seine Behendigkeit auf Gretchen mußte hervorgebracht haben.

Aber die Ziegenhirtin wandte ihre Augen nicht von Christiane ab.

Für sie lag alles Interesse in diesem plötzlichen Wiedererscheinen derjenigen, welche sie so sehr geliebt und so sehr beweint hatte.

Das Phantom blieb mit geschlossenem Munde und ließ Gamba sprechen; ohne Zweifel würde dieser, indem er den Willen der seltsamen Erscheinung gehorchte, das Geheimniß erklären, vor welchem Gretchen bestürzt war, und um sich für die Erzählung Gambas zu interessiren, wartete Gretchen, daß der Name Christianens darin ausgesprochen werden würde.

Christiane ihrer Seits ließ Gamba sich in diesem Strome von Worten ergießen, und sich seiner natürlichen Gesprächigkeit hingeben. Sie hatte von ihm ein so langes Schweigen verlangt, daß sie ihm wohl einen Ersatz schuldig war.

Es war wohl das Geringste, daß sie ihm für siebzehn Jahre der Stummheit eine volle Stunde des Geschwätzes bewilligte.

Gamba begann wieder:

—Ich war außer dem Gefängnisse, aber ich war nicht außerhalb Deutschlands. Ich konnte mit jedem Augenblicke wieder gefangen genommen werden. Meine Behendigkeit und meine Geistesgegenwart verließen mich in dem entscheidenden Augenblicke nicht.

Ich eilte im vollem Laufe bis nach dem kleinen Dorfe Zahlbach, wo ich vierzehn Tage vorher, an dem Morgen desselben Tages, an welchem ich mich so unbesonnener Weise

in Mainz hatte einkerkern lassen, meinen kleinen zweirädrigen Wagen und meine alte einäugige Stute, meine gewöhnlichen Transportmittel, untergebracht hatte. Ich ließ sie immer in den nächsten Dörfern der Städte, wohin ich ging, um weniger theuer zu bezahlen. Die Nacht brach gänzlich herein, als ich ziemlich außer Athem an der Thür meines Gastwirthes ankam.

Die Diebe haben ihren Reiz. Ich sage das, weil mein Gastwirth ein Spitzbube war, welcher, als er meine Einkerkerung erfahren und in seinem gründlichen Verstande geurtheilt hatte, daß ich keines Pferdes und keines Wagens bedürfe, um in den Kerkern zu vermodern, ganz einfach meinen Karren und meine Stute verkauft hatte. Als ich in seinen Hof trat, war er gerade damit beschäftigt, sie dem Käufer auszuliefern, so daß der Wagen bereits angespannt war. Die Habgierde dieses Wirthes diente mir.

Ich zeigte mich dem Gastwirthe grausig, ich hatte unter meinen Karpfensprüngen und anderen Widerwärtigkeiten fünf bis sechs in meine Kleider genähte Dublonen gerettet; ich bezahlte, was ich schuldig war, und nahm die Peitsche in die Hand; anfangs brach ich im kurzen Trabe auf, aber ich war kaum an der Ecke der Straße, als ich mein Pferd in dreifachen Galopp setzte.

Ah! in den wenigen Worten, welche ich mit dem Gastwirthe ausgewechselt hatte, war ich, um seinen Verdacht abzulenken, besorgt gewesen, ihm zu sagen, daß man mir unter der Bedingung die Freiheit wiedergegeben hätte, daß ich Mainz auf der Stelle verließe.

Ich hatte ihm auch einige Nahrung für meine Stute und für mich abgekauft. Ich hatte nicht gefürchtet, daß ihm das Zweifel einflößen möchte. Die Gastwirthe beargwöhnen niemals das Geld, das man ihnen gibt.

Ich ließ mein Thier die ganze Nacht über laufen was es vermochte. Am Morgen hielt ich in einer mit Holz bewachsenen Schlucht an, wo ich aus Vorsicht den ganzen Tag über blieb. Dank dem Heu und dem Brode, das ich von Zahlbach mitgenommen hatte, konnten wir, meine Stute und ich, uns entbinden, unser Gesicht in den Dörfern zu zeigen, wo wir schlimmen Begegnungen ausgesetzt gewesen wären.

Am Abend begaben wir uns wieder auf den Weg. So gingen wir noch acht und vierzig Stunden lang, indem wir die Heerstraßen, die Städte und die bewohnten Häuser vermieden, die Fußpfade, die Felsen und die Wälder suchten, und so viel als möglich nur des Nachts reisten.

Am dritten Tage, indem ich anfing, mich weit genug von Mainz zu fühlen, war ich ein wenig dreister. Die Sonne war bereits seit langer Zeit aufgegangen, als ich noch nicht in einer Schlucht lag.

Ich hätte diese Unvorsichtigkeit beinahe theuer bezahlt. An der Ecke einer Hecke befand ich mich plötzlich einem neugierigen Bürgermeister gegenüber, der meine Papiere von mir verlangte.

Ich antwortete ihm auf Italienisch mit einer Rede voll Zungenfertigkeit, in welcher dieser Beamte nur Feuer zu sehen schien.

Da er kein Italienisch verstand, so setzte er seine Brille auf.

Ich glaubte nicht warten zu müssen, bis er meine Sprache gelernt hätte, versetzte meiner Stute einen derben Peitschenhieb, und der rechtschaffene Beamte hatte nur Zeit zur Seite zu treten, um nicht überfahren zu werden.

Als er von der Gemüthsbewegung wieder zu sich kam, welche ihm die Gefahr verursacht hatte, der sein kostbares Leben ausgesetzt gewesen war, war ich bereits weit entfernt; — indessen nicht weit genug, um nicht zu hören, daß er mir drohte mir die Landreiter nachzusenden.

Die Gefahr wurde dringend. Ich trieb meine arme alte Stute mit der Peitsche und mit der Stimme an, und ich schlug entschlossen unmögliche Fußpfade und Felsen ein, durch welche niemals ein anderer Wagen als der meinige hat kommen können, und in denen es wahrscheinlich war, daß die Gendarmerie mich nicht suchen würde. Ich kam von dort in eine Gegend, welche ich damals nicht kannte, und die keine andere als diese hier ist . . .

Die Aufmerksamkeit Gretchens fing an zu erwachen.

—Den ganzen Tag und die ganze Nacht über fuhr ich, begann Gamba wieder, durch Berge und durch Abgründe, indem ich erschreckte Blicke hinter mich warf und immer glaubte, den abscheulichen Kopf eines Gendarmen auftauchen zu sehen.

Die Nacht endigte, schon bedeckte weißer Schimmer den Himmel, an welchem die Sterne erbleichten. Plötzlich erbebte ich und hielt meine Stute an.

Ich hatte mir gegenüber eine menschliche Gestalt erblickt, welche rasch nach meiner Seite eilte.

Natürlicher Weise glaubte ich Anfangs, daß es ein Gendarm wäre, und ich wich hinter einen Felsen zurück.

Da ich aber keinen Hufschlag eines Pferdes hörte, so streckte ich vorsichtig den Kopf vor und sah nach.

Die menschliche Gestalt hatte sich genähert. Ich erkannte, daß es eine Frau war.

Eine Frau mit in Unordnung gerathenen Kleidern, mit aufgelösten Haaren, mit einer Miene der Verzweiflung. Eine Art von weißem Gespenst.

— Geschwind! unterbrach ihn Gretchen mit beklommener Brust.

— Ah! ich hatte Ihnen wohl gesagt, rief Gamba aus, daß meine Erzählung Sie am Ende interessiren würde! Sie werden mich jetzt anhören!

Diese Frau näherte sich im Laufe und ohne mich zu sehen.

Einige Schritte weit von mir blieb sie stehen, streckte mit einer traurigen Geberde ihre beiden gefalteten Hände gen Himmel aus, kniete an dem Rande des Weges nieder, murmelte einige Worte, die ich nicht hörte, stieß einen Schrei aus, sprang auf und verschwand.

Ich sprang rasch von meinem Karren und eilte herbei.

Der Weg war an dem Orte, an welchem die Frau verschwunden war, durch einen steilen Abgrund gespalten, den ich Anfangs nicht gesehen hatte. Ich neigte mich über den ungeheuren und gähnenden Schlund, und stieß nun auch einen Schrei aus.

Die Unglückliche war nicht bis auf den Grund gerollt.

— Geschwind! geschwind! wiederholte Gretchen wie fieberhaft.

— Ein junger kräftiger Baum, der an der Seite des Schlundes selbst wuchs, hatte ihren Sturz durch ein Wunder aufgehalten.

Die Füße an irgend eine Wurzel geklammert, den Rücken gegen den Stamm des Baumes gestützt, ein Arm in den Zweigen verwickelt, den Kopf gewaltsam zurückgeworfen, hing ihr armer geschmeidiger und gebogener Körper ohnmächtig über dem Tode.

Sie retten! wie? Rittlings auf den Baum zu springen, das war nichts für mich; aber mit dieser Last wieder aus dem Abgrunde hinaufzusteigen?

Glücklicher Weise hatte ich auf meinem Karren ein Seil mit Knoten, das mir bei meinem großen Kunststücke des Mastes diente. Ich eilte es zu holen. Ich nahm zu gleicher Zeit eine Art von Schärpe, die mir gleichfalls bei meinen Kunststücken diente, und hier ist das, was ich that:

Ich wählte eine starke Wurzel, die ich an dem Rande des Abgrundes fand, ich befestigte daran mein Seil mit Knoten, dessen anderes Ende ich in meine rechte Hand nahm, und ich stürzte mich herzhaft hinab.

— Nun denn! rief Gretchen bebend aus.

— Es versteht sich von selbst, daß ich leicht und anmuthig rittlings auf den Baum fiel. Ohne Eigenliebe, ich war zufrieden mit mir, und ich lasse mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß meine Erziehung nicht so unvollständig

gewesen war. Ich tröstete mich ein wenig darüber, nicht gelernt zu haben Bajonnette und Gewehre zu verschlucken.

Sobald ich einmal auf dem Baume war, war meine erste Bewegung, die Frau zu packen, denn ich fürchtete immer, daß sie hinabgleiten möchte.

Hierauf warf ich sie auf meinen Arm und auf meine linke Schulter, wo ich sie mit Hilfe meiner Schärpe fest band.

Sie leistete durchaus keinen Widerstand. Sie war regungslos und wie todt. Sie hatte viel eher das Ansehen eines Bündels als einer Frau.

Bis dahin war nichts geschehen. Es handelte sich darum, wieder hinaufzusteigen.

Ich hielt immer noch mit meiner rechten Hand das Seil.

Ich versichere Ihnen, daß es nicht außerordentlich leicht war, mit einer Frau auf der Schulter und einer einzigen Hand an dem Seile wieder hinaufzuklettern.

Das Ganze bestand darin, weder das Seil, noch die Frau loszulassen.

Ich empfahl meine Seele allen Heiligen des Paradieses, ich drückte mit meinen beiden Füßen den letzten Knoten des Seiles, ich packte mit meiner rechten Hand den höchsten Knoten, den sie erreichen konnte, und indem ich den Baum losließ, ließ ich mich langsam in der freien Luft schweben.

Glücklicher Weise hatte diese arme Frau ihre Besinnung nicht, denn sie würde ein gewaltiges Loch unter ihren Augen gehabt haben.

Bei Tausend Seiltänzern! Ich, dessen Herz eine ziemlich undurchdringliche Haut hat, ich gestehe es offen, daß ich eine Sekunde der Gemüthsbewegung hatte. Die Wurzel, welche mich mein Seil hatte befestigen sehen, hatte diese doppelte Last nicht erwartet; ich fühlte sie bei der ersten Erschütterung nachgeben. Aber sie erholte sich von dieser feigen Schwäche wieder und hielt fest.

Nun war die Reihe an meinem Seile. Bei der ersten Anstrengung, welche ich machte, um einen Knoten hinauf zu steigen, streckte es sich und krachte, wie als ob es mehr zu tragen hätte, als es vermöchte. Ich fühlte, daß es zerrisse, und ich sagte mir in meinem Innern: Arme Frau!

—Guter Gamba! rief Gretchen mit Thränen in den Augen aus.

—Aber, Bah! der Strick war kräftig wie die Wurzel, und meine Muskeln waren gleichfalls kräftig.

Ich kletterte wie ein Eichhörnchen, ohne Hast, leicht und vorsichtig.

Eine Minute nachher, — wenn es unter solchen Umständen noch ein Zeitmaß gibt, — setzte ich den Fuß auf den festen Boden, band mein Seil los, und legte meinen Fund auf meinen Karren.

Und so habe ich Madame Christiane aus dem Abgrunde wieder heraufgefischt.

Mit starrem Auge und verwirrter Miene stand Gretchen auf und ging auf Christiane zu, berührte ihre Hand, um sich fest zu überzeugen, daß sie kein Gespenst wäre, und als sie das Fleisch und die Wirklichkeit gefühlt hatte,

kniete sie weinend nieder und küßte den Saum des Kleides der Wiederauferstandenen.

Hierauf, ohne wieder aufzustehen, und mit durch die Gemüthsbewegung erstickter Stimme, sagte sie:

—Fahren Sie fort, Gamba.

—Ich bin so eben zu Ende, erwiderte Gamba. Christiane war gerettet.

Aber ich, ich war nicht gerettet. Im Gegentheile brachte mir meine gute That große Gefahr, mich für den Rest meiner Tage einkerkern zu lassen. Denn, was mit der anfangen, die ich aus dem Abgrunde gezogen hatte?

Sie ohne Bewußtsein fortführen, sie schütteln, das war gefährlich; sie konnte einen Arzt nöthig haben.

Sie nach einem bewohnten Orte zu führen, um sie verpflegen zu lassen, das hieß andererseits mich in den Rachen des Wolfes begeben. Die Gendarmerie würde mir meine Behendigkeit wenig Dank gewußt haben.

Ich befand mich also auf dem festen Lande mehr in Verlegenheit, als ich es auf dem Wege der Vögel gewesen war.

Meiner Treue, um so schlimmer! ich hatte das arme Geschöpf betrachtet; sie war jung und ganz hübsch. Es ist immer mein Grundsatz gewesen, daß eine schöne Frau mehr werth ist, als ein garstiger Mann. Ich sagte mir daher: lieber alle Gambas in das Gefängniß, als ein solches Mädchen in das Grab! und ich machte mich auf, irgend ein Dorf aufzusuchen.

Im Gehen untersuchte ich das junge Mädchen. Ich sah nach, ob sie nichts gebrochen hätte. In meinem Ge-

werbe versteht man sich natürlich auf gebrochene oder verrenkte Arme. Ich bemerkte mit Freude, daß kein Glied gebrochen, und daß sie keine ernstliche Verletzung davon getragen hatte. Der Schrecken hatte sie die Besinnung verlieren lassen. Ihr Kleid hatte sich in den Büschen verfangen und hatte den Stoß geschwächt.

Durch beständiges Suchen der Dörfer findet man deren.

Ich erblickte bald eines, welches, wenn ich mich nicht irre, etwas wie Landeck sein mußte.

Ich stand im Begriffe, in dasselbe mit der jämmerlichen Miene Jemandes, der in ein Gefängniß tritt, einzufahren, als ich plötzlich fühlte, daß das Herz des jungen Mädchens wieder zu schlagen begann.

Ich hatte, ich gestehe es, eine gewisse Regung der Zufriedenheit.

Wenn sie ohne Hilfe von Aerzten wieder zu sich kam, so hatte ich durchaus nicht nöthig, mich der kaiserlichen Gendarmerie freiwillig zu überliefern.

Ich gab meiner Stute einen Schlag mit dem Zügel, und ich vertiefte mich wieder kräftig in mein Gebirge.

Eine Stunde nachher war das junge Mädchen wieder gänzlich zu sich gekommen.

Wenn ich sage gänzlich, so sage ich nicht ganz die Wahrheit. Sie sah, aber nur mit den Augen; sie sprach, aber sie sagte Dinge, die nicht voll gesunden Verstandes waren.

Sie tischte eine Menge von Worten auf, von denen Sie gewiß Nichts verstanden hätten.

— Mein Kind! . . . Julius . . . Gnade! . . . Dieser Samuel . . . Ich bin in der Hölle . . .

Und dann blickte sie mich an und sagte zu mir:

— Ja, ich erkenne Sie wohl, Sie sind der Teufel!

Nun denn! Sie mögen mir glauben oder nicht, aber in diesem Augenblicke machte mir das durchaus keine Lust zu lachen.

Mit einem Worte, die Erschütterung, welche nichts an ihrem Körper zerbrochen hatte, hatte Alles in ihrem Verstande zerbrochen.

Sie war wahnsinnig.

— Wahnsinnig! rief Gretchen aus.

— Ja, wahnsinnig wie ein armes unschuldiges Thier. Und sie blieb lange so.

Die ersten Tage war mir das nicht unbequem.

Sie hatte keinen Willen, sie ließ mit sich machen, sie genirte mich nicht, sie erkundigte sich nicht, warum ich lieber den Fußpfad, als die Heerstraße einschlug. Des Nachts zu reisen, anzuhalten, sich wieder auf den Weg zu begeben, immer zu gehen, zu essen, nicht zu essen, Alles war ihr gleich. Ich sagte ihr zu schweigen, und sie schwieg. Ich befahl ihr zu essen, und sie aß. Sie gehorchte maschinenmäßig und gleichgültig. Das war besser als ein Kind.

Auf diese Weise konnte ich durch Tausend Gefahren und durch Tausend Aengste wieder nach Italien gehen. Dort herrschte Napoleon auch noch. Aber man hatte meine Spur verloren, und wie in diesem unermeßlichen Reiche einen armseligen Wassertropfen, wie mich, wiederfinden?

Man fragte mich, wer die Frau wäre, welche ich bei mir hätte. Ich hatte das Jahr zuvor meine Schwester Olympia, ohngefähr von demselben Alter als Christiane, verloren. Ich antwortete, daß es meine Schwester wäre.

Man fragte mich nicht mehr. Von nun an war ich ihr Bruder.

Ich verließ sie nicht. Um sie zu ernähren, — aber nein, ich rühme mich, — um mich zu ernähren und um mich zu unterhalten, machte ich meine Kunststücke auf den öffentlichen Märkten.

Ich sang immer ein wenig. Sie, ohne daß ich es ihr jemals gesagt hatte, sang von Zeit zu Zeit wunderliche Melodien, die sie ich weiß nicht woher nahm, und welche machten, daß die Vorübergehenden stehen blieben. Sie schien die Menge nicht zu sehen und die Beifallsbezeugungen nicht zu hören. Sie sang für sich allein. Aber die Vorüberkommenden benutzten es, und unsere Kasse hatte gleichfalls Nutzen davon. Ich war niemals so reich gewesen.

Das beweist, daß ich, als ich sie rettete, wie ein gemeiner Egoist gehandelt hatte, und daß sie mir durchaus keine Dankbarkeit schuldig ist.

Indessen kehrte mit jedem Tage ihr Verstand wieder ein wenig mehr zurück.

Sie fing an, sich ein wenig weniger in der Hölle zu glauben und einzusehen, daß wenn ich der Teufel war, ich wenigstens ein guter Teufel war.

Dadurch, daß sie mich beständig ihren Bruder nannte, hatte sie für mich eine geschwisterliche Freundschaft.

Ach! ich war glücklich! wir führten das wahre Leben, in freier Luft, auf den Straßen, sie singend, und ich auf dem Seile tanzend.

Aber in dem Maße, als ihr Verstand zurückkehrte, hatte sie auch wieder die Vorurtheile der Erziehung, welche man jungen Mädchen beibringt. Sie fand es nicht vollkommen schicklich für ein junges Mädchen, an den Straßenecken und in den Schenken zu singen. Sie fühlte sich unbehaglich bei den Blicken und Aeußerungen der Menge.

Und dennoch zögerte sie, mit diesem Leben zu brechen, dessen sie sich schämte.

Eine Neigung, die sie bisher nicht an sich entdeckt, hatte sich in ihr entwickelt: die Leidenschaft für die Musik. Ihre Seele in ihre Stimme zu legen, wie ich sie in meine Beine lege, ihre Gemüthsbewegung in das Herz der Menge übergehen zu lassen, das war ein Vergnügen, dessen sie sich nicht zu berauben vermochte. Das kömmt daher, sehen Sie, Gretchen, daß wir Künstler das Publikum hassen, wir Böses von ihm sagen, wir es beleidigen, aber wir bedürfen seiner, wie Sie Ihrer Ziegen. Unsere Zuschauer sind unsere Thiere.

Sie befand sich in der ungewissen Lage, zwischen ihren Ideen als junges Mädchen und ihren Instinkten als Künstlerin, — als durch den glücklichsten der Zufälle ein Theaterdirector, welcher vorüberging, stehen blieb, von ihrer Stimme überrascht war und ihr den Antrag machte, sie zu engagiren.

Von nun an war keine Ursache mehr vorhanden, sich zu bedenken. Es handelte sich nicht mehr um die Straße

und um den Pöbel; es handelte sich um Beifall, um Verehrung, um Ruhm und um Genie.

Und auf diese Weise wurde sie eine große Sängerin, — was wohl so viel werth ist, als eine vornehme Dame.

Jetzt, Gretchen, habe ich Alles gesagt, was ich zu sagen hatte.

Die Ziegenhirtin richtete ihre entzückten Augen voller Thränen und Freude auf Christianen.

— Madame! Sie sind es! lebendig! murmelte sie mit stockender Stimme.

Sie vermochte keine anderen Worte zu finden.

— Umarme mich doch, mein armes Gretchen, sagte Christiane.

Gretchen stand auf, und warf sich Christianen in die Arme.

— Lebendig! wiederholte sie. Aber Gott ist mein Zeuge, daß Sie für mich niemals todt gewesen sind.

— Ich weiß es, sagte Christiane.

Und während eines Augenblickes drückten sie sich ohne zu sprechen einander an das Herz.

— Und ich? äußerte Gamba, in einer Ecke vergessen.

— Der arme Gamba verdient wohl etwas, sagte Christiane.

— Ich verdiene wohl von Madamoiselle Gretchen einen Dank dafür, daß ich ihr die erhalten habe, die sie so sehr liebt.

— Ja, gewiß, sagte Gretchen.

Und sie fiel Gamba um den Hals, der so zufrieden war, daß er zu weinen begann.

— Wir werden von Gamba und von mir ein anderes Mal sprechen, sagte Gretchen, indem sie dem Zigeuner einen Wink des Einverständnisses und der Vertraulichkeit gab. Aber beschäftigen wir uns zuvörderst mit Ihnen, meine theure Gebieterin. Wie kommen Sie hierher? Und weiß der Herr Graf von Eberbach, daß Sie am Leben sind?

— Er weiß es, und er ist es, der mir gesagt hat, hierher zu gehen.

— Wozu?

— Um seine Frau zu holen.

— Seine Frau! murmelte Gretchen, deren Freude plötzlich bei diesem Gedanken verschwand. O mein Gott! aber da fällt mir ein! O! wenn Sie wüßten! es ist gräßlich!

— Was willst Du sagen? fragte Christiane. Sprich ohne Furcht in Gambas Gegenwart. Ja, unsere Lage ist in der That sehr schmerzlich. Du willst sagen, daß Friedricke die Frau meines Gatten ist.

— Wenn es nur das wäre! rief die Ziegenhirtin ganz bestürzt aus.

— Was giebt es denn noch? Sprich.

— Friedricke ...

— Nun denn?

— Ist Ihre Tochter!

—Meine Tochter! aber meine Tochter ist gestorben, Gretchen.

—Nein, sie lebt. Von mir diesem Samuel überliefert; für das Verderben unser aller Seelen gerettet!

—Meine Tochter! ich will meine Tochter sehen! rief Christiane aus.

XIV.

Mutter und Tochter.

Der erste Ausruf Christianens war gewesen: — Ich will meine Tochter sehen! Ihre erste Bewegung war gewesen, nach dem Schlosse zu eilen.

Gretchen war Christianen gefolgt.

Gamba war Gretchen gefolgt.

Christiane befand sich in einer unaussprechlichen Gemüthsbewegung. Dieses Kind, das sie für todt gehalten hatte, das sie nicht einmal gekannt hatte, das fast, bevor es geboren wurde, gestorben war, dieses Kind lebte!

Demnach also, während sie sich für allein auf der Welt hielt, während sie auf den Theatern sang und von Stadt zu Stadt ihr Alleinsein durch die Menge schleppte, während sie ihre Seele Allen widmete, da sie Niemand hatte, dem sie ihr Leben widmen konnte, — hatte sie eine Tochter!

Sie, die Sängerin geworden war, da sie nicht mehr Gattin sein konnte, sie hätte Mutter sein können!

Und wie fand sie diese Tochter wieder? In welcher schrecklichen Lage! Ihre Tochter war mit ihrem Gatten verheirathet!

Gleichviel! Sie eilte immer dem Schlosse zu.

Aber plötzlich ging sie langsamer, eine Betrachtung hielt sie zurück.

Was sollte sie Friedricken sagen? Wenn sie ihr sagte: Ich bin Deine Mutter! da Friedricke bald erfahren mußte, daß Olympia Christiane, Gräfin von Eberbach, war, so hieß das ihr mitzutheilen, daß sie den Gatten einer Anderen geheirathet hätte, und, was noch weit gräßlicher war, daß sie den geheirathet hätte, der ihr Vater sein konnte.

Und dann würde Friedricke ihre wiedergefundene Mutter begierig befragen. Sollte sie ihr die ganze Vergangenheit offenbaren, ihr die Verbrechen und die Unglücksfälle erklären, welche sie in diese grausamen Entwickelungen gestürzt hatten, diese reine und jungfräuliche Seele durch die Erzählung der gräßlichen Ruchlosigkeiten Samuel Gelbs entsetzen? Gräßliche Erzählung, welche zum Schlusse das gräßliche Wort haben würde: — Dieser Teufel ist vielleicht Dein Vater!

Dieser gräßliche Zweifel, der sie besiegt und sie in das Höllenloch gestürzt hatte, sollte sie mit ihm die züchtige Unwissenheit ihres Kindes erschüttern?

In diesem grausigen Durcheinander von Elend und von Frevelthaten, welche das Leben so vieler Wesen getrübt

und getrennt hatte, die geschaffen waren, um sich zu lieben, hatte die Vorsehung, indem sie immer ihr Werk wie ein Fluß von Krystall unter abscheulichen Felsen verfolgte, auf eine wunderbare Weise die unschuldige Friedricke beschützt.

Von Samuel erzogen, an Julius verheirathet, von Lothario geliebt, hatte sie keinen Flecken, keinen Schatten auf ihrer klaren und reizenden Stirn. Sollte Christiane ihr das Böse offenbaren, das sie nur dem Namen nach kannte? Es war wohl das Geringste, daß Friedricke, von dem Geliebten, von dem Gatten und von dem Ungeheuer verschont, von ihrer Mutter verschont wurde!

—Sie überlegen und Sie leiden, Madame, sagte Gretchen zu Christianen.

— Nein, ich habe meinen Entschluß gefaßt, sagte Christiane, indem sie eben so sehr auf ihren eigenen Gedanken als auf die Frage antwortete. Ich darf Friedricken nichts sagen.

Und sie begann wieder, entschlossener, zu gehen.

Und doch ihre Tochter wiederzufinden, sie nach siebzehn Jahren schön, groß, rein, die Augen voll Klarheit und das Herz voll Zärtlichkeit wiederzufinden; auf den Lippen nur ein Wort zu haben: meine Tochter! und seine Lippen zu verschließen; nur nöthig zu haben, die Arme zu öffnen, um seiner Sehnsucht Traum darin zu drücken, und seine Arme zu verschließen, war das nicht eine Anstrengung, welche die menschliche Kraft überstieg? Würde Christiane sich zu beherrschen vermögen? Selbst wenn ihr

Mund kein Wort sagte, würden nicht ihre Geberden, ihre Augen, ihre Thränen sprechen?

Nun denn! sie konnte es immerhin versuchen.

Als sie an dem Thore des Schlosses ankam, blieb sie nochmals stehen, und wandte sich nach Gretchen und nach Gamba um.

—Ihr werdet nicht sagen wer ich bin, sagte sie. Ich allein werde sehen, ob ich mich nennen muß. Ihr sagt kein Wort.

—Sein Sie unbesorgt, sagte Gretchen.

—Ich verstehe zu schweigen, fügte der Zigeuner hinzu. Uebrigens haben Sie mich dort oben nicht nöthig; ich werde hier bleiben, um Sie im Mondscheine zu erwarten. Ich weiß nicht, warum ich mir eine Zimmerdecke auf den Kopf setzen sollte, wo ich den Himmel zum Schlosse haben kann.

Während Gamba sprach, hatte Gretchen die Schelle gezogen, und der Pförtner hatte geöffnet.

Auf die Frage der Ziegenhirtin hatte der Pförtner geantwortet, daß es spät wäre, und daß die Gräfin von Eberbach wohl zu Bett gegangen sein könnte.

—O! sagte Gretchen, sie wird wieder aufstehen.

Gretchen und Christiane gingen nach der Freitreppe, indem sie Gamba auf der Straße ließen.

Hans Frau kam, ihnen aufzumachen. Friedricke hatte in der That ihr Abendessen geendigt und war in ihr Zimmer hinaufgegangen. Aber Madame Trichter, nach welcher Gretchen geschickt hatte, übernahm es, ihre Gebieterin zu benachrichtigen.

Madame Trichter kam wieder herab, und ließ Gretchen und Christianen in den kleinen, an das Zimmer der Gräfin stoßenden Salon hinaufgehen.

Es war noch keine Minute her, daß sie darin waren, und daß Madame Trichter sie verlassen hatte, als Friedricke, besorgt über das, was man von ihr wollte, und ganz aufgeregt eintrat.

Aber eine bei weitem größere Gemüthsbewegung empfand Christiane.

Sie sah ihre Tochter zum ersten Male im Alter von siebzehn Jahren! Gott hatte ihr das Kind verheimlicht, um ihr die Frau zu geben. Sie hatte ihre Tochter nicht Tag vor Tag, allmählig, anfangs ganz klein, dann größer, dann noch größer besessen. Sie fand sie plötzlich ganz ausgewachsen.

Wie! dieses edle und vollständig ausgebildete Geschöpf war ihre Tochter! Das war ein Gedanke, das war eine Freude, welche zu ertragen ihr armes Herz nicht Kraft hatte.

Und sie stand da, stumm, bleich, das Herz von Thränen geschwellt, indem sie auf Friedricken Augen voll Bewunderung in Bezug auf die Gegenwart und voll Verzweiflung für die Vergangenheit heftete. Durch die Freude, sie wieder zu finden, hindurch, empfand sie einen unermeßlichen Schmerz bei dem Gedanken an die Ereignisse, welche sie von ihr getrennt hatten.

Friedricke fühlte sich anfangs unbehaglich unter diesem so freudigen und so traurigen Blicke. Sie errieth darin ein Geheimniß.

Sie versuchte das Schweigen zu brechen.

—Madame? sagte sie in einem Tone, welcher die Erklärung dieses Besuches zu dieser Stunde verlangte.

Christiane antwortete nicht.

—Gretchen hat mir sagen lassen, daß Sie mit mir zu sprechen hätten, fuhr Friedricke fort.

—O! ja, antwortete Christiane. Ich habe mit Ihnen zu sprechen, aber ich habe Sie vorher zu sehen. Lassen Sie mich Sie betrachten. Sie sind schön!

Friedricke schwieg einen Augenblick lang verlegen.

—Wer sind Sie? Was haben Sie, Madame? versuchte sie zu fragen, Sie scheinen ganz erschüttert.

—Wer ich bin? antwortete Christiane mit einem Ausbruche der Zärtlichkeit.

Aber sie beherrschte sich.

—Ich bin, begann sie ruhiger wieder, ich bin die Person, welche Ihnen der Brief des Grafen von Eberbach meldet.

—Ah! rief Friedricke aus, Sie sind es, Madame, die mich abzuholen kömmt, um mich zu ihm zurückzuführen?

—Ich bin es.

—Dann seien Sie willkommen. Der Graf sagt mir in seinem Briefe, auf Sie zu hören, und Sie wie ihn selbst zu achten. Aber wie befindet er sich? Warum ist er nicht selbst gekommen?

—Er befindet sich besser, und er wird sich gänzlich wohl befinden, sobald Sie wieder zu ihm gekommen sind. Die Beendigung einer wichtigen Angelegenheit hat ihn ab-

gehalten zu kommen. O! ohne das würden weder die Beschwerde, noch die Krankheit ihn fern von Ihnen zurückgehalten haben. Da er Paris nicht verlassen konnte, so hat er mich gebeten, an seiner Stelle zu kommen.

—Verzeihen Sie mir meine Unbescheidenheit, Madame, sagte Friedricke, aber der Brief des Grafen hat vernachlässigt, mir zu sagen wer Sie sind, und ich weiß nicht einmal, mit wem ich die Ehre habe zu sprechen.

—Ich nenne mich . . . Man nennt mich Olympa.

—Olympia! rief Friedricke aus. Sie wären diese berühmte Sängerin, von der Herr Samuel Gelb mir zuweilen gesprochen hat?

—Ich bin es in der That.

—Verzeihen Sie nochmals, Madame; aber dann, — ja, Herr Samuel Gelb hat es mir gesagt, — der Herr Graf von Eberbach hat Sie geliebt.

—Ehedem, das ist möglich, erwiderte Christiane. O! aber das ist so lange her! fügte sie hinzu, indem sie einen Blick schmerzlicher Schwermuth auf die Wände des kleinen Salons warf, in welchem sie sich befanden.

—Der Herr Graf hat sie einige Monate vor unserer Verheirathung geliebt, sagte Friedricke, deren Gesicht sogleich einen traurigen und gezwungenen Ausdruck annahm.

—Was haben Sie? fragte Christiane.

—Entschuldigen Sie mich, Madame, ich bin jung und sehr unerfahren in den Angelegenheiten des Lebens, besonders in den Angelegenheiten der großen Welt. Aber wird diese Welt es nicht wunderbar finden, daß gerade Sie

es sind, welche der Herr Graf gewählt hat, um seine Gattin abzuholen und zurückzuführen?

—Ah! Sie zweifeln an mir! rief Christiane im Herzen getroffen aus.

Unbestimmter Argwohn stieg in der That in der Seele Friedrickens auf. Sie erinnerte sich des Eindruckes, den sie am Morgen bei dem Lesen des Briefes empfunden hatte, in welchem sie der Graf zum ersten Male dutzte. Dieses Dutzen, in welchem sie die Vertraulichkeit des Gatten zu erkennen fürchtete, und diese Absendung einer Frau, welche, wenn sie nicht die Maitresse des Grafen gewesen, zum Mindesten von ihm geliebt worden, und die in jedem Falle eine Schauspielerin war, vermischten sich in dem Geiste Friedrickens und flößten ihr außerordentliche Besorgniß ein.

—Sie sagen nichts? begann Christiane wieder. Demnach also trauen Sie mir nicht?

—Verzeihen Sie mir; aber ach! wer bürgt mir für Sie, Madame? fragte die arme Friedricke.

—Ich, sagte Gretchen, welche bis dahin diesem schmerzlichen Auftritte schweigend beigewohnt hatte und nun vortrat.

—Sie? erwiderte Friedricke mit einer halb hoffnungsvollen, halb furchtsamen Geberde.

—Ja, ich, fuhr Gretchen fort, welche ihre Befürchtungen vielleicht verstand, ich, die ich, seitdem Sie auf der Welt sind, über Sie gewacht habe, ich, die ich so viele lange Meilen zu Fuß zurückgelegt habe, um Ihr Gesicht einige Minuten lang zu sehen, ich, die ich weiß, wer Sie sind — und wer Madame ist.

—Nun denn, sagte Friedricke, wenn Sie es wissen, Gretchen, so sagen Sie es mir, ich bitte Sie, ich flehe Sie darum an.

—Ich kann es nicht, antwortete Gretchen.

—O! dann ist es ein Beweis, daß Sie es nicht wissen, erwiderte Friedricke, indem sie traurig den Kopf schüttelte. Oder auch wohl halten Sie nicht viel darauf, daß ich Ihnen beiden glaube, da Sie mich mit einem Worte überzeugen könnten und Sie dieses Wort nicht aussprechen.

—Es gibt Geheimnisse, deren Herr man nicht ist, erwiderte Gretchen. Bei Ihrem Glücke! glauben Sie mir, ohne daß ich spreche.

—Warum sollte ich am Ende Vertrauen zu Ihnen haben, wo Sie kein Vertrauen zu mir haben?

—Aber der Brief des Herrn Grafen von Eberbach? warf Christiane ein.

—Mein Gott! dieser Brief sagt nichts, antwortete Friedricke. Kenne ich außerdem die Herrschaft, welche Sie über ihn haben können? Weiß ich, wohin man mich führen will? O! ich leide mehr als Sie durch mein Mißtrauen. Es liegt nicht in meinem Charakter, und es ist mir sehr leid, wenn ich Sie beleidige, Madame, aber ich bin unwissend über Alles. Man sagt mir, daß ich Feinde habe, ich bin allein, verloren, fern von alle dem, was mich liebt und mich beschützt, und ich bin genöthigt, mich vor dem in Acht zu nehmen, was man mich thun läßt.

Christiane sah bestürzt ihre Hoffnung und ihre Freuden einstürzen.

—O! sagte sie mit inniger Stimme, ich hatte nicht

geglaubt, daß wir uns auf diese Weise begegnen würden. Ich hatte geglaubt, daß bloß, indem Sie mein Gesicht sähen, bloß indem Sie meine Stimme hörten, sich irgend etwas in Ihrem Innern geregt, ein Instinct in Ihrem Busen erbebt, Ihre Arme sich von selbst geöffnet haben würden.

Ich hatte gehofft, daß die göttliche Vorsehung, indem sie uns einander gegenüberstellte, indem sie das doppelte Wunder vollbrachte, uns alle beide wieder auferstehen zu lassen, indem sie, um uns einander zu nähern, den Stein eines Grabes brach, zwischen uns nicht eine weit härtere und weit unbeugsamere Mauer erheben würde, als den Granit der Gräber: das Mißtrauen.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte Friedricke durch den Ausdruck gerührt und indem sie die Worte nicht verstand.

— Hören Sie, sagte Christiane, indem sie auf Friedricken Augen voll Zärtlichkeit und Thränen heftete.

Das war zu stark für ihr armes Herz, Sie hatte wohl schon genug gelitten, ihr Kind nur mit dem Blicke ansehen zu können, ohne es umarmen zu dürfen; aber sich von ihm beargwöhnen, verachten, hassen zu lassen, das ging über ihre Kräfte.

— Hören Sie, begann sie von Neuem. Ja, ich will sprechen. Um so schlimmer! Mein Herz strömt über. Ich darf nicht von Ihnen beargwöhnt sein, das ist zu grausam für mich, und dann, wenn ich gesprochen habe, werden Sie sehen, daß es unmöglich ist. Friedricke, Sie zweifeln an dem Worte Gretchens; sie wird Ihnen gleichwohl

gesagt haben, daß sie Ihre Mutter gekannt hat, und daß sie in ihrem Namen zu Ihnen spräche.

— Meine Mutter, sagte Friedricke, sie hat sie mir niemals nennen wollen.

— Und wenn Ihre Mutter selbst käme . . .

— Meine Mutter lebt! rief Friedricke erbebend aus.

— Wenn sie lebte, fuhr Christiane fort, und wenn sie dieses Mal ohne Vermittlerin zu Ihnen käme, wenn sie Ihnen das sagte, was Sie zu thun haben, würden Sie auch Ihrer Mutter nicht trauen?

— Wenn meine Mutter zu mir käme, antwortete Friedricke ganz zitternd, — o! Madame, haben Sie Mitleid mit mir, machen Sie mir keine falsche Freude; ich bin zu jung, Sie würden mich tödten. — Wenn meine Mutter zu mir käme, so würde sie aus mir machen was sie wollte, und sie würde nur einen Wink zu geben haben, ich wäre zu glücklich, ihr unbedingt und blindlings zu gehorchen.

— Nun denn! rief Christiane aus, nun denn! betrachten Sie.

Und indem sie die Hand nach der Wand erhob, bezeichnete sie das Porträt, das Lothario so sehr erschüttert, und das auch Friedricken bei ihrer Ankunft aufgefallen war.

— Dieses Porträt . . . sagte Friedricke.

— Dieses Porträt, begann Christiane wieder, ist das meiner Schwester. Haben Sie nicht bemerkt, wie ähnlich es Ihnen ist? Und hat diese Aehnlichkeit Ihnen nicht gesagt, daß Sie zu der Familie gehörten?

— O! Madame, aber dann? . . .

— Friedricke, blicke mich an. Friedricke, umarme mich, ich bin Deine Mutter!

Christiane begleitete dieses Wort mit einem solchen Ausrufe und einer solchen Geberde, daß Friedricke sich bis auf den Grund ihres Herzens erschüttert fühlte.

— Meine Mutter! rief sie aus.

Und sie warf sich weinend und lächelnd in die Arme Christianens.

— Ja, erwiderte Christiane; indem sie sie mit Küssen bedeckte, ja, meine Tochter, mein Kind, mein Schatz. Ich wollte es Dir wegen der Dinge nicht sagen, welche Du erfahren wirst; aber die Natur war stärker als ich. Dich mißtrauisch wiederzufinden, das war schlimmer als Dich gar nicht wiederzufinden.

Und Friedricke sagte ihrerseits durch ihre Thränen und durch ihre Regungen der Freude:

— Theure Mutter! Sie haben siebzehn Jahre auf sich warten lassen. Aber irgend etwas sagte mir immer: Sie wird zurückkehren. Welches Glück! Ich habe meine Mutter! da ist sie! O theure Mutter! was ich doch glücklich bin, Sie wieder zu haben!

Christiane antwortete auf Alles das durch Thränen und durch Küsse.

Gretchen hatte sich ein wenig entfernt, um ihren Ergießungen alle Freiheit zu lassen. Sie war in einer Ecke des kleinen Salons niedergekniet und betete.

— Demnach also, fragte Friedricke, ist dieses Porträt das meiner Tante?

—Ja, mein Kind, der Mutter Lotharios, welcher Dein Vetter ist.

—Und mein Vater? begann Friedricke wieder, Sie sprechen mir nicht von ihm. Lebt er etwa nicht mehr?

—Doch! er lebt.

—Ah! ich werde also auch ihn kennen lernen! Wie gütig die Vorsehung ist!

—Du kennst ihn bereits! antwortete Christiane.

—Ich kenne meinen Vater? sagte Friedricke.

—Ja, antwortete Christiane. Gott sei gepriesen, ich kann ihn Dir nennen, da der Himmel in seiner Güte für uns ihm für Dich die einzige Liebe in's Herz gelegt hat, die er haben konnte, die er haben durfte, — da er Dein Vater geblieben ist.

—Von wem sprechen Sie denn? fragte Friedricke besorgt.

—Theures Kind, erschrick nicht über die Nachricht, welche ich Dir mittheilen werde. Gott hat uns in der Vergangenheit gerettet, und die Zukunft bereitet sich in diesem Augenblicke vor. Habe keine Besorgniß, Dein Vater . . . Dein Vater ist der Graf von Eberbach.

—Der Graf! rief Friedricke aus, indem sie ganz bleich wurde.

—Beunruhige Dich nicht, mein Kind, ich wiederhole Dir, daß sich Alles zu Deinem Glück ordnen wird. Wir werden diese Ehe auflösen, und Du wirst Lothario heirathen. Geh, ich bin jetzt bei Dir, es werden Dir keine Sorgen und keine Schmerzen mehr zustoßen, ich werde sie verhindern, zu kommen.

—Aber mein Vater, fragte Friedricke, hat mich also bis zu diesem Tage durchaus nicht gekannt?

—Er wußte nicht einmal, daß Du auf der Welt wärest. O! das wäre eine zu lange Geschichte, um sie Dir zu erzählen. Du wirst sie eines Tages erfahren. Dein Vater und ich sind sehr lange getrennt gewesen. Er hat mich für todt gehalten. Wie und warum sich Alles das zugetragen hat, frage mich jetzt nicht darum.

Berühren wir diese schmerzliche und schreckliche Vergangenheit nicht. Aber jetzt weiß Dein Vater, daß ich lebe. Wir haben uns wiedergesehen und wiedererkannt.

Er weiß, daß ich seine Frau bin, und er wird erfahren, daß Du seine Tochter bist. Zwei Gründe, von denen ein einziger genügen würde, damit er zu mir zurückkehrte, und damit er Dich Lothario zurückgibt.

—Er wird es wollen, sagte Friedricke, aber wird er es können? Vor aller Welt, vor dem Gesetz, durch die Religion, bin ich seine Gattin. Wird er sagen, daß ich seine Tochter bin? Ausgenommen vor Gott, würde ich für immer verloren sein. Wird er sagen, daß Sie seine Gattin sind, und daß er sich zwei Male verheirathet hat? — Sie sehen wohl, meine Mutter, daß es keinen Ausweg gibt, und daß das Unglück mich in seiner Gewalt hat! Vergebens trösten Sie mich, mein böses Geschick ist stärker, als Ihre Liebe und Ihre Aufopferung.

—Die Krisis ist in der That schwierig, sagte Christiane; aber beruhige Dich, meine liebe Tochter, wir werden aus ihr hervorgehen.

—Auf welchem Wege?

— Dein Vater hat ein Mittel.

— Welches?

— Ich weiß es nicht; aber er hat eines.

— Wer hat es Ihnen gesagt?

— Er.

— Er hat Ihnen das gesagt, um Sie zu beruhigen, wie Sie mich in diesem Augenblicke beruhigen. Aber wenn er ein Mittel hätte, so würde er Ihnen gesagt haben, welches. Wenn er Ihnen ein Geheimniß daraus gemacht hat, so ist das ein Beweis, daß er keines hat.

— Er hat eines. Er hat mir mit einem Ausdrucke gesprochen, der, ich schwöre es Dir, nicht log.

— Sie sprechen vergebens alle beide, beharrte Friedricke zu sagen, ich fühle wohl, daß wir uns in einer Lage befinden, aus der wir niemals hervorgehen können.

— Höre, sagte Christiane, Dein Vater erwartet uns in Paris. Wir müssen dorthin gehen, zuvörderst um über ihn zu wachen. Nun denn! Du bist seine Tochter und ich bin seine Frau. Wir werden uns vereinigen, um ihm sein Geheimniß zu entreißen, und er wird es uns sagen.

XV.

Es ist erwiesen, daß die Tulpen mörderischer sind, als die Tigerinnen.

Am 9. Juli 1830 meldete eine in allen Zeitungen eingerückte Anzeige, daß das Begräbniß des Lord Drummond am folgenden Tage stattfinden, und daß die Messe in der Kirche Assomption gelesen werden würde.

Am folgenden Tage war die erste Person, welche Julius bei seinem Eintritte in die Kirche sah, Samuel.

Unsere Leser haben wahrscheinlich Zeit gehabt, Lord Drummond zu vergessen, jenen Sonderling, den in die Stimme Olympias verliebten Engländer, nachdem er in indische Tigerinnen verliebt gewesen war.

Sein Tod war nicht weniger sonderbar als sein Leben gewesen.

Er war wegen einer Tulpe gestorben!

Wir haben Lord Drummond in dem Augenblicke aus

dem Gesicht verloren, wo er Paris verließ, um Olympia nach Venedig zu folgen.

Es schien ihm, daß es doch noch besser sei, sie öffentlich zu hören, und ihren Gesang mit Andern zu theilen, als sie gar nicht mehr zu hören.

Aber, kaum angekommen, hatte sich von den ersten Vorstellungen an seine Eifersucht seiner wieder bemächtigt. Er hatte bitterlich gelitten, nur mit der Menge diese erhabenen Töne zu genießen, die er für sich allein hätte besitzen mögen. So viele Nebenbuhler quälten ihn.

Von dem Augenblicke an, wo Olympia für Jedermann war, war sie nicht mehr für ihn.

Und dann schien ihm sein Vergnügen entweiht, da alle diese Vorüberkommenden es zu gleicher Zeit mit ihm genossen. Die Stimme Olympias war ihm fast zuwider, indem sie eine Art von allgemeiner Schüssel wurde, in welche die rohesten Instincte die Hand tauchten und ihren Löffel voll herausnahmen.

Diese Gemüthsbewegung, die er züchtig, rein, jungfräulich, für einen einzigen vorbehalten gewünscht hatte, war leider nur noch eine gemeine, öffentliche, allen den Troßbuben, welche drei Franken in ihrer Tasche hatten, gemeinsame Buhlerin.

Unter diesen Bedingungen wollte er sie nicht mehr.

Eines Abends stand er mitten in einer Vorstellung auf, verließ das Schauspielhaus, kehrte nach Haus zurück, bestellte die Pferde, und verließ Venedig, ohne Olympia nur ein Wort zu schreiben.

Um zu versuchen, sich zu zerstreuen, begann er zu reisen.

Ueberall, wo er durch kam, besuchte er Alles: die Bibliotheken, die Museen, die Monumente.

In Coniston zeigte man ihm eine Sammlung Tulpen.

Die Leidenschaft der Blumen gehört zu den natürlichsten des menschlichen Herzens. Wir sind von Erde gemacht, und sobald ein Samenkorn in uns fällt, so keimt es darin.

Lord Drummond war eine jener Naturen, in denen die Leidenschaft kein Zwischenreich hat. Bei ihm war der Tod einer Sucht nur die Krönung einer anderen. Er sagte sich: die Frauen sind gestorben, es leben die Blumen!

Er bemächtigte sich der Blumen, wie er es mit den Tigerinnen und den Frauen gemacht hatte, mit Leidenschaft. Er dachte nur noch an sie.

Wie die wahren Liebhaber, beschränkte er sich auf eine Gattung, indem er nur die vollständigen Dinge liebte und wohl wußte, daß der Geldbeutel eines Millionärs und ein hundertjähriges Leben nicht für Sammlung einer einzigen Art ausreichen würden.

Die Tulpen hatten ihm den Geschmack für die Blumen eingeflößt. Er widmete sich von ganzer Seele den Tulpen.

Er hatte bald davon eine Sammlung, die er selbst stattlich fand, und die jeder Andere unerhört gefunden haben würde.

Indessen ging er von einer Seite Europas nach der andern. Er durchwanderte alle Blumenstädte und suchte, ob es nicht zufällig irgend eine von ihm vergessene Art gäbe.

Die berühmtesten Liebhaber beeilten sich, ihn bei seinem Namen in ihre Treibhäuser einzuführen, und ihn ihre seltensten Schätze bewundern zu lassen. Aber Lord Drummond bewunderte auf eine kalte Weise.

Man zeigte ihm nichts, was er nicht bei sich eben so, wo nicht besser hatte.

Eines Abends war er in Harlem, er hatte alle berühmten Sammlungen besucht, ohne etwas Besseres als anderswo zu finden, und, des Krieges müde, stand er im Begriffe nach England zurückzukehren, als ein Diener des Wirthshauses, in welchem er logirte, ihm von einem seiner Verwandten sprach, welcher Tulpen hätte.

Dieser Verwandte war ein armer Mann, der diese Liebhaberei seit seiner Kindheit betrieb, und der nach Aussage des Dieners außerordentliche Resultate erlangt hatte.

Sein Treibhaus war nicht bekannt, weil er Niemand es betreten ließ, indem er seine Tulpen um ihrer selbst, und nicht aus Eitelkeit liebte.

Er hatte sie in der ganzen Stadt fast Niemand als seinem Vetter gezeigt, sagte dieser; aber, wenn Lord Drummond es wünschen sollte, so würde er trachten, von seinem Vetter Tromp die Erlaubniß zu erlangen, ihm den edlen Reisenden zuzuführen. Ein vorüberkommender Reisender würde Tromp weniger abschrecken, als ein Mitbürger, der immer da, und schwer abzuweisen sei, so bald er einmal eingeführt wäre.

Lord Drummond war unschlüssig. War es der Mühe werth, nach so vielen glänzenden und in europäischen Ruf

stehenden Sammlungen, wegen einer unbekannten Sammlung bis zum folgenden Tage zu bleiben?

Es mochte ohne Zweifel eine Tulpenzucht sein, würdig, einen Diener zu verblenden. Er wollte indessen nicht eine sich bietende Aussicht verfehlen, so unbedeutend sie auch sein mochte.

Er blieb.

Am folgenden Morgen ging der Diener zu seinem Vetter, und kehrte mit einer nicht ohne Mühe erlangten Erlaubniß zurück.

—Um wie viel Uhr will Mylord, daß ich ihn zu meinem Vetter Tromp führe? fragte der Diener.

—Auf der Stelle, antwortete Lord Drummond.

Und sie begaben sich auf den Weg.

Sie gingen durch die ganze Stadt.

Als sie durch die Stadt gegangen waren und die Wälle überschritten hatten, traten sie in eine der engsten Straßen der Vorstadt.

Lord Drummond fing an zu bereuen, die Treuherzigkeit gehabt zu haben, einem Bedienten auf's Wort zu glauben.

Welche seiner würdige Blume konnte in dieser engen Straße athmen?

Der Diener blieb vor einem Hause von armseligem Aussehen stehen, und indem er sich umwandte, sagte er zu Lord Drummond:

—Hier ist es.

Der Diener klopfte.

Ein kleiner untersetzter Mann, durch die Gewohnheit,

die Erde zu bearbeiten, gekrümmt und armselig gekleidet, öffnete die Thür.

—Mein Vetter, sagte der Diener des Wirthshauses, hier ist der fremde Edelmann, von dem ich Dir heute Morgen gesagt habe.

—Der Herr ist der Eigenthümer des Gartens, den Sie mir gerühmt haben? fragte Lord Drummond mit einer Miene spöttischen Zweifels, indem er die Kleider Tromps anblickte.

—O! sagte dieser, der den Blick Lord Drummonds bemerkte, und der sich nicht darum zu bekümmern schien, Sie kommen nicht, um meinen Anzug zu sehen, sondern meine Sammlung.

—Das ist wahr, sagte der Engländer. Lassen Sie uns eintreten.

—Bevor wir eintreten, erwiderte Tromp, eine Frage.

—Welche?

—Ist es ganz gewiß, daß Sie Harlem heute verlassen?

—Sobald ich von Ihnen fortgehe.

—Ich würde nämlich meine Blumen nicht gern Jemand sehen lassen, der kommen würde mich zu plagen, um sie nochmals zu sehen. Es ist schon viel, daß ich Ihnen erlaube, sie ein Mal zu genießen. Sie gehören mir, sehen Sie, und ich bin eifersüchtig auf meine Tulpen, wie Andere es auf eine Frau sind.

—Ich wiederhole Ihnen, daß ich binnen hier und heute Abend weit entfernt von hier sein werde.

—Dann treten Sie ein.

Lord Drummond und der Diener traten in einen dunkeln und niedrigen Gang.

Tromp verschloß unmittelbar hinter ihnen wieder die Thür, was nicht dazu beitrug, die Dunkelheit und die Finsterniß zu verringern.

— Gehen Sie ohne Furcht gerade aus, Mylord, sagte der Diener. Es gibt hier weder eine Stufe, noch ein Loch.

Nach Verlauf einiger Schritte befand sich Lord Drummond vor einer Thür.

— Warten Sie, sagte Tromp.

Und indem er vor Lord Drummond trat, begann er die Thür aufzuschließen, welche dreifach verschlossen war.

Als die Thür aufgemacht war, erfüllte ein Strom von Licht den Gang auf eine heitere Weise.

Es war wie ein plötzlicher Einfall von Sonnenstrahlen und von Gesängen der Vögel. Es war ein großer und glänzender Garten, dessen Blumen im Freien wuchsen.

— Kommen Sie und sehen Sie, sagte Tromp zu dem verblendeten Lord Drummond. Aber lassen Sie mich vorher diese Thür wieder verschließen.

Er verschloß die Thür und begann wieder:

— Sie sehen, daß man weder die Menschen nach dem Anzuge, noch die Gärten nach dem Hause beurtheilen darf. Ich habe dieses schlecht gelegene und schlecht gebaute Haus gewählt, weil es auf dieser Seite auf das freie Feld geht, und meine Blumen hier alle die Luft und alle die Sonne haben, deren sie bedürfen. Finden Sie mir besser untergebrachte Blumen? Ob ich in einem Loche oder in einem

Hundestalle wohne, was thut mir das? Ich rechne nicht für mich!

Ich bin wie jene alten Verliebten, welche eine junge Geliebte haben, und die alle ihr Geld ausgeben, um sie mit Gold, mit Sammet und mit Seide zu überschütten, und die sich wenig darum bekümmern, wenn ihnen kein Sous übrig bleibt, um sich selbst auf eine saubre Weise zu logiren.

Und ich, ich habe mehr als eine Geliebte, ich habe ein Serail.

Betrachten Sie!

Und mit einer Geberde und einem Ausdrucke, in welchem sich der Eigenthümer, der Gärtner und der Verliebte vereinigten, begann er die Musterung seiner Sammlung abzuhalten, indem er sie einzig erklärte und bei jeder Tulpe, welche er seinen Gast bewundern ließ, behauptete, daß sie die schönste von Allen wäre.

— Hier ist eine, sagte er, welche Alles das übertrifft, was man sich Wundervollstes denken kann; selbst der Traum bekennt sich durch eine so verzweifelnde Wirklichkeit besiegt; — nun denn! das ist nichts, es ist eine unbedeutende Blume, es ist ein verächtlicher Grashalm neben dieser, welche ich Ihnen zeigen will.

Und er zeigte eine andere, welche das Wunder und das Meisterstück der Natur — bis zu der folgenden war.

Allen diesen Uebertreibungen einer durch die Einsamkeit überspannten Leidenschaft, lag indeß die Wahrheit zum Grunde, daß die Sammlung Tromps bewunderungswürdig

war. Sie war, ohne Vergleich, die schönste, welche Lord Drummond seit seiner Reise angetroffen hatte.

Die seinige war indessen eben so viel werth. Er hatte den Stolz, auch hier keine Gattung zu finden, die er nicht selbst besaß. Tromp war ein Nebenbuhler, aber kein Sieger. Lord Drummond fühlte sich nicht gedemüthigt, und konnte den Kampf bestehen. Sie hatten alle beide, wie auf dem Collegium, den Preis ex aequo.

—Nun denn! sagte Tromp prahlend, haben Sie jemals auf ihren Reisen Gärten gesehen, welche dem meinigen gleich wären?

—Ich habe keine gesehen, die mehr werth wären, antwortete Lord Drummond.

—Sie haben also deren gesehen, welche eben so viel werth waren? fragte Tromp, dessen Stirn sich verfinsterte.

—Ich habe deren einen gesehen.

—Wo das?

—In London.

—Und der Eigenthümer heißt?

—Lord Drummond.

—Das sind Sie?

—Ich selbst.

—Ihr Garten kömmt dem meinigen gleich? wiederholte Tromp im Tone der Herausforderung.

—Ja, sagte Lord Drummond. Ich lasse Ihrer Sammlung die Gerechtigkeit widerfahren, daß sie über allen denen steht, die ich gesehen habe, seitdem ich London verlassen, und daß sie nicht unter der Meinigen steht. Aber die Meinige steht nicht unter der Ihrigen. Sie sind gleich.

—Nun denn! rief Tromp triumphirend aus, hier ist etwas, das die Gleichheit stören wird, Sie werden sehen!

Und indem er Lord Drummond hinter eine Mauer zog, welche den Garten zu schließen schien, führte er ihn plötzlich in ein Treibhaus, das fast eben so groß als der Garten selbst war.

—Da sind meine wahren Blumen, sagte er, die anderen zählen nicht. Der Garten ist das Vorzimmer des Treibhauses, und die Blumen, welche im Garten stehen, sind die Dienerschaft; aber hier sind die Herrschaften. Wenn Sie Augen haben, so machen Sie sie auf.

Lord Drummond warf einen flüchtigen Blick auf das Treibhaus und war verblendet.

Dieses Mal hatte Tromp Recht in seinem ganzen Stolze; es war wirklich eine wahre Sammlung von Wundern. Es war ein Museum, in welchem sich die gelungensten Werke, der mit der Kunst berechneten Natur zusammengefunden hatten.

Der Engländer blieb regungslos, wie zögernd unter so vielen Wundern, indem er nicht wußte, zu welchem er gehen sollte. Aber plötzlich fiel sein Auge auf eine schwarze, roth und blaue Tulpe.

Er erbleichte und eilte auf sie zu.

—Ah! dieser erkennen Sie den Vorzug zu, sagte Tromp mit einem leichten Gelächter des Triumphs und der Ueberlegenheit. Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie gehen auf der Stelle zu der schönsten. Ich sehe, daß Sie sich darauf verstehen, und ich bereue es weniger, Sie hier zugelassen zu haben. Ich hatte Anfangs nicht die

Absicht, Sie das Treibhaus sehen zu lassen; der Garten genügte. Aber Sie haben mich herausgefordert, und ich habe meine Blumen nicht erniedrigen lassen wollen. Nun denn, haben Sie diese auch?

—Nein, antwortete Lord Drummond mit erstickter Stimme.

—Weder Sie, noch irgend Jemand, fuhr Tromp fort. Sie ist einzig. Ah! sehen Sie, sie ist meine Fovorit-Sultanin. Ich habe Löcher an meinen Ellbogen; nun denn, ich würde sie nicht für fünf Tausend Gulden geben.

—Und für zehn Tausend? sagte Lord Drummond bleich und mit bittenden Augen.

—Weder für zehn Tausend, noch für irgend eine Summe. Ein Mann, der seine Frau liebt, verkauft sie nicht und theilt sie nicht. Ich will der Einzige sein, der meine Tulpe hat. Sie betrachten die andern nicht?

—Ich habe sie gesehen, sagte Lord Drummond. Diese genügt für einen Tag. Einen letzten Blick, und ich verlasse Sie.

Er warf auf die schwarze, rothe und blaue Tulpe eine Blick der Liebe und der Trostlosigkeit, und, ohne ein einziges Wort zu sagen, schlug er wieder den Weg nach dem Garten und dem Hause ein.

Tromp öffnete die beiden Thüren wieder.

Auf der Schwelle der letztern wandte sich Lord Drummond um und sagte:

—Ich danke, mein Herr, und auf Wiedersehen.

—Nicht auf Wiedersehen, sagte Tromp, sondern Adieu. Sie reisen in einer Stunde von Harlem ab.

Lord Drummond antwortete nicht.

Von dem Diener begleitet, kehrte er nach dem Wirthshause zurück, ohne ein Wort auszusprechen.

—Für wie viel Uhr will Mylord die Pferde? fragte der Diener in dem Augenblicke, wo Lord Drummond nach seinem Zimmer hinaufging.

—Ich reise heute nicht ab, antwortete Lord Drummond.

Eine Stunde nachher schellte Lord Drummond und ließ den Diener rufen, der ihn zu den Tulpen geführt hatte.

—Gehen Sie zu Ihrem Vetter, sagte er zu ihm, wenn er mir eine Zwiebel seiner Tulpe für fünfzehn Tausend Gulden geben will, so erhalten Sie zwei Tausend für sich.

—Ich eile hin, rief der Diener erfreut aus.

Und er stürzte die Treppen hinab.

Lord Drummond erwartete seine Rückkehr mit der Bangigkeit eines angehenden Studenten, der die Antwort der ersten Frau erwartet, an die er zu schreiben gewagt hat.

Nach einem Jahrhundert, während welchem der Zeiger der Uhr nur fünf Viertelstunden zurückgelegt hatte, erschien der Diener wieder.

Er war traurig und niedergeschlagen.

—Nun denn? fragte Lord Drummond.

—Er schlägt es aus, antwortete der Diener traurig.

—Sie werden es nicht recht angefangen haben, erwiderte Lord Drummond. Es läßt sich nicht annehmen, daß ein so armer Mann eine so starke Summe ausschlägt.

—Ich habe es angefangen, sagte der Diener, wie Jemand, dem man zwei Tausend Gulden versprochen hat. Wenn es mir nicht gelungen ist, so glauben Sie nur, daß die Sache nicht möglich ist.

—Kehren Sie zurück, sagte der Engländer. Zwanzig Tausend für ihn, und fünf Tausend für Sie.

Trotz der ungeheuren Größe der Summe brach der Diener mit weniger Freude, als das erste Mal auf.

Aus der Art, mit welcher sein Vetter das erste Anerbieten zurückgewiesen hatte, hatte er ersehen, daß Tromp keines annehmen würde.

Er versuchte es indessen nochmals, aber er kehrte zurück, ohne etwas erlangt zu haben.

—Er ist ein Maulesel, sagte er zu Lord Drummond.

—Und Sie ein Esel, antwortete dieser, der das Bedürfniß hatte, seine böse Laune an Jemand auszulassen.

Den ganzen Abend über suchte er in seinem Kopfe ein Mittel, Tromp zu bestimmen. Aber wie einen Mann angreifen, auf den das Geld keinen Eindruck machte?

Er aß nicht zu Mittag. Er hatte keinen Hunger. Er schlief schlecht.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als er an die Thür Tromps klopfte.

—Wer ist da? rief die kreischende Stimme Tromps aus, der seinen mürrischen Kopf aus einem oberen Dachfenster herausstreckte.

—Ich bin es, antwortete Lord Drummond.

—Wer sind Sie?

—Lord Drummond, der, den Sie gestern die Güte gehabt haben zu der Ehre zuzulassen, Ihre Tulpen zu besuchen.

—Sie irren sich, erwiderte Tromp, Lord Drummond ist nicht mehr in Harlem; er hat mir gestern sein Ehrenwort gegeben abzureisen, und ein Edelmann bricht sein Wort nicht. Er ist abgereist.

—Nun denn! möge es Lord Drummond oder ein Anderer sein, wollen Sie mir eine Zwiebel Ihrer schwarzen, rothen und blauen Tulpe verkaufen?

—Nein, antwortete der Vetter des Dieners kurz.

—Nichts als eine Zwiebel! Ich gebe Ihnen zwanzig Tausend Gulden dafür.

—Und wenn Sie mir Hundert Tausend geben würden, so würde ich es gleichfalls ausschlagen. Ich behalte meine Blumen für mich. Ich bin ihr Beschützer, und nicht ihr Kuppler.

—Mein lieber Tromp, ich gebe Ihnen fünfundzwanzig Tausend Gulden dafür.

—Ich mache mir den Henker aus Ihren Guineen; ich liebe nur meine Tulpen. Sie würden nicht eine davon für eine Million erhalten.

—Ist das entschieden?

—Unwiderruflich.

—Sie sind indessen nicht reich.

—Das beweist Ihnen, daß ich meine Blumen nicht verkaufe.

—Ich bitte Sie darum.

—Adieu.

Und um das Gespräch kurz abzubrechen, schlug Tromp ungestüm sein Dachfenster zu.

Lord Drummond machte eine Geberde der Wuth. Sein durch das Hinderniß gesteigertes Verlangen sprengte ihm die Brust.

Was anfangen? wohin gehen? Es schien ihm, daß sein Leben von nun an leer sei, und daß er nur noch eine ungeheure Unthätigkeit als Horizont hätte.

Er hielt auf der Welt nur noch auf eine Sache: auf diese Tulpe.

Für sie würde er sein ganzes Vermögen, — und alle seine anderen Tulpen hingegeben haben.

Und dieser elende Tromp wollte sie um keinen Preis hergeben. Geizhals, geh!

Lord Drummond fühlte, daß das Kochen dieser Gedanken in seiner Stirn anfing, ihm Fieber zu verursachen.

— Gut! da werde ich jetzt krank werden!

Ohne recht zu wissen warum, schlug er in der Straße, in welcher Tromp wohnte, die erste Nebengasse ein, welche auf das Feld führte.

Dann versuchte er die Gartenmauer Tromps zu erkennen.

Er hatte keine Mühe, sie zu erkennen. Die aufgehende Sonne fiel strahlend auf die Fensterscheiben des Treibhauses.

Auf dieser Seite war die Mauer ziemlich niedrig. Aber es hätte ohne Nachtheil gar keine Mauer vorhanden zu sein brauchen.

Zwischen dem Wege und dem Treibhause befand sich

ein fünfzig Klafter breiter Morast, ein halber Fuß Wasser auf einem weichen Boden. Lord Drummond steckte seinen Stock hinein, er drang zwei Fuß tief in den Schlamm.

Auf diese Weise war nicht genug Wasser da, um in einem Nachen über den Morast zu fahren, und wenn man zu Fuß durch denselben gehen wollte, so lief man Gefahr, bis an die Schultern darin zu versinken.

Lord Drummond kehrte finster, traurig in das Wirthshaus zurück, krank dadurch, weil er am Tage vorher nicht gegessen hatte, und weil ihm am Morgen sein Versuch nicht gelungen war.

Er legte sich zu Bett, um den entbehrten Schlaf der letzten Nacht wieder gut zu machen. Aber er schlummerte nur einige Viertelstunden, die ermüdender als das Wachen und von unzusammenhängenden Träumen unterbrochen waren, in denen er sich allein gegen zehn Männer schlug, die ihm eine Tulpenzwiebel streitig machten.

Am Abend stand er auf, verließ das Wirthshaus, ohne bemerkt zu sein, erreichte das Feld, und kam an das Ufer des Morastes.

Das erste Bein, das er hineinstellte, drang bis an das Knie in den Sand; das zweite bis an den Schenkel.

Trotz seiner heftigen Leidenschaft, zögerte er einen Augenblick.

Aber die Leidenschaft war die stärkere.

Er schritt weiter.

Nach einigen Schritten fand er einen ein wenig festeren Boden. Dann wurde der Boden nochmals wieder weich, und Schlamm und Wasser gingen bis an den Gürtel.

Er fühlte, daß sein Fieber sich verdoppelte, aber er ging immer weiter.

In dem Augenblicke, wo er der Mauer nahe war, fehlte der Boden gänzlich unter seinen Füßen; er verschwand bis an den Hals, und er hatte kaum Zeit, eine Hand voll Schilf zu ergreifen, das an dem Fuße der Mauer wuchs. Sein Leben hing an einem Schilfhalm.

Gleichviel, er war angekommen.

Die Hauptsache war geschehen. Es blieb ihm nur noch übrig, die Mauer zu ersteigen und in das Treibhaus zu dringen.

Die Mauer zu ersteigen, war die Sache eines Sprunges; in das Treibhaus zu dringen, bewirkte er durch eine ausgebrochene Fensterscheibe.

Aber er durfte sich auch noch in der Tulpe nicht irren, und des Nachts war das nicht leicht.

Glücklicher Weise war der Mond da.

Außerdem hatte Lord Drummond das einzige Mal, daß er in das Treibhaus eingetreten war, sich den Platz genau gemerkt.

Mit Hülfe seines Gedächtnisses und des Mondes wählte er eine Tulpe, hob sie vorsichtig aus, legte an ihre Stelle fünfundzwanzig Tausend Gulden in Bankbilleten, die er aus seiner Tasche zog, und indem er das Treibhaus verließ, stieg er wieder über die Mauer.

Der Mond, den Byron so streng gescholten hat, half nochmals diesem neuen Leander über seinen morastigen Hellespont. Er gelangte ohne Hinderniß auf das andere Ufer des Morastes.

Er hatte die Vorsicht gehabt, dort seinen Mantel hinzulegen. Er konnte darunter seine kostbare Tulpe und auch den Koth verbergen, von dem er vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt war.

Er kehrte in das Hotel zurück, und erreichte sein Zimmer wieder, ohne irgend einen Argwohn erweckt zu haben.

Sein Zweck war, seine Kleider zu wechseln, seinen Reisewagen zu verlangen, und die Stadt auf der Stelle zu verlassen.

Aber vorher mußte er einen Blick auf seine theure Tulpe werfen.

Er zündete alle Kerzen und alle Lampen an, welche sich in seinem Zimmer befanden, und, als er Alles mögliche Licht gemacht hatte, stellte er ihm seine Eroberung aus.

Er wäre beinahe rücklings zu Boden gesunken.

Er hatte sich in der Tulpe geirrt!

Statt der einzigen Blume, hatte er eine alltägliche, in allen Treibhäusern bekannte Blume genommen, von der er selbst vier Exemplare hatte.

Er stieß einen Schrei aus.

Der Diener, der Vetter Tromps, eilte herbei.

Als er Lord Drummond so mit Koth bedeckt in Mitte dieser Erleuchtung sah, hielt er ihn für wahnsinnig.

— Helfen Sie mir, mich auszukleiden, sagte Lord Drummond.

Er schlotterte; ein gräßlicher Schauder lief ihm über alle Glieder.

Die Feuchtigkeit, die er in dem Kampfe und in der Freude des Triumphes nicht gefühlt hatte, erstarrten ihm die Knochen.

Man ließ einen Arzt holen.

Als Lord Drummond im Bette lag, und während man den Arzt holte, sagte er zu dem Diener:

— Gehen Sie zu Ihrem Vetter Tromp, sagen Sie ihm das, was Sie gesehen haben, und überbringen Sie ihm diese Tulpe. Er wird Alles verstehen.

Der Diener entfernte sich in dem Augenblicke, wo der Arzt eintrat.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Die Sache schien ihm höchst gefährlich. Er fürchtete gleich Anfangs eine Brustentzündung.

Das Fieber verwandelte sich bald in Phantasiren.

Die ganze Nacht über sprach Lord Drummond nur von schwarzen, rothen und blauen Tulpen. Nur die von dieser Farbe wären Tulpen.

Die Anderen bestanden nicht. Er hatte geglaubt, deren andere zu sehen, aber er hatte sich geirrt. Es gab nur diese auf der Welt. Und es gab davon nur eine Einzige.

Es sei wohl genug mit einer einzigen Tulpe. Ausgenommen diese, wären alle die Blumen, die man für Tulpen hielt, keine.

Und Tausend andere Ungereimtheiten, alle in diesem Sinne.

Am folgenden Morgen kam Tromp, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Als er erfuhr, daß er kränker sei, brach er sogleich wieder auf, und kehrte eine Stunde nachher wieder zurück.

Er verlangte in das Zimmer des Kranken geführt zu werden.

Bei dem Anblicke von dem Besitzer dieses Wunders, dessen Aufsuchung ihm so theuer zu stehen gekommen war, kam Lord Drummond wieder zu einiger Besinnung. Er hatte eine lichte Zwischenzeit.

Tromp erhob zu den Augen des Kranken einen Gegenstand, den er in der Hand hielt.

Die Tulpe! murmelte Lord Drummond, indem er nicht wußte, ob es Wirklichkeit wäre, oder ob er die Träume seines verwirrten Verstandes fortsetzte.

— Ja, die schwarze, rothe und blaue Tulpe, sagte Tromp. Sie verdienen sie. Es wird deren zwei geben. Sie sind würdig, mit mir zu theilen.

— Ich danke, Bruder! sagte Lord Drummond, indem er die theure Blume ergriff und seinen verwirrten Blick darauf heftete; aber es ist zu spät!

— O! nicht doch! unterbrach ihn Tromp.

— Doch, beharrte der Engländer zu sagen. Ich bin tödtlich getroffen, dieses Wasser ist mir bis in die Brust gedrungen. Gleichviel, ich danke Ihnen, Tromp. Es ist nicht Ihre Schuld, Sie konnten das nicht vorhersehen, was sich zugetragen hat. Meine Brust ist angegriffen. Ah! ah! auf diese Weise sollte ich also endigen. Von den Tigerinnen und von den Frauen verschont, haben mich die Tulpen getödtet! Ah! ah! das ist närrisch.

Und der Wahnsinn bemächtigte sich seiner wieder.

Lord Drummond schleppte sich noch eine Zeit lang fort.

In einem ruhigeren Momente benutzte er einen lichten Augenblick seines Verstandes, um sich nach Paris bringen zu lassen, wo ihm alle Hülfsmittel der Wissenschaft zu Gebote stehen würden.

Aber die Arzneikunde vermochte nichts mehr für ihn.

Nach abwechselnder Besserung und Verschlimmerung der Krankheit, verschied er am 8. Juli, die Augen auf seine Tulpe geheftet.

Er war Katholik. Am 10. Juli war die Kirche Assomption, in welcher das Todtenamt gehalten wurde, von einem prachtvollen Leichenzuge überfüllt.

Das ganze aristokratische Paris war da.

Wir haben weiter oben Samuel und Julius gezeigt, welche sich in ihr begegneten.

Es fand eine Messe mit Musik statt. Die traurigsten Klagen der großen Meister erschallten in der erhabenen Stimme der Orgel.

In einem Augenblicke schwieg die Orgel, und eine weibliche Stimme erhob sich.

Bei dieser Stimme erbebte Samuel und blickte Julius an.

Es war eine mächtige, innige, sympathetische Stimme, die geraden Weges in das Herz drang. Der Gesang, den sie sang, war ihrer würdig. Diese so ausgelegte Musik war etwas Untröstliches und zugleich Tröstendes; es war der Schmerz, den gestorbenen Körper in die Erde gehen zu sehen, und zugleich die Hoffnung, die Seele im Himmel

wiederzufinden. Es war das sich verschließende Grab, und das sich öffnende Paradies.

Samuel sagte sich, daß er diese Stimme bereits gehört hätte.

— Sie hier! dachte er. Und ohne daß ich etwas davon weiß! Ich glaubte sie in Venedig. Und Julius, wußte er, daß sie in Paris war?

Er blickte den Grafen von Eberbach an.

Aber Julius war regungslos, und sein Gesicht sagte nichts.

— Bin ich dumm! sagte sich Samuel. Was soll mir sein Gesicht sagen? Er ist bereits todt.

Er näherte sich indessen Julius und sagte zu ihm:

— Das ist ja die Stimme Olympias!

— Ah! Du glaubst? antwortete Julius gleichgültig; das ist möglich.

— Leiche! murmelte Samuel; aber warum ist sie hierher zurückgekehrt und was macht sie hier? Warum versteckt sie sich? Dahinter steckt eine Falle. O! ich werde sie entdecken. Aber überzeugen wir uns zuvor, daß sie es wirklich ist.

XVI.

Wie Olympia singt und wie Christiane nicht spricht.

Inzwischen ließ die Stimme, welche von der Orgel herab erklang, fortwährend auf den Sarg des Lord Drummond Töne fallen, welche Thränen glichen, indem sie den Todten der großen Gnade anempfahl, Abschied von ihm nahm und mit der Hoffnung des Wiedersehens den Freund, welcher schied, bis an die Schwelle der Ewigkeit begleitete.

—Das ist zuverlässig Olympia! sagte sich Samuel. Ich muß mich bei einem Freunde des Lord Drummond erkundigen.

Er näherte sich einem Engländer, der in vertrautem Umgange mit dem Verstorbenen gelebt, und fragte ihn, wer die Sängerin sei, die zu bewunderungswürdig wäre, um nicht berühmt zu sein, und die er nicht erkenne.

—Es ist eine Sängerin, deren Stimme Lord Drummond leidenschaftlich geliebt hat, antwortete der Engländer.

Eine Sängerin aus Italien, die in der That niemals in Frankreich gesungen hat.

—Die Signora Olympia? unterbrach ihn Samuel.

—Ganz recht. In dem Augenblicke des Todes hat Lord Drummond sie beschworen, ihm die Gunst zu erzeigen, das Requiem seines Leichenbegängnisses zu singen, indem er sagte, daß die Stimme, welche ihm so theuer gewesen, ihn noch in seinem Grabtuche erfreuen würde. Madame Olympia hat es ihm versprochen, und, wie Sie sehen, hält sie ihr Versprechen.

—Lord Drummond wußte also, daß sie hier war?

—Nein, er hat sie gleich in der ersten Woche seiner Krankheit in Venedig darum bitten lassen; denn er fühlte sich tödtlich getroffen. Man hat ihm geantwortet, daß die Signora Olympia nicht mehr in Venedig sei, und daß man nicht wisse, wo sie sich befinde.

—Und Sie wissen nicht, sagte Samuel, seit wie lange die Signora Olympia in Paris war?

—Ich weiß es durchaus nicht, antwortete der Engländer, welcher anfing über die Beharrlichkeit der Fragen Samuels erstaunt zu scheinen.

Samuel verließ ihn und kehrte zu Julius zurück.

—Es ist in der That Olympia, sagte er zu ihm, indem er ihn fest anblickte.

Julius Gesicht verzog sich nicht.

—Ah! äußerte er ohne einen Schatten von Gemüthsbewegung, wer hat es Dir gesagt?

—Ein vertrauter Freund des Lord Drummond.

—Ah!

—Nicht eine Bewegung, nicht ein Funken in den Augen, dachte Samuel, indem er Julius Ruhe beobachtete. Entweder hat er keinen Tropfen Blut mehr in den Adern, oder er verstellt sich gut. Bah! warum sollte er sich verstellen? Ist er in seinem Zustande und in seinem Alter etwa fähig, eine solche Kraft und einen solchen beharrlichen Willen zu haben, er, der in der vollen Jugend, mit zwanzig Jahren, niemals weder Willen noch Kraft gehabt hat? Indessen, wenn Olympia seit einiger Zeit hier ist, so war sie es nicht wegen Lord Drummond, da er genöthigt gewesen ist, sie suchen zu lassen; sie kann nur um Julius willen Venedig verlassen haben und nach Paris gekommen sein. Sie hat ihm also wissen lassen, daß sie zurückgekehrt sei. Warum hat er mir nichts davon gesagt? Wenn er mir das verhehlt hat, so kann er mir etwas Anderes verhehlt haben. O! ich werde das erfahren, was er mir etwa verhehlt hat! Diese heimliche Rückkehr Olympias verbirgt ein Geheimniß. Sollten sie mit einander einen Plan gegen mich anzetteln? Ich werde Olympia sehen. Wenn sie Julius gesehen hat, so weiß sie Alles, was sich am Tage des Duelles in Saint-Denis zugetragen hat, und was Julius zu thun gedenkt. Ich werde sie sprechen lassen. Ja, das ist das Mittel, Alles zu erfahren. Julius will mir nichts sagen, aber es müßte wohl mit dem Teufel zugehen, wenn es mir nicht gelänge, eine Frau zum Sprechen zu bringen!

Die Messe endigte. Samuel ließ alle Welt durch die große Thür hinausgehen, und stellte sich an der Thür der Orgel auf.

Er stieg in einen Fiaker, und sagte dem Kutscher, zu warten.

Indem er hierauf die Vorhänge herabließ, beobachtete er.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam eine Frau aus der Orgel heraus, und stieg in einen zugemachten Wagen.

Das war Olympia.

Der Wagen, in den sie gestiegen war, fuhr rasch davon.

Samuel ließ das vordere Fenster herab.

—Folgen Sie, sagte er zu dem Kutscher, dem Wagen, in welchen so eben diese Dame gestiegen ist. Folgen Sie ihm auf ohngefähr fünfzig Schritte weit, um keinen Verdacht zu erregen. Wenn er hält, so werden Sie auch halten.

Der Wagen Olympias hielt in der Straße des Luxemburg vor einem abgelegenen und stillen Hotel.

Samuel, welcher rasch aus seinem Fiaker stieg, sah Olympia über einen Vorplatz schreiten, und in eine Treppe eintreten.

Er schritt über den Hof, und trat in die Treppe ein.

Er ging hinter ihr hinauf, ohne daß sie es bemerkte.

Auf dem ersten Stockwerke blieb sie stehen und schellte.

Das Geräusch der Schritte Samuels veranlaßte sie, sich umzuwenden.

Sie sah Samuel, und konnte sich nicht enthalten zu erbleichen.

Er grüßte sie schweigend.

—Sie hier? sagte sie.

—Es verwundert Sie, mich bei Ihnen zu sehen, Madame, sagte Samuel. Nicht mehr, als es mich verwundert hat, Sie in Paris zu sehen. Entschuldigen Sie mich, daß ich mich so plötzlich bei Ihnen vorstelle, fuhr er fort. Das kömmt daher, weil ich über ziemlich wichtige Dinge mit Ihnen zu sprechen habe.

—Nun denn, es sei, sagte sie. Treten Sie ein.

Man kam, die Thür zu öffnen. Samuel schritt durch das Vorzimmer und trat mit der in den Salon, welche er Olympia nannte, und die unsere Leser Christiane nennen.

— Sprechen Sie, mein Herr, sagte Christiane.

—Zuvörderst, Madame, erlauben Sie mir, eine Frage an Sie zu richten.

—Welche?

—Haben Sie seit Ihrer Rückkehr nach Paris Julius wiedergesehen?

—Den Grafen von Eberbach?

—Ja.

—Ich habe ihn nicht wiedergesehen, antwortete Christiane, und ich halte nicht darauf, ihn wiederzusehen.

—Ah! sagte Samuel mit einer Miene des Zweifels. Und doch Sie sind nach Paris zurückgekehrt.

—Die Saison ist in Venedig beendigt, sagte die Sängerin. Ich glaubte diesen armen Lord Drummond in England und zu weit entfernt, um mich, wie das vorige Jahr, zu verhindern, in der Oper zu singen. Bei meiner Ankunft habe ich erfahren, daß er in Paris war, und daß er gekommen, um sich hier wegen einer Brustkrankheit behandeln zu lassen. Ich hielt ihn nicht für so gefährlich

krank. Ich habe mich in ein Hotel der Faubourg Saint-Germain eingeschlossen, und dort im Geheimen gelebt, um meine Schritte ohne sein Wissen zu thun, aus Furcht, daß er sie nochmals scheitern lassen möchte. Von nun an ist die Musik meine einzige Leidenschaft.

—Es sei, sagte Samuel, aus Liebe zur Musik haben Sie sich versteckt, und der Graf von Eberbach weiß nicht, daß Sie zurückgekehrt sind. Aber wenn Sie für ihn nicht mehr das Gefühl haben, welches Sie im vorigen Winter einen Augenblick lang für ihn zu haben schienen, so kann er doch nicht gänzlich ein Fremder für Sie geworden sein, und ich vermuthe, daß es Ihnen nicht unlieb sein wird, wenn ich Ihnen Nachrichten über ihn mittheile.

—Er befindet sich wohl? sagte Christiane gleichgültig.

—Zuvörderst, befindet er sich sehr schlecht. Aber es ist nicht die Gesundheit seines Körpers, die am meisten gefährdet ist. Sie wissen nicht, was ihm begegnet ist?

—Doch. Nach dem, was man mir gesagt hat, hat er sich verheirathet, wie ich glaube.

— Es ist ihm noch etwas Anderes begegnet. Er hat seinen Neffen getödtet.

—Welchen Neffen? fragte die Sängerin.

—Lothario.

—Jenen jungen Mann, den ich eines Abends bei dem Nachtessen des Lord Drummond gesehen habe?

—Denselben. Ein Neffe, den Julius wie einen Sohn liebte.

—Und warum hat er ihn getödtet, wenn er ihn wie einen Sohn liebte? Ohne Zweifel aus Eifersucht?

—In der That, aus Eifersucht.

—Armer junger Mann! sagte Christiane. Und die neue Gräfin von Eberbach, was ist aus ihr geworden? Sie sehen, daß mir nichts mehr von meiner Leidenschaft für den Grafen übrig bleibt, da ich Ihnen so ruhig von seiner Frau spreche.

—Die Gräfin Friedricke, antwortete Samuel, war nach dem Schlosse Eberbach gegangen; das ist es, was das Mißverständniß und das Unglück herbeigeführt hat. Julius hat die Unschuld seiner Frau erkannt, aber zu spät. Die Gräfin ist zurückgekehrt, und wieder nach Enghien gezogen. Ich besuche sie dort zuweilen. O! was die Herzen der jungen Mädchen jämmerlich sind! Sie liebte diesen Lothario, dessen Grab kaum geschlossen ist, und sie hat ihn bereits vergessen! Sie hat gerade nur die Schwermuth, deren es bedarf, um ihrer Schönheit ein rührenderes Ansehen zu verleihen. Man sterbe doch für eine Frau!

Indem er sprach, erforschte Samuel das Gesicht Olympias in der Hoffnung, auf ihm irgend eine unwillkürliche und unmerkliche Regung zu überraschen, welche ihm irgend etwas offenbaren würde.

Obwohl am Ende das Geheimniß, mit dem die Sängerin sich seit ihrer Rückkehr umgab, durch den Grund erklärt werden konnte, den sie ihm dafür angegeben hatte, durch die Furcht noch einmal in ihren Schritten gehindert zu werden, um auf einem Theater von Paris zu singen,

so war Samuel Gelb doch nicht der Mann, um sich so leicht überreden zu lassen.

Es war wohl möglich, daß die Musik der Grund war, aber es war auch wohl möglich, daß die Musik der Vorwand war.

—Stille Wasser sind tief, dachte dieser finstere, an Verrath gewöhnte Kopf. Alles das kann eine unter ihnen verabredete Fabel sein. Sie ist gut angeordnet, ich gebe es zu, aber gerade deshalb darf ich ihr nicht trauen. Das ist zu wahrscheinlich, um wahr zu sein.

Er konnte indessen seinen Besuch nicht weiter verlängern.

Olympia Christiane ließ die Unterhaltung bei jedem Satze fallen.

Dieser Mann, der an allem Unglücke ihres Lebens schuld war, erregte ihr Abscheu. Sie vermied ihn anzublicken, denn so oft ihre Augen auf ihn fielen, hatte sie Mühe, eine Geberde des Abscheues wie bei dem Anblicke einer Schlange zu unterdrücken.

Es war durchaus nothwendig, daß sie sich nicht verrieth, und daß Samuel nichts ahnete.

Dieser Kampf verursachte in ihrer Haltung einen Zwang und eine Spannung, welche Samuel nicht unbemerkt bleiben konnte.

Er stand auf.

—Ich verlasse Sie, Madame, sagte er zu der Sängerin.

Und er sagte sich selbst:

—Ich werde wiederkommen.

Er entfernte sich, und schickte seinen Fiaker fort.

—O! dachte er, indem er auf der Straße ging, ihre Verlegenheit kann unmöglich ohne Bedeutung sein. Sie fürchtete augenscheinlich, ein Wort oder eine Geberde entschlüpfen zu lassen. Ich werde sie wieder besuchen.

Sie wird sich vergebens in Acht nehmen, ich werde am Ende wohl eine Minute finden, in welcher sie sich vergessen und ihr Herz ausschütten wird. Es ist durchaus nothwendig, daß ich weiß, was Julius im Kopfe hat, denn er wäre todt und begraben, wenn er nicht irgend Etwas darin hätte. Das ist es, was ihn erhält, er lebt nur dadurch.

Es gibt zuverlässig, ich schwöre es beim Teufel! irgend einen Plan, der ihn in dem Leben zurückhält.

Ha! wenn alle Engel sich hineinmischten, ich werde erfahren, worin dieser Plan besteht.

Er kehrte zu Christianen zurück. Aber das war vergebens.

Christiane hatte Zeit gehabt, sich darauf vorzubereiten, ihn zu sehen. Sie war auf seine Fragen und auf sein Gesicht gefaßt.

Er fand sie ruhig, lächelnd, gleichgültig über Julius, indem sie ihn nicht wiedergesehen hatte, und ihn nicht wiederzusehen wünschte.

Jetzt, wo Lord Drummond gestorben war, und wo es Niemand mehr gab, um ihren Theaterplänen ein Hinderniß zu bilden, versteckte sie sich nicht mehr; ihre Thür stand offen.

Samuel erkundigte sich bei verschiedenen Zeitungs-

schreibern seiner Bekanntschaft, und erfuhr, daß in der That Unterhandlungen für das Engagement der Signora Olympia bei der Akademie der Musik angeknüpft wären.

Samuel Gelb ging auf diese Weise von Thür zu Thür, von dem Hotel Olympias nach Julius Hotel, und von Julius Hotel nach Enghien.

Julius war nicht weniger unerforschlich, als Olympia, und Friedricke, wenn sie etwas wußte, war nicht weniger unerforschlich, als Julius.

Samuel fand die Thüren offen, aber er fühlte die Herzen verschlossen.

Wie die unbeschäftigten thätigen Menschen, fand er, da er nichts Besseres zu thun hatte, ein Vergnügen daran, Andere zu quälen. Das war immer etwas. Er benutzte seine Thätigkeit, wie er es vermochte.

Er sprach mit Friedricken beständig über den Tod Lotharios.

Wenn er in Gegenwart Friedrickens den Namen Lotharios aussprach, so wurde sie ganz traurig, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Aber er hatte bis zu einem gewissen Punkte Recht, es war dem Anscheine nach nicht die Verzweiflung einer Frau, welche ihren Geliebten verloren hat; ihre sanfte und ergebene Traurigkeit glich weit eher der Trauer einer Frau, die einen Abwesenden beweint, als der verzweifelten Bitterkeit einer Frau, die einen Gestorbenen beweint.

Da Lothario nicht mehr da war, so nahm Samuel seine Rechte auf Friedricken wieder an. Er verfehlte nie-

mals, sie an ihre ehemaligen Versprechungen und die Verbindlichkeiten zu erinnern, die sie an ihn fesselten.

Friedricke ließ ihn sprechen, indem sie nichts leugnete und nichts verweigerte.

Bei alle dem langweilte sich Samuel, eine für ihn sonderbare Empfindung.

Diese schreckliche und unruhige Seele schmachtete in dieser Unthätigkeit.

Er fühlte sich müde und dieses Lebens überdrüssig. Er hatte das Bedürfniß, dem ein Ende zu machen.

Zu Augenblicken hatte er Lust, die Entwickelung mit Gewalt herbeizuführen, und dann sagte er sich, daß es besser wäre abzuwarten, daß Julius seinen Plan zuerst zu erkennen gäbe.

Indem er von Grund aus ausfiel, ohne den Streich zu sehen, den Julius ihm vorbereitete, lief er Gefahr, sich aufzuspießen.

Auf diese Weise blieb er schwankend zwischen seiner Natur, die ihm zu handeln gebot, und der Ueberlegung, welche ihm empfahl, zu warten.

Es wäre ein Ereigniß nöthig gewesen, das ihn zur Eile an getrieben und seine Hand geführt hätte. Es hätte der Dazwischenkunft eines Anderen bedurft, der mit Gewalt eine unerträgliche Lage aufhören ließ.

Die Dazwischenkunft war die des Volkes.

Um seine Ungeduld zu beschäftigen, und sich von seinen eigenen Angelegenheiten zu zerstreuen, mischte sich Samuel in die öffentlichen Angelegenheiten.

Er fand nur in der Politik ein wenig Aufregung und Leidenschaft wieder.

Seit einigen Tagen schien der in den letzten Monaten schläfrige Kampf zwischen dem Parlamente und dem Königthume wieder erwachen zu wollen.

Am 26. Juli brachen die Ordonanzen wie ein Donnerschlag aus.

Es entstand ein erster Augenblick der Bestürzung.

Samuel durchwanderte sogleich die Straßen und die Faubourgs, in der Hoffnung, daß Alles aufstehen würde, und daß die Nation auf der Stelle die übermüthige Herausforderung des Thrones annehmen würde.

Niemand rührte sich den ganzen Tag über.

Der Zorn und die Empörung blieben unter den Zeitungsschreibern und den Deputirten.

Das Volk schien nicht einmal gehört zu haben.

Ah schön! sagte Samuel, wenn sie das ertragen, so kann ich nach Deutschland zurückkehren; das Königthum ist hier ewig.

Er begegnete einem Redacteur des National, der in derselben Absicht als er herumging.

— Nun denn? fragte er ihn.

— Nun denn! Sie sehen es, antwortete der Zeitungsschreiber, das Volk rührt sich nicht. Ah! ich fange an zu glauben, daß der König und Polingnac Recht haben. Wenn Frankreich das erträgt, so ist es ein Beweis, daß es nichts Besseres verdient.

— Wo ist der König?

— Der König ist nach Rambouillet auf die Jagd ge-

gangen. Da sieht man, wie er uns schätzt. Er hält es nicht einmal der Mühe werth, die geringste Vorsichtsmaßregel zu treffen. So weit sind wir: an Polignac, der Frankreich verachtet, und der Recht hat!

— Alles ist nicht beendigt, sagte Samuel. Man kann zu der Menge sprechen. Ich hoffe wohl, daß die Zeitungen, trotz der Ordonnanz, die ihnen den Mund stopft, nicht schweigen werden. Lassen Sie uns nach dem National gehen.

Als sie vor der Börse vorüber kamen, fanden sie einen ganz anderen Anblick auf den Gesichtern. Die Bürgerschaft war eben so bestürzt, als das Volk gleichgültig war.

Sie war es in der That, welche die Ordonnanzen trafen.

Sie allein hatte ein Interesse bei dem Wahlgesetze, welches die Ordonnanzen aufhoben; sie allein hatte Organe in den Zeitungen, denen Karl X. den Mund verschloß.

An Widerstand, dachte sie nicht einmal. Sie war im Voraus besiegt. Sie konnte nicht annehmen, daß die Monarchie diese ungeheure Maßregel gewagt hätte, ohne im Voraus alle ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen zu haben, ohne bewaffnet zu sein, ohne der Truppen sicher zu sein, ohne Paris in einem Kreise von Bajonnetten und Kanonen zu halten.

Eine Aeußerung des Dauphins war in den Gruppen im Umlaufe.

Der Marschall von Ragusa hatte ihm gesagt, daß bei dem ersten Lesen des Moniteurs die Renten gefallen wären.

— Um wie viel? hatte der Dauphin gesagt.

— Um drei Franken, hatte der Marschall geantwortet.

— Sie wird wieder steigen.

Wenn das nicht die höchste Einfalt war, so war es die Gewißheit der Macht.

In den Bureaus des National fand Samuel alle die angesehensten Zeitungsschreiber von Paris damit beschäftigt, die Protestation der Presse gegen die Gewaltthätigkeit zu entwerfen, die man ihr anthun wollte.

Die von Herrn Coste, des Temps unterzeichnete Protestation fragte, ob man dabei stehen bleiben, und ob man nicht von den Worten zu der That übergehen würde.

Andere Redacteurs des Temps und die Redacteurs der Tribüne schlossen sich Herrn Coste an, um zu erlangen, daß man sogleich versuchte die Werkstätten und die Schulen aufzuwiegeln.

Samuel machte bemerklich, daß sich die Gelegenheit niemals günstiger bieten würde; daß der König auf der Jagd wäre; daß Herr von Polignac sich im Kriegsministerium mit einem Zuschlage beschäftigte; daß die Regierung sich in einer Stunde des Schwindels befände, nichts fürchtete und keine Maßregel ergriffe, daß es daher sehr leicht wäre, mit ihr fertig zu werden, wenn man keine Minute verlöre, und daß der König bei seiner Rückkunft von Rambouillet am Abend seinen Platz von einer Revolution eingenommen finden könnte.

Aber Herr Thiers sprach gegen jede Gewaltthätigkeit. Man dürfte nicht aus der Gesetzmäßigkeit herausgehen. Man hätte in diesem Augenblicke eine wundervolle Stel-

lung, warum sie verlassen? Man müßte dem Lande Zeit lassen zwischen dem Königthume, das die Karte zerriß, und der Opposition zu richten, welche das Gesetz aufrecht erhielt.

Das Nationalgefühl würde sich aussprechen, das Land würde mit der Opposition sein, und dann würde die Opposition sehr stark sein und alles das unternehmen können, was sie gegen den Thron wollte.

Aber was vermöchte in diesem Augenblicke die Opposition ganz allein? Sie vermöchte nur sich zu gefährden, und mit sich das einzige Hinderniß gegen den monarchischen und geistlichen Absolutismus zu gefährden.

Welche Kanonen hatte sie? Welche Armee? Das Volk mischte sich nicht in die Frage. Wenn die Brust aller Zeitungsschreiber durch die Kugeln der Schweizer durchbohrt worden wäre, würde ihr Tod die Freiheit wieder aufleben lassen?

Ein Tropfen kaltes Wasser genügt zuweilen, um das Aufwallen des kochenden Wassers fallen zu lassen. Das kalte Wort des kleinen Advokaten der Provence milderte die Begeisterung der Glühendsten.

Man beschloß, bei der Protestation stehen zu bleiben.

Der National, der Globe und des Temps erklärten indessen, daß sie trotz der Ordonnanzen am folgenden Tage erscheinen würden.

Das Journal des Debats und der Constitutionel wagte nicht, dieses Beispiel zu befolgen, und unterwarfen sich.

Samuel Gelb entfernte sich wüthend und an Allem verzweifelnd.

—Es ist nichts zu thun, sagte er sich. Gehen wir, uns einzuschließen. Alle diese Feigheit ekelt mich an. Das nennt sich die Opposition? Nun denn! Frankreich ist nicht reif, die Demokratie hat noch Hundert Jahre zu warten.

Finster und bitter schlug er wieder den Weg nach Menilmontant ein.

Als er die Barrière verließ, hörte er Violinen, die man in einer Kneipe kratzte.

Ein mit Staub erfüllter Garten, der von der Straße nur durch eine Hecke getrennt war, war voll von Tänzern und Trinkern. Es war ohne Zweifel eine Hochzeit.

Samuel redete einen sonntäglich gekleideten Arbeiter an, der seine Pfeife auf der Schwelle rauchte:

—Ihr belustigt Euch, Ihr Andern? sagte er zu ihm.

—Warum nicht? antwortete der Arbeiter.

—Sie wissen also nicht, was sich in Paris zuträgt?

—Es trägt sich Etwas zu?

—Das Ministerium hat Ordonnanzen erlassen, welche das Recht der Wähler aufheben.

—Der Wähler? Was kümmert uns das? Sind wir Leute des Volkes etwa Wähler?

—Man hat auch die Zeitungen unterdrückt.

—Ah schön, die Zeitungen! Gehen uns etwa die Zeitungen etwas an? Wir lesen sie nicht, das ist zu theuer. Das kostet achtzig Franken.

—Nun denn, gerade darum müssen Euch die Zeitungen und die Wahlen etwas angehen. Und wenn Ihr wolltet . . .

—Ah bah! sagte der Arbeiter, indem er eine Rauch-

wolke ausstieß, vorausgesetzt, daß man den Preis des Brodes und des Weines nicht erhöht, kann der König recht gut Alles thun, was er will.

In diesem Augenblicke eilte ein großes lustiges Mädchen herbei.

—Sag doch, rief sie aus, indem sie den Arm des Arbeiters ergriff, auf diese Weise forderst Du mich zum Tanze auf, und Du pflanzt Dich dorthin? Man fängt an, komm geschwind.

—Ich bin bereit, sagte der Arbeiter, welcher ihr folgte.

Samuel kehrte nach Haus zurück, indem er nichts mehr hoffte. Er aß zu Mittag und ging zu Bett.

Am folgenden Tage ging er nicht einmal aus. Er ging den ganzen Tag über fieberhaft und müde in seinem Garten spazieren.

Die Hitze war zum Ersticken.

—Nun denn, sagte er sich, Alles, was ich gethan habe, war umsonst. Mein Zweck war, eine große Volksbewegung zu beherrschen, die Ideen zu leiten.

Wenn es aber keinen Aufstand gibt, so nütze ich zu Nichts, und Nichts nützt mir. Ich habe Julius Geld nicht mehr nöthig, was sollte ich mit ihm anfangen?

Julius kann leben. Er möge ewig sein, wenn er es will. Ich werde ihm nicht den Nasenstüber geben, der ihn in das Grab stürzen würde! Ah! er ahnet nicht, daß diese Gleichgültigkeit des Volkes ihn rettet, und daß dieser Tod Aller sein Leben ist.

Der Abend nahte heran. Ermüdet vom Gehen, hatte sich Samuel auf eine Bank ausgestreckt.

Plötzlich erbebte er.

Er hatte geglaubt, auf der Seite von Paris ein Knattern zu hören, das dem eines Gewehrfeuers glich.

Aber nicht doch, er hatte sich ohne Zweifel geirrt. Er horchte.

Das Knattern begann von Neuem.

Dieses Mal war nicht daran zu zweifeln, es war wirklich ein Gewehrfeuer.

Samuel sprang auf.

—Flintenschüsse? sagte er. Ah! dann ist es das Volk. Wackeres Volk, das ich verläumdete! Ah! mein Traum lebt wieder auf. Es lebe das Volk! und Julius sterbe.

XVII.

Wie die, welche Revolutionen benutzen, nicht immer die sind, welche sie machen.

— Nieder mit Karl X. und Julius! wiederholte Samuel Gelb, indem er sich gänzlich wieder aufleben fühlte. Wir werden jeder unsere Revolution machen, Frankreich und ich; ich werde an der seinigen arbeiten, und es an der meinigen!

Er ging rasch wieder in sein Zimmer hinauf, nahm Gold aus einer Schublade, schrieb einige Zeilen, bewaffnete sich, und ging nach Paris hinab.

Er trat nicht durch die erste Barrière ein. Er ging längs der äußeren Boulevards hin, indem er sehen wollte, ob die nächste Umgebung an dem Aufstande Theil nähme.

Die Gemüthsbewegung fing an sie anzustecken. Gruppen bildeten sich hie und da. Improvisirte Redner hielten Reden an die Zusammenrottungen, und legten in kräftigen

Ausdrücken die Artikel der Zeitungen aus, welche sich nicht gefürchtet hatten am Morgen zu erscheinen.

Samuel trat durch die Barrière Saint-Denis ein.

Er hatte kaum einige Schritte in Paris gethan, als er einen großen Lärm und wüthendes Geschrei hörte.

— Tödtet ihn! Man muß ihn erschießen!

Er beeilte den Schritt, und, indem er sich um die Ecke einer Straße wandte, erblickte er einen Haufen bewaffneter Männer, die einen Wagen angehalten hatten.

— Was gibt es denn? fragte er.

— Es ist ein Minister, der entflieht, antwortete ein Arbeiter.

— Welcher Minister? sagte Samuel.

Aber ein Mann des Volkes hatte den Schlag aufgemacht.

Es befand sich in dem Wagen eine Frau, zwei Kinder und ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren.

Dieser Mann sprang aus den Wagen. Samuel erkannte ihn.

— Ja, ich begreife, sagte er sich. Da sieht man den Muth der Liberalen! Sie haben den Aufstand vorbereitet, sie haben das Volk in die Straßen gehetzt, und jetzt, wo die Schlacht angefangen hat, machen sie sich aus dem Staube. Sie lassen das Volk sich aus der Gefahr, in welche sie es gestürzt haben, herausziehen wie es vermag. Aber nein, ich halte diesen zurück, er wird nicht davon gehen, er wird mit uns kämpfen, ich werde wider seinen Willen einen Helden aus ihm machen.

Und da der Mann des Wagens schwieg, indem er

nicht wagte, sich diesen bewaffneten Arbeitern anzuvertrauen, so sprach Samuel:

—Was macht Ihr, Freunde? rief er aus. Das ist kein Minister, im Gegentheile, das ist ein Vertheidiger des Volkes!

— Sein Name? fragte die Menge.

—Casimir Perrier!

—Casimir Perrier! rief das Volk aus. Es lebe die Charte!

—Ja, meine Kinder, es lebe die Charte! rief Casimir Perrier aus. Und wir werden sie mit einander vertheidigen, selbst wenn wir für sie sterben müßten! Es lebe die Charte!

—Im Triumph! sagte Samuel.

Und man trug diesen Flüchtling seines Sieges im Triumph nach dem Schlachtfelde zurück.

Wovon hängen die Schicksale ab! In dem Augenblicke, wo man ihn mit Gewalt zurückhielt, verließ Casimir Perrier Paris, um zu Karl X. zu gehen und sich zu seinem Dienste zu stellen.

Man war indessen erst an der Vorrede der Empörung.

Es gab wohl von Strecke zu Strecke einige einzelne Gefechte; aber das war die Sache von einigen Flintenschüssen, und dann wartete man.

Das Scharmützel bildete das Vorspiel der Schlacht. Starke Patrouillen der Linientruppen folgten sich auf den Straßen, auf den Boulevards und auf den Kais. Man ließ sie vorüberziehen.

Man rief: Es lebe die Linie! und: Es lebe die Charte! um in gewisser Art die Armee der Sache des Aufstandes anzuschließen.

Das Volk und das Königthum sahen einander an, bevor sie sich packten.

Man fühlte, daß sich ein schrecklicher und entscheidender Kampf vorbereitete. Ein unbestimmtes Schaudern zog durch die Luft und verkündete das Gewitter.

Samuel versuchte ein energisches Mittel.

Er trat in den ersten besten Laden ein, der sich auf seinem Wege befand, kaufte drei Fetzen Tuch, einen roth, einen weiß und den andern blau, ließ sie an einander nähen, befestigte das an dem Ende eines Stockes und ging hinaus, indem er diese dreifarbige Fahne schwenkte.

Es herrschte noch einiges Tageslicht. Diese Fahne, die man seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte, und die an soviel Ruhm erinnerte, brachte eine ungeheure Wirkung hervor. Es war wie als ob die Vergangenheit nach so vielen Jahren der Demüthigung und der Erniedrigung zurückkehrte.

Paris schien von der Monarchie wie von einem bösen Traume zu erwachen.

Im selben Augenblicke erschallte eine Nachricht in der Stadt wie der Donnerschlag, der das Gewitter anfängt.

Das Commando von Paris war Marmont, Herzog von Ragusa, anvertraut worden.

Dieser Name, gleichbedeutend mit feindlichem Einfall, mit Waterloo, mit dem Feinde überlieferten Vaterlande, mit Kosaken, die mit der Lanze in der Faust auf unseren

öffentlichen Plätzen galoppiren, mit dem aus Hundert Wunden blutenden Frankreich, mit unseren geplünderten Museen, mit unserer beschimpften Fahne, mit allem unserem Elende und aller unserer Schande, dieser Name war wie der aller Erhabenheit des Landes in das Gesicht geworfene Handschuh. Von diesem Augenblicke an wurde der Kampf unerläßlich.

Es handelte sich nicht mehr um die Interessen der Wähler und der Zeitungen, es handelte sich um die Ehre der Nation.

Das Volk schlug sich nicht mehr gegen die Ordonnanzen, sondern gegen Waterloo.

—Nieder mit den Kosaken! rief Samuel aus, und an die Barrikaden!

Der Ruf Samuels donnerte und wuchs von Echo zu Echo.

Die Nacht brach herein. Es war für den Augenblick nicht viel zu thun möglich. Aber man bereitete sich auf den Kampf des folgenden Tages vor.

Bei dem ersten Flintenschusse machte Herr Thiers einen Besuch in Montmorency in dem Landhause der Frau von Courchamp.

Der Kampf war besonders an dem Stadthause blutig.

Die Aufständischen, durch die Brustwehren des linken Ufers geschützt, schossen auf die Schweizer, welche den Grèveplatz bewachten.

Samuel war da, auf der Brustwehr der Brücke von Arcole stehend, indem er das Feuer leitete, den Kugeln Trotz bot, sein Leben preis gab.

Der Kampf dauerte bis zur Nacht, und endigte sich mit dem Tage.

Durch das Gewehrfeuer erblickte Samuel, indem er sich umwandte, eine Gruppe von vier Personen, welche auf die Insurgenten zu kamen.

— Es lebe Lafayette! rief er sogleich aus.

Es war in der That Lafayette, welcher mit zwei Freunden und einem Diener vorüberkam.

Der alte General erinnerte sich des Antheiles, den er an der ersten Revolution genommen hatte, und er wünschte nichts mehr, als sich in die gegenwärtige nochmals zu mischen.

Aber seine Umgebung hielt ihn zurück und besänftigte ihn, indem sie ihm sagte, daß das keine Revolution, sondern ein Aufstand wäre, und daß das Volk keine vier und zwanzig Stunden gegen die königlichen Streitkräfte Stand halten würde.

Der General zögerte. Jeden Falles hatte er die Dinge mit eigenen Augen sehen wollen, und er ging zu Fuß von Barrikade zu Barrikade.

Samuel war nicht der Mann, um Jemand zögern zu lassen.

Er sprang von der Brustwehr herab, und ging gerade auf Lafayette zu.

— General, sagte er zu ihm, Sie sind der unsrige? Ich danke.

Und indem er sich nach den Insurgenten umwandte, sagte er.

— Freunde, der General übernimmt das Commando der Nationalgarde.

— Was fällt Ihnen ein, mein Herr, sagte Herr Carbonnel, welcher Lafayette begleitete. Sie wollen also den General erschießen lassen?

— Ein Freiwilliger! rief Samuel aus.

— Ich! riefen zwanzig Stimmen aus.

— Der erste beste, sagte Samuel. Du, zum Beispiel, Michael. Geh überall zu sagen, daß die Nationalgarde wieder errichtet ist, und daß der General Lafayette sie commandirt.

Michael brach im vollen Laufe auf.

— Es lebe Lafayette! rief man von allen Seiten längs des Kais.

Der Greis war gerührt. Seine alte Volksbeliebtheit stieg ihm wieder zu Kopfe.

— Jetzt, sagte Samuel, warten Sie einen Augenblick lang. Sie haben das Stadthaus nöthig. Wir gehen, es Ihnen zu nehmen. Das ist die Sache eines Augenblicks.

Während dieser Gespräche hatte das Gewehrfeuer nicht aufgehört.

Die Truppen, welche ihre Kugeln an den Steinen des Kais abprallen sahen, fingen an sich zu entmuthigen. Und dann kömmt in diesen Bürgerkriegen die Stunde sehr schnell herbei, in welcher die Armee sich erinnert, daß sie auch zum Volke gehört, und in welcher der Soldat bemerkt, daß er auf seine Brüder schießt.

Das Stadthaus vertheidigte sich nur noch schwach.

— Vorwärts! sagte Samuel, und Feuer!

Ein Gewehrfeuer erschallte. Dieses Mal erwiderten es die Truppen nicht. Das Volk stürzte herbei, ging über die Brücke, und nahm den Platz ohne Widerstand zu finden.

Kaum pfiffen einige einzelne Schüsse vergebens an den Ohren der Sieger.

Das Stadthaus war verlassen; die Truppen waren aus ihm ausgezogen.

Samuel suchte Lafayette.

Aber der General war nicht mehr da. Es war seinen Freunden nach langen Bitten gelungen, ihn fortzuführen.

— Bei Gott! sagte Samuel, da uns die bekannten Namen fehlen, so werden wir sie entbehren. Das Unbekannte hat auch seine Macht.

Und indem er sich an den ersten besten Insurgenten wandte, der neben ihm war, sagte er:

— Dubourg, willst Du Herr von Allem sein?

— Warum nicht Du? sagte der Andere.

— O! mich kennen die Liberalen, und es ist Jemand nöthig, der das Blendwerk das Geheimnisses hat.

— Dann, es sei.

— Wohlan, richte Dich hier ein und regiere. Wir werden die Nacht dazu verwenden, einige Proclamationen zu machen, die wir unterzeichnen werden: General Dubourg, Gouverneur von Paris. Morgen wirst Du irgend eine Uniform nehmen, und Du wirst auf den Kais zu Pferde eine Runde machen, um Dich dem Volke zu zeigen. Es bleibt uns noch übrig, die Tuilerien zu nehmen, wir wer-

den sie nehmen, und morgen Mittag wird Frankreich uns gehören! Ist das abgemacht?

— Das ist abgemacht.

So einfach war das. In den revolutionären Momenten ist der Aufstand, indem er nicht weiß nach welcher Seite er gehen soll, dankbar gegen jeden, der ihn zu leiten wagt. Der General Dubourg war wirklich zwölf Stunden lang der König von Paris.

Er decretirte Alles was er wollte. Seinen Proclamationen gehorchten Leute, die niemals seinen Namen gehört hatten.

Am folgenden Tage war es die Einnahme der Tuilerien. Die immer mehr demoralisirten Truppen leisteten dem Volke nur noch einen unbedeutenden Widerstand.

Samuel war einer der Ersten, die diesen Palast betraten, den Karl X. am Tage zuvor für immer verlassen hatte.

Das Volk rächte sich an den Porträts über das Böse, das ihm die Menschen zugefügt hatten. Alle die Bilder, welche Prinzen oder bei dem Volke nicht beliebte Könige vorstellten, wurden mit Bajonnetstichen zerrissen.

Die Possen mischten sich unter den Heldenmuth. Männer des Volkes zogen über ihre blutigen Hemden die seidenen Kleider der Prinzessinnen.

— Ah! der Thron! rief ein Insurgent aus. Was werden wir mit ihm anfangen!

— Wartet, sagte Samuel.

Man hatte die in den wenigen Minuten, welche die

Belagerung des Palastes gedauert hatte, gefallenen Todten gebracht.

Samuel nahm einen davon in seine Arme und setzte ihn auf den Thron.

—Kinder! rief er aus, da ist unser König: ein Todter! Das Königthum ist todt! Es lebe die Republik!

—Es lebe die Republik! wiederholten zwei Tausend Stimmen.

Als das geschehen, ließ Samuel die Zerstörung ohne ihn fortsetzen.

—Ich glaube, sagte er, daß die Revolution in gutem Zuge ist, und daß es Zeit ist, daß ich Julius einige Worte sage.

Er verließ die Tuilerien, und schlug den Weg nach dem Hotel des Grafen von Eberbach ein.

Unterwegs fiel ihm ein Gedanke ein.

—Bei Gott! dachte er, ich habe meine Sache verfehlt. Ich hatte ein sehr einfaches Mittel, mir Julius vom Halse zu schaffen. Ihn, der immer von seinem Verlangen zu sterben spricht, und der sich beklagt nicht mehr Gemüthsbewegungen zu haben, ich hätte ihn nach irgend einer Barrikade mitnehmen sollen, wo eine Kugel auf eine schickliche Weise die Sachen gemacht haben würde. Aber es ist vielleicht noch Zeit. Man schlägt sich noch hier und da. Ich will mit ihm sprechen und trachten, einige demokratische Funken seiner Jugend in ihm wiederzufinden.

Als er in Julius Zimmer trat, erleuchtete sich das Auge desselben mit einem unbestimmten Scheine. Man hätte sagen können, daß Julius diesen Besuch erwartet.

Aber es war nur ein unmerklicher Blitz.

Samuel hatte nicht einmal Zeit ihn zu bemerken, und Julius sank wieder in seine Schlafsucht zurück.

—Erwache, rief Samuel aus. Da ist eine Gelegenheit. Die alte Welt wankt und wird einstürzen. Komm und hilf uns, ihr einen letzten Stoß zu versetzen.

—Wie Du zugerichtet bist! sagte Julius ruhig. Du bist ganz schwarz von Pulver, und Deine Kleider sind in Fetzen.

—Ich glaube es wohl, ich komme aus den Tuilerien.

—Ah! die Tuilerien sind genommen?

—Alles ist genommen. Kömmst Du?

—Nein, sagte Julius.

—Wie! sagte Samuel, dieses Erwachen einer Nation erweckt Dich nicht? Hast Du denn einen so festen Schlaf, daß er dem Gewehrfeuer und den Kanonen zu widerstehen vermag?

—Zuvörderst, antwortete Julius, bist Du sehr glücklich, Dich für diese öffentlichen Kämpfe so weit interessiren zu können, um daran Theil zu nehmen. Willst Du etwa, daß ich, der ich mich nicht für meine eigenen Angelegenheiten interessire, mich für die Anderer interessire?

Und dann, wenn ein menschliches Interesse noch einen Sterbenden wie mich rühren könnte, so gestehe ich Dir, daß zwischen der Staatsbehörde und der Empörung meine Bemühung für die Staatsbehörde sein würde. Das Gelingen dieser Revolution in Frankreich würde ein Umsturz in Deutschland sein.

Ich vermag für mein Vaterland nichts mehr, ich weiß

es; aber wenn irgend etwas mich noch in Versuchung führen könnte, so wäre es die Gelegenheit, es vor Anarchie zu bewahren, und ihm den Frieden zu sichern. Suche daher nicht, mich nach den Barrikaden fortzureißen; ich würde dort nicht auf derselben Seite sein, als Du.

—Wohlan! sei dort auf welcher Seite Du willst, sagte Samuel ungestüm; komm immer hin.

—Ah! murmelte Julius, der Samuel fest anblickte, wie als ob er auf dem Grunde seiner Gedanken läse.

—Davor oder dahinter, fuhr Samuel fort, das wird Dich leben lassen!

—Ist es wirklich, damit ich lebe, daß Du willst, daß ich hingehe? fragte Julius mit demselben Blicke.

—Warum sollte es sein? erwiderte Samuel. Glaubst Du, daß ich die Absicht habe, mich Dir gegenüber zu stellen, um Dir eine Kugel zuzusenden?

—Ich scherzte, sagte Julius.

—Ich wußte nicht, daß Du so sehr um das Leben besorgt bist. Du wiederholst ohne Unterlaß, daß es Dein Glück wäre zu sterben.

—Ich will sterben, ja, aber auf eine gewisse Weise.

—Ist es ein Geheimniß?

—Es ist ein Geheimniß.

—Behalte es. Ein letztes Mal, Du gehst nicht mit?

—Nein.

—So leb denn wohl.

Und er beeilte sich, nach dem Stadthause zu gehen.

Er hatte dort den General Dubourg als unumschränkten Herrn zurückgelassen.

—Wir beide, sagte er, werden Frankreich und Europa erneuern. Die Stunde der neuen Männer und der neuen Dinge hat endlich geschlagen.

Als er in das Stadthaus eintrat, begegnete er dem General Dubourh, der es verließ.

—Wo gehen Sie denn hin? fragte er ihn.

—Ich gehe nach Haus, antwortete Dubourh.

—Nach Haus?

—Was der Teufel wollen Sie, daß ich hier thue? Ich bin es nicht mehr, der commandirt.

—Wer ist es denn? rief Samuel voll Besorgniß aus.

—Es ist Lafayette.

—Wie das? Warum haben Sie ihm den Platz abgetreten?

—Nicht ich, Obrist Dumoulin, dem ich die Bewachung des Stadthauses anvertraut hatte, war es. Als Lafayette auf seinem weißen Pferde mit einer Bedeckung von zehn oder zwölf Personen und einigen zwanzig Gassenbuben, die sein Pferd beklatschten, angekommen ist, hat Dumoulin den Kopf verloren. Er hat gesagt: „Ehre, dem Ehre gebührt," und ist zur Seite getreten, um den alten Mann vorbeizulassen.

—Tod und Teufel! rief Samuel aus, indem er die Fäuste ballte, sie werden uns unsere Revolution aus den Händen spielen.

—O! das ist bereits geschehen. Sie haben damit angefangen, eine Commission einzusetzen, die, ich weiß nicht mehr aus wem besteht, und sie haben bereits eine Proclamation an das Volk gerichtet, um es einzuschläfern. Die

Deputirten mischen sich darein. Alles ist verdorben. Ich gehe, mich zu Haus einzuschließen. Wenn die Flintenschüsse von Neuem beginnen, so werde ich herauskommen.

Er drückte Samuel die Hand und entfernte sich.

Der General Dubourg hatte Recht; von diesem Augenblicke an war die Sache der Revolution gänzlich verloren.

Lafayette hatte in seinem Alter nicht mehr die Energie, deren es bedarf, um einen Volksaufstand zu leiten; auf der andern Seite verlieh ihm sein alter liberaler und revolutionärer Ruf einen gefährlichen Einfluß auf die Massen.

Samuel trat in das Stadthaus, und versuchte bis zu Lafayette zu gelangen.

Aber es war eine Schildwache vor die Thür seines Kabinets gestellt.

— Sie dürfen nicht passiren.

— Schon, sagte Samuel. Die Revolution hat bereits ihren Eintritt hier nicht mehr. Nun denn! wenn man nicht mit der Regierung sprechen kann, so kann man mit dem Volke sprechen.

Und indem er das Stadthaus verließ, ging er in die bewaffneten Gruppen, welche den Platz und die Straßen überfüllten.

Aber er sprach vergebens, die Volksbeliebtheit Lafayettes war ungeheuer. Er war für die Menge die wieder auferstandene Gestalt der Revolution vom Jahre 1789.

Samuel fand Niemand, der an sein Mißtrauen glauben wollte.

Er war nicht der Mann, der sich leicht entmuthigen ließ. Er suchte weiterhin.

Nach vielem Suchen traf er endlich einen Insurgenten an, der an seiner Seite mit ihm bei dem Angriffe des Stadthauses und bei der Einnahme der Tuilerien gekämpft hatte.

—Was sagen Sie zu dem, was sich zuträgt? fragte er ihn.

—Ich sage, antwortete der Insurgent, daß man uns unseren Sieg stiehlt.

—Das lasse ich mir gefallen! ich finde einen Mann! rief Samuel aus. Nun denn! werden wir uns ihn stehlen lassen?

—Wenigstens ich nicht, sagte er.

—Und ich auch nicht, fügte Samuel hinzu. Was gedenken Sie zu thun?

—Nichts in diesem Augenblicke. Das Volk glaubt an Lafayette. Wir würden uns in Stücke zerhauen lassen, wenn wir uns an diesem tugendhaften Gespenste vergriffen. Wir müssen uns bereit halten. Die Commission, welche das Stadthaus besetzt, wird ohne Zweifel irgend eine Partei ergreifen, welche dem Volke die Augen öffnen wird. Dann können wir unterstützt werden. Wir werden handeln, und tapfer.

—Ich bin dabei, sagte Samuel. Wo werden wir uns wiederfinden?

—Perlenstraße, Nr. 4, Jakob Grenier.

—Das ist verabredet.

Sie drückten sich die Hand und trennten sich.

Samuel versuchte noch einige von denen wiederzufinden, welche an seiner Seite gekämpft hatten, aber seine Nachforschungen waren vergebens. Das Schauspiel des einstimmigen Vertrauens, mit welchem Paris den Namen Lafayette empfing, flößten ihm eine unendliche Bitterkeit ein.

— Die fünf Frankenthaler haben Unrecht, sagte er, Gott beschützt Frankreich nicht; aber, ah so, wird er Julius beschützen? Wenn die Revolution scheitert, so fange ich wieder an, seine Thaler nicht mehr nöthig zu haben. Was werde ich mit ihnen anfangen? Werde ich dann wider meinen Willen tugendhaft werden? Womit werde ich denn meine Zeit zubringen? Ei, wenn ich zu Laffitte ginge? Essen wir vorher etwas.

Er trat in die erste beste Restauration ein, die er offen fand, und aß zu Mittag, denn er hatte seit dem vorigen Abend keinen Bissen Brod zu sich genommen.

Der Tag endigte, als Samuel in das Hotel Laffitte eintrat.

Es war eine große Masse Menschen dort versammelt. Alle liberalen Deputirten waren dort.

Man erwartete die Antwort des Herzogs von Orleans, dem man die Generallieutenantschaft des Königreiches angetragen hatte.

Schon am Morgen war Herr Thiers nach Neuilly gegangen; aber er hatte den Herzog von Orleans dort nicht gefunden.

Seit dem 26. hatte der Herzog das Schloß verlassen, und war nach Rainch gegangen, um sich dort zu verbergen.

Auf die dringenden Bitten des Herrn Thiers hatte die Herzogin von Orleans den Grafen von Montesquiou abgesandt, um ihrem Gatten zu sagen, er möge zurückkehren. Der Graf hatte viel Mühe gehabt, ihn zu bestimmen; endlich hatte sich der Herzog von Orleans überreden lassen, und der Graf von Montesquiou war vorausgegangen, nachdem er den Herzog hatte in den Wagen steigen sehen.

Aber auf einige Hundert Schritte weit sah der Graf, der sich umgewandt hatte, den Wagen Louis Philipps wieder nach Raincy umkehren. Er war genöthigt, selbst wieder umzukehren, seine Ermahnungen von Neuem zu beginnen und dieses Mal diesen unentschlossenen Usurpator mit sich zu nehmen.

Es ward verabredet, daß Louis Philipp in Neuilly erwarten würde, daß ein von zwölf Mitgliedern der Deputirten Kammer unterzeichnetes Schreiben ihm die Generallieutenantschaft des Königreiches anböte. Das Schreiben war seit zwei Stunden abgegangen, als Samuel in dem Hotel Laffitte ankam, und man erwartete den Herzog von Orleans.

— Ein Prinz und ein Bourbon! sagte Samuel; es ist nichts mit diesen Leuten anzufangen.

Er blieb indessen, um allen den unerwarteten Entwickelungen beizuwohnen, und um den Moment zum Handeln zu belauern.

Der Herzog von Orleans kam gegen ein Uhr Morgens an, und schlich sich verstohlen in das Palais Royal.

Die zwölf Deputirten, welche ihm geschrieben hatten,

warteten den Morgen ab, um sich ihm vorzustellen und ihm direct ihren Antrag zu machen.

Man kennt das halb geheuchelte und halb aufrichtige Zögern, mit welchem der Herzog von Orleans die ersten Eröffnungen aufnahm, und endlich seine Annahme. Eine Proclamation wurde sogleich entworfen und an die Deputirtenkammer abgesandt, welche sie mit Beifallsbezeigungen begrüßte.

Es gab nur noch Lafayette, dessen Einwilligung zweifelhaft war. Niemand wußte, ob der alte Republikaner einen Prinzen wollte, und nicht die Republik proclamiren würde. Man beschloß, daß man eine Manifestation versuchen sollte, und daß der Herzog von Orleans, von den am meisten bei dem Volke beliebten Deputirten begleitet, nach dem Stadthause ginge.

—Das ist der Moment, sagte Samuel.

Und er ging nach der Perlenstraße, Nr. 4.

Er stieß auf der Treppe auf Jakob Grenier, der ausging.

—Geschwind! sagte Samuel, wir haben keine Minute zu verlieren.

Und er setzte ihn von Allem in Kenntniß.

—Der Herzog von Orleans in dem Stadthause! rief Jakob aus, da beginnt das Königthum von Neuem. Er wird nicht dahin gelangen, seid unbesorgt. Um wie viel Zeit geht er dorthin?

—Auf der Stelle.

—Den Teufel! sagte Jakob, ich habe nicht Zeit, meine

Freunde zu benachrichtigen, aber zwei entschlossene Männer genügen.

—Das ist es, was ich dachte, sagte Samuel; einer von uns beiden muß sich auf den Weg stellen, und der Andere an das Ziel, an das Stadthaus selbst. Wo ziehst Du es vor, zu sein?

—Auf dem Wege, sagte Jakob.

—Und ich in dem großen Saale des Stadthauses, und wenn Du ihn fehlst, so werde ich ihn nicht fehlen!

—Das ist abgemacht. Du hast eine Pistole?

—Ich habe deren zwei.

Sie gingen mit einander bis nach dem Grêveplatze.

Nachdem er dort Jakob die Hand gedrückt hatte, verließ ihn Samuel, und trat in das Stadthaus.

Sie hatten sich noch keine Viertelstunde getrennt, als eine große Bewegung in der Menge entstand.

Es war das Gefolge des Herzogs von Orleans, der über die Kais herankam.

Der Herzog von Orleans kam zu Pferde Herrn Laffitte voraus, den Savoyarden in einer Sänfte trugen.

Das Jubel- und Triumphgeschrei, welches den Zug bei dem Ausgange aus dem Palais Royal gefeiert hatte, wurde immer weniger zahlreich.

Von dem Pont-Neuf an war die Haltung des Volkes ernst, fast drohend.

—Noch ein Bourbon! rief ein Arbeiter neben Jakob aus. Das war wohl der Mühe werth, uns zu schlagen!

—Sei unbesorgt, mein Sohn, antwortete Jakob. Alles ist noch nicht aus.

Plötzlich kam der Zug hervor. Der Herzog von Orleans affectirte, sich nach Herrn Laffitte umzuwenden, wie um sich unter einer gründlicheren Volksbeliebtheit, als die seinige, zu schützen.

Jakob steckte die Hand in seine Tasche, zog eine Pistole aus ihr heraus, und zielte.

Aber eine Hand packte ihn von hinten bei dem Arme, und entriß ihm die Pistole.

Er wandte sich um. Es war der Arbeiter, mit dem er gesprochen hatte.

—Was machst Du? fragte der Arbeiter.

—Was kümmert es Dich? sagte Jakob, ich will keinen Bourbon.

—Nieder mit den Bourbons! sagte der Arbeiter. Aber warte einen andern Augenblick ab, Du hättest Laffitte tödten können.

Jakob stieß den Arbeiter zurück und raffte seine Pistole wieder auf, welche auf den Boden gefallen war. Aber der Zug war vorüber gekommen, und der Herzog von Orleans war in das Stadthaus eingetreten.

Jakob versuchte, in dasselbe zu dringen, aber die Schildwachen versperrten ihm den Weg.

Als der Herzog von Orleans in den großen Saal eintrat, fand er darin eine ungeheure Menge von Menschen, Streiter des vorigen Tages, Schüler der polytechnischen Schule mit gezogenem Degen, traurige und ernste Gesichter. Der General Dubourg war da.

Ein Deputirter las die Erklärung der Kammer. Wenige Stimmen gaben ihren Beifall zu erkennen.

Der General Dubourg schritt auf Louis Philipp zu, und, indem er die Hand nach dem noch mit dem bewaffneten Volke angefüllten Platze ausstreckte, sagte er:

— Sie kennen unsere Rechte, wenn Sie sie vergessen, so werden wir Sie daran erinnern.

— Mein Herr, antwortete der Herzog, ein wenig beunruhigt, ich bin ein rechtschaffener Mann.

— Es gibt keinen rechtschaffenen Mann auf den Stufen des Thrones, sagte Samuel.

Und, indem er eine Pistole ergriff, zielte er und schoß.

Der Schuß fiel nicht.

Samuel betrachtete seine Pistole. Es befand sich kein Stein mehr darauf.

Er hatte eine zweite Pistole. Er wollte sie aus seiner Tasche ziehen. Er fand sie nicht mehr darin.

— Verrath! rief er aus.

Das Gedränge war so groß, daß er, von allen Seiten gestoßen, die Hand nicht gefühlt hatte, die sich in seine Tasche gesteckt hatte.

In diesem Augenblicke ergriff Lafayette eine dreifarbige Fahne, gab sie Louis Philipp in die Hand und sagte zu ihm:

— Kommen Sie!

Indem er hierauf den Herzog auf den Balkon des Stadthauses zog, umarmte er ihn in Gegenwart der aufgehäuften Menge.

Das war die Krönung Louis Philipps. Lafayette hatte ihn mit seiner Volksbeliebtheit gesalbt.

Jubelgeschrei erschallte.

—Es ist vorbei, sagte Samuel. In acht Tagen wird er König sein. Alle Träume meines Lebens stürzen in diesem Augenblicke ein. Nun denn, ich muß mich darein ergeben. Es ist nichts dagegen zu machen.

Plötzlich erhob er den Kopf wieder.

—Doch, begann er wieder. Alles ist hier beendigt, aber Alles kann nochmals von Neuem beginnen. Bin ich ein Kind oder ein Weib, um bei der ersten Schwierigkeit den Muth zu verlieren? Nein, Nichts ist verloren. Es gibt eine Art, Alles wieder gut zu machen. Nun denn, überlegen wir ein wenig.

Und indem er die Stirn in seine Hand stützte, dachte er tief nach.

Nach einigen Minuten regungsloser Betrachtung lächelte er, und ein Blitz trat in seine Augen.

—Ich habe es gefunden, sagte er. Ah! ich gehöre nicht zu denen, die leicht verzichten.

In fünf Minuten hatte er in seinem Kopfe den letzten Plan aufgeführt, der über sein Schicksal entscheiden sollte.

Er ging zu Julius.

XVIII.

Der Uebertritt.

Dieses Mal hatte Julius, als er Samuel sah, wieder einen schnell verschwundenen Blitz, wie einen Schimmer von Hoffnung, die er verbergen wollte, in den Augen.

—Nun denn! mein lieber Samuel, sagte er lustiger als gewöhnlich zu ihm, ich sehe mit Vergnügen, daß Deine Triumphe Dich Deine Freunde nicht vergessen lassen.

—Welche Triumphe? fragte Samuel.

—Wie? triumphirt Ihr etwa nicht auf der ganzen Linie? Ich habe so eben die Zeitungen gelesen, nicht aus eigenem Interesse, sondern um zu wissen, wie weit Du und Deine Revolutionäre gekommen, und ich sehe, daß Ihr schnell vorgerückt seid. Der Herzog von Orleans Generallieutenant, das heißt Karl X. abgesetzt.

—Ja, Generallieutenant . . . des Königreiches! antwortete Samuel, indem er das letztere Wort auf bittere

Weise betonte. Das Volk hat den Herrn gewechselt, das ist es, was es eine Revolution nennt, und Niemand vermag zu sagen, ob der neue Herr besser als der alte ist, und ob man ihn seiner Seits nicht auch wird fortjagen müssen. Demnach also habe ich Einfältiger mein Leben gewagt, um einen König an die Stelle eines andern zu setzen. Aber ich werde mich an dieser kindischen und albernen Opposition rächen, die uns unseren Sieg gestohlen hat, und die nach der Schlacht gekommen ist, um die Todten zu plündern!

—Was willst Du damit sagen? fragte Julius.

—Es gibt ein spanisches Sprichwort welches sagt: Man muß immer auf den Höchsten halten; es hätte sagen sollen: auf den Geringsten. Es ist immer der Kleine, es ist weniger als der Kleine, es ist der Geringe, der des Gelingens sicher ist. Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in Bezug auf das Menschengeschlecht niemals große Täuschungen gehabt habe; nun denn! so gemäßigt die Achtung auch war, welche ich für dasselbe hatte, so war sie doch noch Hundert Mal zu groß.

Samuel begann wieder in kurzen und abgebrochenen Sätzen, wie um sich zu betäuben:

—Ja, ja, der Tag des Volkes wird vielleicht kommen, aber er ist noch nicht da. Ich erkenne, daß ich zu rasch gegangen bin. Ich bin ein Mann des kommenden Jahrhunderts. Die Nationen sind nicht reif für die Freiheit. Es bedarf vielleicht noch Hunderte von Jahren, damit sie sie verstehen. Und bis dahin kann die Regierung

uns allein den Frieden geben. Da ich mich aber jetzt nicht schlafen legen kann, um in Hundert Jahren wieder zu erwachen, so habe ich den Entschluß gefaßt, mich mit der Zeit auszusöhnen, in welcher ich lebe. Und, wenn die Regierung mich will . . . nun denn, Julius . . . so gehe ich zu ihr über.

—Ah! sagte Julius, der Samuel mit einer seltsamen Miene beobachtete, und der mit der gleichgültigen Maske seines Gesichts seine tiefe innere Aufregung verbarg.

—Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen, begann Samuel wieder. Als ich vorgestern gekommen bin, Dich zu fragen, ob Du mit mir nach den Barrikaden gehen wolltest, hast Du mir geantwortet: daß Du, wenn Du hingingest, nicht auf derselben Seite sein würdest, als ich, und daß Du der Regierung treu bliebest, der Du gedient hättest. Nun denn! willst Du ihr Deine Ergebenheit beweisen?

—Wie das?

—Höre. Der Aufstand der drei Tage, obgleich er hier nur eine halbe Revolution hervorgebracht hat, wird dennoch in Deutschland sein Aufsehen und seine Rückwirkung haben. Der Tugendbund ist nicht todt, ich kann es Dir sagen; er wird die Jugend und das Volk aufwiegeln. Die Könige werden dort wie hier siegen, ich gebe es zu, aber es wird nicht ohne bürgerliche Kämpfe und ohne viel vergossenes Blut geschehen. Und, siehst Du, das Königthum hat wohl genug Flecken an den Händen, ohne noch Blutflecken hinzuzufügen.

Nun denn, derjenige, welcher den Regierungen Deutschlands das Mittel liefern würde, dem Kampfe zuvorzukom-

men, derjenige, welcher den Königen die schrecklichen Repressalien ersparen würde, welche ihnen ihre augenblicklichen Siege über die Freiheit in der Zukunft vorbereiten, der, welcher dem Tugendbunde einen Kampf ersparen würde, der in diesem Augenblicke nur durch seine blutige Niederlage endigen kann, der, welcher dem Vaterlande eine schmerzliche Erschütterung ersparen würde, — meinst Du, daß der das Recht hätte, Alles zu verlangen und die Gewalt, Alles zu erlangen?

—Ohne Zweifel, sagte der Graf von Eberbach.

—Nun denn! Julius, erwiderte Samuel, Du kannst dieser Mann sein.

—Ich?

—Du selbst.

—Du bist närrisch! sagte Julius. Sieh mich doch an. Was willst Du, daß ich verlange und daß ich erlange? Habe ich etwa Zeit, ehrgeizig zu sein?

—Man hat immer Zeit, ehrgeizig nach dem zu sein, was man zurückläßt, — nach Ehre und nach Ruhm.

—Erkläre Dich.

—Nichts ist einfacher. Es ist kein Jahr her, daß Du in Paris noch den König von Preußen vertratest. Du hast das Andenken seiner Huld bewahrt, und Du bist ihm aus Dankbarkeit und aus Pflicht treu geblieben; nichts ist besser. Ich, ich habe nicht dieselben Gründe, um meiner Partei treu zu bleiben. Niemand hat etwas für mich gethan, ich bin frei. Ich habe das Recht erlangt, Undankbare, und, Schlimmeres als das, Blödsinnige zu verlassen, die sich selbst verlassen.

Ich weiß wohl, daß man sagen kann, daß ich ein Renegat und ein Verräther bin. Zuvörderst weißt Du, was ich mir aus der Meinung der Anderen über mich mache.

Und dann wird man wenigstens nicht sagen können, daß ich meine Partei in der Niederlage verlasse; denn für Jedermann, vielleicht mit Ausnahme von drei oder vier Ueberspannten, sind wir Sieger, und, wenn man den Liedern glaubte, die man in den Straßen singt, so kehrte das Volk in den vollen Besitz seiner Freiheit zurück. Der Augenblick ist also günstig, um das Lager derer zu verlassen, die sich für siegreich halten. Sie werden es mir fast Dank wissen, sie zu verlassen, und einen Kameraden weniger zu haben, mit dem sie den Sieg zu theilen hätten. Julius, ich bin der Eurige, und, um meinen Willkomm zu bezahlen, überbringe ich Euch Etwas.

— Was?

— Ich werde Deinen Händen, den Händen des Königs die Häupter des Tugendbundes auf frischer That der Verschwörung überliefern.

Wie große Mühe er sich auch gab, Julius konnte eine Bewegung nicht unterdrücken. Seine Auge erleuchtete sich plötzlich, und er, der seit so langer Zeit sterbend war, schien wieder aufzuleben.

— Das verwundert Dich? sagte Samuel, der die Bewegung und den Blick des Grafen von Eberbach bemerkte. Ich schlage einen andern Weg ein, sage ich Dir, und Du weißt, daß ich zu denen gehöre, die nichts halb thun. Die Liberalen von Frankreich haben mir einen Ekel

an allen Liberalen der Welt verursacht. Ich habe mich in diesen Leuten geirrt. Ich sehe, — freilich sehr spät, — daß es mit ihnen nichts Großes zu thun gibt.

Nun denn, ich will es mit den Andern versuchen. Es ist besser ein Richelieu zu sein, als ein Catilina. Wenn die Monarchie sich Männer von starkem Schlage und von energischen Gedanken bedienen will, wer weiß, ob es nicht noch Zeit für sie ist? Du siehst, daß es noch nicht Zeit für die Revolutionenstifter ist. Sag an, das ist abgemacht; ich biete mich Dir an; nimmst Du mich an?

— Wenn ich es annehme, was würde ich zu thun haben? fragte Julius.

— Wenn Du es annimmst, so werden wir alle beide noch heute Abend oder spätestens morgen früh nach Deutschland gehen. Und sobald wir einmal angekommen sind, so verlaß Dich auf mich, Dich in einer Woche mehr thun zu lassen, als Du vielleicht in Deinem ganzen Leben gethan hast. Und ich werde mit einem Schlage die vierzig Jahre wieder einbringen, die ich verloren habe.

Nun denn, kein kindisches Zögern. Du dienst zu gleicher Zeit Deinem Vaterlande und Deinem Freunde. Was die Häupter des Tugendbundes anbetrifft, so fangen wir damit an, auszubedingen, daß ihnen das Leben geschenkt wird. Das muß Deine letzte Bedenklichkeit heben. Sind wir einig? sprich.

— Aber die Reise ist lang und ermüdend, wandte der Graf von Eberbach ein. Werde ich, erschöpft, wie ich bin, an das Ziel gelangen?

— Ist es nur das? antwortete Samuel. Ich werde

Dir einen stärkenden Trank zusammensetzen, um Dich wieder zu beleben und um Dich zu unterstützen.

—Ah! einen stärkenden Trank? wiederholte Julius, wie als ob er dieses Wort seit langer Zeit erwartete.

—Sei unbesorgt; er ist ohne irgend eine Art von Gefahr.

—Wohlan! dann nehme ich es an, sagte Julius. Ich habe Dir gesagt, daß ich mich Dir überlasse. Mache aus mir was Du willst.

—So ist es recht. Reisest Du lieber heute Abend oder morgen früh ab?

—Ich bitte Dich, mir bis morgen früh Zeit zu lassen.

—Es sei. Nur muß es noch Zeit für den Courier der Gesandtschaft sein; es wäre gut, noch heute zu schreiben, damit man einen Theil der bewaffneten Macht, die sich in Heidelberg befindet, zu Deiner Verfügung stellt.

—Ich will auf der Stelle schreiben, und ich werde Dir den Brief geben. Du wirst es übernehmen, ihn abgehen zu lassen.

—Während Du schreiben wirst, will ich Dir Deinen stärkenden Trank bereiten. Das ist die Sache von fünf Minuten.

Samuel ging in das Nebenzimmer, um einen Bedienten zu einem Apotheker zu senden.

Fünf Minuten nachher trat er wieder in das Zimmer ein.

—Hier ist Dein Brief, sagte der Graf von Eberbach zu ihm.

—Und hier ist Dein stärkender Trank, antwortete Samuel Gelb.

—Apropos, sagte Julius, ich habe nicht daran gedacht, Dir davon zu sprechen, bevor ich schrieb. Du hast keine Bedingungen zu stellen?

—Nein; ich verlange nur, daß man mir den Fuß in den Steigbügel stellt. Sobald ich einmal zu Pferde bin, so sei unbesorgt, ich werde weit gehen.

—Das wird geschehen.

—Wohlan! ich eile nach der Gesandtschaft. Morgen früh um neun Uhr werde ich mit einem angespannten Wagen vor Deiner Thür sein. Halte Dich bereit.

—Ich bin immer bereit.

Als Samuel sich entfernt hatte, sagte Julius:

—Geh, Du hast die Partie verloren. Ich sehe in Dein Spiel, und Du siehst nicht in das meinige.

Er nahm den stärkenden Trank, und schenkte davon einen Theil in ein Glas ein.

Indem er hierauf seinen Secretär aufschloß, nahm er aus ihm eine kleine Phiole, aus der er einen Tropfen in den Trank fallen ließ.

Der Trank wechselte die Farbe nicht.

—Es ist wirklich ein stärkender Trank, sagte Julius. Es ist noch nichts Anderes. Ich dachte es mir, er hat mich noch nöthig.

Er trank das Stärkungsmittel.

Was Samuel anbelangt, so lachte er im Stillen, indem er nach der Gesandtschaft ging, und sagte sich:

—Das Spiel zu verlassen und die Karten in dem

Augenblicke wegzuwerfen, wo die Partie für die alltäglichen Spieler gewonnen scheint; zu den Besiegten in dem Augenblicke überzugehen, wo sie Alles für eine Revanche oder für eine Milderung der Niederlage opfern werden; auf diese Weise in einem Tage von dem ungeduldigen Königthume die Macht zu erlangen, welche die langsame Freiheit mir vielleicht nicht in zwanzig Jahren geben würde; mir zugleich Julius Vertrauen durch meinen Uebertritt und sein Vermögen durch seinen Tod zu sichern; mir mit ein und demselben raschen Streiche den Reichthum und die Gewalt, meinen Ehrgeiz und meine Liebe zu erobern, — nun denn! die Berechnung ist stark und der Versuch großartig! Samuel Gelb, Du findest Dich wieder und Du erhebst Dich wieder!

XIX.

Abschied ohne Umarmung.

Am Abend desselben Tages befanden sich in einem kleinen Zimmer eines Hauses im Marais ein Mann und zwei Frauen versammelt.

Der Mann war Julius, die Frauen waren Christiane und Friedricke.

— Sie haben irgend etwas, mein Vater, sagte Friedricke.

— Ich versichere Dir, daß ich nichts habe, mein Kind, antwortete Julius.

— Doch! Gewöhnlich, wenn wir uns alle drei in diesem kleinen Zimmer vereinigt befinden, in welchem wir uns im Geheimen sehen können, haben Sie das Lächeln in den Augen und die Heiterkeit auf den Lippen; Sie scheinen glücklich, meine Mutter und mich zu sehen. Und heute sind Sie ernst, Sie sind traurig, und Sie machen

uns allen beiden feierliche Anempfehlungen, wie als ob Sie uns verlassen würden. Man könnte glauben, daß Sie Abschied von uns nähmen.

— Meine liebe Tochter, ist es in meinem Alter und in meinem Zustande nicht vorsichtig, jedes Mal, wo man sich von dem trennt, was man liebt, Abschied von einander zu nehmen?

— Fühlen Sie sich etwa kränker als das letzte Mal? Haben Sie Besorgnisse?

— Nein, meine Friedricke. Aber, siehst Du, in einer halben Stunde werden wir uns verlassen. Die Vorsicht will, daß wir hier alle drei wöchentlich nur ein Mal eine Zusammenkunft haben. Ohne das würde man unsere Zuflucht bald entdecken, und was würde die Welt davon denken, mich so zwischen der zu sehen, die man für meine Gattin hält, und der, die man für meine Maitresse gehalten hat? Und dann gibt es noch andere Gründe, wegen welcher es nothwendig ist, daß man nicht weiß, daß wir uns sehen. Ich werde also acht Tage zubringen, ohne mich mit Euch zusammen zu befinden, und in acht Tagen kann sich gar Vieles zutragen!

— Was kann sich zutragen?

— Was weiß ich? die Vorsehung hält die Zukunft in ihrer Hand. Aber sei unbesorgt, in Deinem Alter ist die Zukunft das Glück, ist sie ein langes Leben, ist sie eine endlose Hoffnung. Ich will, daß Du glücklich bist, meine geliebte Tochter, und ich verspreche Dir, daß Du es bald sein wirst.

— Ich bin es von jetzt an, lieber Vater, wenn ich

Sie sehe, und ich würde es gänzlich sein, wenn ich Sie lächeln sähe.

Christiane sagte nichts. Sie betrachtete stumm das Gesicht ihres Gatten, indem sie auf ihm die Absicht zu lesen suchte, welche seine Haltung und sein weit ernsterer Ausdruck, als gewöhnlich, vermuthen ließ.

Sie errieth wohl, daß Julius einen gefaßten Entschluß hätte. Aber welchen?

Sie wagte nicht, ihn zu befragen, indem sie fürchtete, Friedricke zu erschrecken, und sie that, als ob sie ruhig wäre, während sie auf dem Grunde des Herzens litt und schauderte, indem sie an die Unterredung dachte, welche sie mit Julius, bevor sie nach Eberbach ging, an dem Tage gehabt hatte, wo er ihr gesagt, daß er sie nur durch seinen Tod Alle retten könnte.

Julius verstand die Angst Christianens.

— Da seid Ihr alle beide sehr beunruhigt über eine sehr einfache Sache, begann er wieder. Weil ich Euch heute das sage, was ich Euch jedes Mal hätte sagen sollen, weil ich mich in einer Zeit, in welcher die Throne in vier und zwanzig Stunden zusammenstürzen, erinnere, daß ich armer frühzeitiger Greis und armer sterbender Kranker eben so wenig ewig bin, als eine Dynastie, da seid Ihr jetzt in Aengsten und in Schrecken. Ich bin überzeugt, daß Christiane in diesem Augenblicke an etwas denkt, das ich ihr vor einem Monate, an einem Tage gesagt habe, an welchem ich eine Art und Weise suchte, unsere Angelegenheit zu vermitteln. Ich habe ihr von einem

Mittel gesprochen; aber es gibt nicht allein nur dieses. Durch vieles Nachforschen, habe ich ein anderes gefunden.

—Welches? sagte Christiane.

—Das ist mein Geheimniß. Sie werden es in acht Tagen erfahren.

—Sie werden es uns sagen?

—Oder ich werde es Ihnen schreiben.

—Schreiben! rief Friedricke aus. Sie reisen also ab?

—Selbst wenn ich eine Reise von einigen Tagen machen sollte, in was dürfte Euch das beunruhigen?

—Wenn Sie abreisen, mein Vater, sagte Friedricke, warum nehmen Sie uns nicht mit?

—Ich reise nicht ab, antwortete Julius. Wenigstens ist es so ziemlich gewiß, daß ich nicht nöthig haben werde abzureisen. Außerdem, selbst wenn ich abreisen würde, so könnte ich Euch doch nicht mitnehmen. Was würde man sagen, uns alle drei bei einander zu sehen?

—Was liegt daran, was man sagen würde? Und dann, wenn nicht alle beide, so kann wenigstens eine Sie begleiten?

—Die Eine ohne die Andere? sagte Julius. Und was würde aus der Mutter ohne die Tochter, oder aus der Tochter ohne die Mutter werden?

—Sie können indessen nicht allein reisen, beharrte Friedricke zu sagen.

—Ich reise nicht allein.

—Wer wird Sie denn begleiten?

—Ein zuverlässiger Freund, der so gefällig sein will, meine Pflege zu übernehmen.

Julius sprach diese letzten Worte in einem seltsamen Tone aus.

—Hören Sie mich an, mein Vater, rief Friedricke aus, Sie wollen uns beruhigen, aber es ist augenscheinlich, daß Sie ein Geheimniß haben. Sie, der sie gewöhnlich so vergnügt sind, wenn Sie hierher kamen, Sie sind ganz traurig gekommen. Dann haben Sie mir in dem Tone eines Vaters gesprochen, der im Begriffe steht seine Tochter zu verlassen, und der fürchtet, sie nicht wiederzusehen. Sie haben mir gesagt, daß Sie alt wären, daß ich darauf gefaßt sein müßte, Sie nicht mehr lange zu haben, aber daß meine Mutter mir bleiben würde. Sie haben mich gebeten, Ihnen den Kummer zu verzeihen, den Sie mir wider Ihren Willen verursacht hätten, wie als ob ich Ihnen etwas zu verzeihen hätte, wie als ob ich Ihnen nicht im Gegentheile Alles verdankte! Nun denn, wenn Sie heute so sind, so ist es ein Beweis, daß irgend etwas vorliegt, das Sie mir verhehlen. Entweder halten Sie sich für sehr krank, oder Sie werden abreisen. Sie sind an dem Vorabende einer großen Gefahr, oder einer langen Reise, das ist augenscheinlich. Mein Vater, ich beschwöre Sie, sagen Sie uns, was Sie haben. Wenn Sie krank sind, so ist unser Platz an Ihrem Bette. Die Welt mag denken was sie will, aber ich will Sie verpflegen.

—Ich bin nicht krank, sagte Julius mit gerührtem Blicke. Sieh mich an, Du kannst nach meinem Gesichte sehen, daß ich vielmehr wohler bin, als ich es seit vielen Monaten gewesen. Meine Gattin und meine Tochter wiederzufinden, das hat mir die Gesundheit wiedergegeben.

—Dann ist es ein Beweis, daß Sie abreisen? fragte Christiane.

—Hört, sagte Julius, welcher verzweifelte, Glauben zu finden, wenn er gänzlich leugnete. Es ist möglich, daß ich eine Reise von kurzer Dauer zu machen habe, aber noch ist nichts beschlossen. In jedem Falle werde ich erst in drei Tagen abreisen. Demnach also werden wir Zeit haben, uns wiederzusehen und weiter davon zu sprechen.

—Sie werden nicht abreisen, ohne uns wiedergesehen zu haben? fragte Christiane.

—Ich verspreche es!

—Ich habe ein Mittel, Sie zu zwingen, Ihr Versprechen zu halten, unterbrach ihn Friedricke.

—Welches Mittel?

—Heute nicht Abschied von Ihnen zu nehmen.

—O! murmelte Julius.

—Ich sehe wohl, was Sie zu thun gedachten, fuhr das liebenswürdige Mädchen fort. Sie würden uns gerührt haben, indem Sie uns von allen möglichen zärtlichen Dingen sprachen; wir würden uns einander in die Arme geworfen haben; wir würden geweint haben, und dann würden Sie morgen, ohne etwas zu sagen, mit unserem überraschten Abschiede abgereist sein. Aber meine Mutter und ich werden Ihren Plan nicht unterstützen. Wenn Sie wollen, daß wir Abschied von Ihnen nehmen, so müßten Sie Ihre Abreise eingestehen. Keinen Abschied heute. Wenn Sie umarmt sein wollen, so werden wir das nächste Mal sehen.

—Du hast Recht, mein Kind, sagte Julius mit er-

stickter Stimme, und indem er gegen eine Gemüthsbewegung kämpfte, die er die Kraft hatte nicht auf seinem Gesicht sehen zu lassen. Umarme mich nicht. Du wirst auf diese Weise sicher sein, daß ich nicht abreise, ohne Dich wieder gesehen zu haben; denn es wäre etwas zu Gräßliches für einen Vater, sich zu einer Reise auf den Weg zu begeben, von der er vielleicht nicht zurückkehren wird, ohne nur den Kuß seines Kindes mitzunehmen.

Julius unterbrach sich, indem er nicht fortfahren konnte.

Er begann wieder:

—Jetzt müssen wir uns trennen. Auf baldiges Wiedersehen; für nächste Woche, wenn ich nicht abreise; auf morgen oder übermorgen, wenn ich abreise. Ich werde Euch von der Stunde benachrichtigen lassen, zu welcher Ihr mich hier finden werdet. Wenn Ihr binnen hier und drei Tagen keinen Brief von mir erhaltet, so ist das ein Beweis, daß ich mir diese langweilige Reise habe vom Halse schaffen können.

Er machte eine neue Anstrengung, und es gelang ihm zu lächeln.

—Auf Wiedersehen, sagte er. Ihr seht, daß ich Euch sage, auf Wiedersehen, und daß ich Euch nicht Adieu sage. Laßt uns eines nach dem Andern gehen, aus Furcht, daß ein Vorüberkommender uns mit einander sehen möchte. Christiane zuerst, Friedricke nachher. Ich werde zuletzt gehen. Geht.

Christiane drückte Julius die Hand, und entfernte sich.

Als Friedricke ging, um ihr zu folgen, sagte ihr Vater zu ihr:

—Du siehst, daß ich Dich nicht bitte, mich zu umarmen.

Er sagte das lächelnd.

—Sie thun wohl, antwortete Friedricke. Ich würde es verweigern. Dadurch halte ich Sie in Paris zurück. Das nächste Mal so viel als Sie wollen.

Und sie entfernte sich.

Kaum war Julius allein, als er schluchzend auf die Knie sank.

—O! auf diese Weise verlasse ich sie also! rief er voll Verzweiflung aus, und wenn sie wüßten, zu welcher Reise! Das ist unser Abschied! Armer Engel Friedricke! sie hat mich errathen; sie hat gefühlt, daß ich ihre Umarmungen überraschen und sie in einer letzten Umschlingung an mein Herz drücken wollte, ohne ihm zu sagen warum.

Wie sollte ich ihnen das sagen, was ich zu thun im Begriffe stehe? Sie werden es früh genug erfahren. Wenn sie nur wüßten, daß ich morgen abreise, so würden sie mir folgen wollen, und sie dürfen dem nicht beiwohnen, was sich dort zutragen wird.

Demnach also werde ich gehen, ohne nur einen letzten Blick der beiden Wesen zu haben, die ich liebe, ohne daß ihre Augen auf die meinigen gerichtet sind, oder einige jener freundlichen Worte mitzunehmen, die uns während der Ewigkeit lieblich in den Ohren klingen müssen.

In diesem Augenblicke ist das Band gebrochen, das

mich an sie fesselte. Ich werde sie nicht mehr wiedersehen.

Ich bin allein. Nicht ein Wort des Abschiedes wird mir folgen und mich dorthin begleiten, wohin ich gehe.

Wohlan, es sei. Das Opfer wird vollständig sein. Aber, mein Gott! gib diesen beiden armen und sanften Wesen wenigstens als Zugabe der Wonne alles das, was ich als Uebermaß des Leidens annehme.

Er küßte weinend die beiden Stühle, auf welche seine Gattin und seine Tochter sich gesetzt hatten, nahm von dem Zimmer den Abschied, den er nicht von ihnen selbst nehmen konnte, ging hinab und ließ sich nach seinem Hotel zurückfahren.

Es war schon spät in der Nacht. Er legte sich nicht zu Bett. Wozu? Er hatte wenig Lust zu schlafen.

Er begann Briefe zu schreiben.

Die Stunden verflossen, und er schrieb noch, als Samuel eintrat.

— Du bist bereit? sagte er zu Julius.

— Immer, ich habe es Dir gestern gesagt, antwortete der Graf von Eberbach.

— Vortrefflich. Nun denn! der Wagen ist unten.

— Laß uns hinabgehen, sagte Julius, indem er einen Umschlag versiegelte, in welchen er zwei Briefe, einen an Christianen, den andern an Friedricken gesteckt hatte.

Er schellte. Ein Bedienter kam.

— Ich gehe, einen Besuch außerhalb Paris zu machen, sagte er. Ich werde vielleicht erst morgen, vielleicht erst

in einigen Tagen zurückkehren. Wenn die Frau Gräfin von Enghien kommen sollte, so werden Sie ihr dieses übergeben. Aber ihr allein, Sie verstehen?

Er gab den Brief dem Bedienten.

— Und jetzt bin ich der Deine.

XX.

Am Tage nach der Zusammenkunft, welche zwischen Julius, Christiane und Friedricke in dem geheimen Hause des Marais stattgefunden hatte, ging Friedricke allein und tiefsinnig in ihrem Garten zu Enghien spazieren.

Ohne zu wissen weshalb, fühlte sie sich ganz besorgt.

Die Zusammenkunft des vorigen Tages fiel ihr wieder ein.

Warum war ihr Vater in Gegenwart der einzigen Wesen, welche er liebte, zum ersten Male so ernst und so traurig gewesen?

Sie hatte sich geweigert, Abschied von ihm zu nehmen, um ihn zu verhindern abzureisen, ohne sie wenigstens noch ein Mal wiederzusehen. Aber wenn seine Abreise eine Nothwendigkeit war, wenn er gezwungen war, auf der Stelle abzureisen, so hatte sie seinem Leiden noch ein Neues hinzugefügt.

Als sie sich geweigert hatte, ihren Vater zu umarmen,

hatte er gelächelt, aber es schien ihr jetzt, daß es ein gezwungenes Lächeln gewesen, und daß er weit eher Lust hatte zu weinen.

Was konnte das für eine Reise sein?

Es mußte etwas sehr Ernstes sein. Der Graf, der so schwach und ermüdet war, mußte einen sehr dringenden Grund haben, Paris zu verlassen. Wohin ging er? Und weshalb erfüllte eine am Ende so einfache Sache, wie eine Reise, ihn mit dieser Traurigkeit? Woher rührte die Feierlichkeit in den Anempfehlungen an seine Tochter?

Das war mehr als ein Abschied, es war fast ein Testament.

Friedricke ging und dachte so den ganzen Tag über.

Am Abend hielt sie es nicht mehr aus.

Sie ließ ihren Wagen anspannen, und fuhr nach Paris.

In dem Hotel angekommen, ging sie rasch nach der Wohnung des Grafen hinauf.

— Der Herr Graf? fragte sie den ersten Bedienten, dem sie begegnete.

— Der Herr Graf ist nicht hier, antwortete der Bediente.

— Wann ist er ausgegangen?

— Heute morgen, Madame.

— Mein Gott! und er hat nicht gesagt, wann er wieder nach Haus käme?

— Er hat gesagt, daß er eine Spazierfahrt außerhalb Paris mache, und daß er vielleicht erst morgen zurückkehren würde.

— Hat er nichts für mich zurückgelassen?

— Der Herr Graf hat für die Frau Gräfin einen Brief zurückgelassen, der auf seinem Schreibtische liegt.

— Geschwind! sagte Friedricke.

Und sie eilte in das Zimmer des Grafen.

Sie fand auf dem Schreibtische ein Papier mit ihrer Adresse.

Sie erbrach den Umschlag, in welchem sich zwei Briefe befanden, einer für sie, und der andere für ihre Mutter.

Sie erbrach den Brief und las:

„Verzeihe mir, meine liebe Friedricke, wenn ich abreise ohne Dich zu umarmen. Aber es geschieht für Dich, mein Kind. In drei Tagen wird Deinem Glücke nichts mehr im Wege stehen.

„Leb wohl, meine geliebte Tochter. Deine Mutter wird Dir mehr darüber sagen. Sei glücklich. Ich segne Dich.

„Vergiß mich, und denke an Lothario.

„Dein treuer Vater
Julius von E."

— Was soll das bedeuten? rief Friedricke die Augen voller Thränen aus. Ah! äußerte sie, indem sie eine Stelle des Briefes nochmals überlas: „Deine Mutter wird Dir mehr darüber sagen. Meine Mutter weiß ohne Zweifel Alles. Gehen wir zu ihr.

Und indem sie eilig hinabging, ließ sie sich zu Christianen fahren, und nahm den an ihre Mutter gerichteten Brief mit.

Christiane war ganz bestürzt, die Gräfin von Eber-

bach melden zu hören, denn das Leben dieser beiden armen Wesen war so, daß es für die Mutter und die Tochter eine Kühnheit und fast ein Fehler war, sich zu sehen.

Aber die Erschütterung Christianens war noch bei weitem größer, als sie Friedricken eintreten sah.

—Was gibt es denn? fragte sie, über die auf dem Gesichte ihrer Tochter sichtbare Angst überrascht.

—Mein Vater ist abgereist, sagte Friedricke.

—Abgereist!

—Lesen Sie.

Und Friedricke reichte ihrer Mutter die beiden Briefe.

Der an Christianen gerichtete Brief sagte nichts mehr, als der Friedrickens.

Julius meldete seiner Gattin nur, daß er abreise, und daß er, sobald er an das Ziel seiner Reise gekommen wäre, ihr Alles das schreiben würde, was er hätte thun wollen, und was sich zutragen würde.

Er forderte sie daher auf, sich nicht zu beunruhigen, Friedricken zu beruhigen und abzuwarten.

—Alles, ausgenommen abwarten! rief Christiane aus. Meine Tochter, wir werden abreisen!

—Was haben Sie, meine Mutter? Sie sind ganz bestürzt.

—Eine große Gefahr schwebt über Deinem Vater.

—Welche Gefahr?

—Ach! ich kann es Dir nicht sagen. Aber ich erinnere mich dessen, was er mir ein Mal gesagt hat. Geschwind.

Sie eilte an die Schelle, ein Bedienter kam.

—Ist mein Bruder da?

—Ja, Madame.

—Sagen Sie ihm, daß ich auf der Stelle Postpferde nöthig habe.

Der Bediente entfernte sich.

—O mein Gott! sagte Christiane, aber wohin gehen? Diese beiden Briefe sagen uns nicht einmal, wo Dein Vater ist? Man hat es Dir nicht in dem Hotel gesagt?

—Nein, als er abreiste, hat er gesagt, daß er eine Spazierfahrt außerhalb Paris machte.

—O! er wird weit gegangen sein. Er wird eine größere Entfernung, als das, zwischen seinen Plan und uns gelegt haben. Wohin kann er gegangen sein? Unglückselige, die wir sind! Wir können es nicht errathen, indessen!

Sie überlegte eine Minute lang, aber begann sogleich wieder mit mehr Energie:

—Gleichviel, wir werden ihn überall suchen. Zuvörderst in Eberbach. Ja, er wird zur Züchtigung den Ort gewählt haben, an welchem das Verbrechen vollbracht worden ist. So ist es. Er geht nach dem Schlosse Eberbach, ich bin jetzt überzeugt davon. Habe Dank, mein Gott! Wenn wir nur nicht zu spät ankommen!

Sie nahm an Geld das, was für die Reise nöthig war, und hüllte Friedricken in Shwäle für die Nacht.

Sie waren bereit, als Gamba meldete, daß der Wagen unten sei.

—Reise ich etwa auch ab? fragte er.

—Ja. Bist Du bereit?

—Immer, wenn es sich darum handelt, zu reisen.

—Wohlan! komm.

Eine Minute nachher fuhr der Reisewagen im Galopp über das Pflaster von Paris.

—Auf der ersten Station sprach Christiane mit dem Postmeister.

—Haben Sie nicht heute Morgen zwei von Paris kommenden Reisenden Pferde geliefert?

—Warum zweien? fragte Friedricke.

—Höre.

—Ich habe mehr als zweien Pferde geliefert, antwortete der Postmeister.

—Ja, aber zweien, die mit einander waren?

—Wie sind sie?

—Ohngefähr vierzig Jahre alt. Aber der eine sieht weit älter, als der andere aus.

—Ach! warten Sie. Ich glaube ja. Der eine drückte sich in die Ecke des Wagens, wie als ob er gelangweilt und leidend wäre.

—Und der andere mußte ein barsches und hochmüthiges Gesicht haben?

—Ganz recht. Dieser war es, welcher die Befehle gab. Ich habe sogar zu Johann gesagt: Da ist Einer, der kein gutes Gesicht hat. Johann hat zu mir gesagt: Bah! das ist sein Recht, er bezahlt gut. — Ja, Madame, ich habe sie gesehen.

—Ich danke.

Die Pferde waren gewechselt, der Wagen fuhr wieder ab.

Friedricke befragte ihre Mutter.

—Wie wissen Sie, daß mein Vater nicht allein reist?

—Hast Du vergessen, daß er uns gestern gesagt hat, daß ein Freund ihn begleiten würde?

—Das ist wahr, aber er hat nicht gesagt, wer dieser Freund wäre.

—O! ich errathe ihn, antwortete Christiane.

—Wer ist es denn?

—Es ist Herr Samuel Gelb.

Die Reise war traurig und wortkarg. Die Nacht verfloß, und der Tag gleichfalls, und noch eine Nacht, und noch ein Tag.

Die Mutter und die Tochter hielten nur so lange an um die Pferde zu wechseln. Nur zwei Male stiegen sie während der acht und vierzig Stunden aus, um ein wenig zu essen.

Und hierauf brachen sie wieder auf, indem sie doppelt bezahlten, um die Schnelligkeit der Postillons zu verdoppeln.

Diese mit der Nacht angefangene Reise endigte mit der Nacht.

Es war beinahe eilf Uhr Abends, als der Reisewagen in den Hof des Schlosses von Eberbach einfuhr.

—Ist der Herr Graf hier? fragte Friedricke den Pförtner, den man wecken mußte.

—Ja, Madame.

—Gott sei gelobt! rief Christiane aus. Wir kommen zu rechter Zeit.

Der Wagen hielt vor der Freitreppe.

Gamba klopfte auf eine Weise, um das ganze Haus zu wecken.

Hans streckte den Kopf aus seinem Dachfenster.

—Wer ist da? rief er ganz mürrisch und brummend aus.

—Es ist die Frau Gräfin, antwortete Gamba.

—Ich komme hinab, brummte Hans.

Einen Augenblick nachher ging die Thür auf.

—Der Herr Graf? fragte Friedricke.

—Er ist zu Bett.

Friedricke blickte Christianen an.

—O! es ist kein Augenblick zu verlieren, antwortete Christiane auf den Blick ihrer Tochter. Es handelt sich um etwas zu Ernstes, um unsere Zusammenkunft, um eine Sekunde zu verschieben. Gehen wir hinauf, und klopfen wir an die Thür seines Zimmers.

Sie gingen sogleich hinauf und klopften Anfangs leise, dann stärker.

Aber sie klopften vergebens, Niemand antwortete.

—Warten sie, sagte Gamba, Sie klopfen wie Frauen. Ich will Ihnen zeigen, wie man das macht.

Und er begann alle Glockenspiele von Antwerpen an der Thür auszuführen.

Niemand antwortete, noch rührte sich in dem Zimmer.

—Das ist sonderbar, sagte Christiane, die anfing zu erbleichen.

Sie wandte sich nach Hans um.

—Sie sind fest überzeugt, daß der Herr Graf in seinem Zimmer ist?

—Fest überzeugt, da ich es bin, der ihn vor zwei Stunden dahin begleitet hat, um seine Kerzen anzuzünden.

—O! zwei Stunden, wiederholte Christiane entsetzt.

—Außerdem würde der Schlüssel außerhalb sein, begann Hans wieder, wenn er nicht darin wäre, und Sie sehen wohl, daß er im Innern steckt.

—Herr Graf! rief Christiane aus, machen Sie auf, wir sind es, Friedricke und ich! Um des Himmels willen, machen Sie auf!

Nochmals keine Antwort.

—Was bedeutet das Alles? sagte Friedricke. O mein Gott! ich habe Furcht.

—Ein Gedanke! rief Christiane aus. Herr Samuel Gelb muß auf dem Schlosse sein?

—Ja, Madame, antwortete Hans.

—Nun denn! gehen wir, ihn zu wecken, mein Freund. Er wird vielleicht weniger fest als der Herr Graf schlafen.

Hans führte sie nach dem Zimmer Samuels.

Christiane klopfte an.

Niemand antwortete.

Der Schlüssel steckte in der Thür.

—Mach auf, Gamba, sagte Christiane, und tritt ein.

Gamba trat ein.

—Sie können eintreten, sagte er. Es ist Niemand darin.

Christiane und Friedricke stürzten herbei.

Das Zimmer war in der That leer. Das Bett war unberührt.

— Sie sind ganz gewiß, sagte Christiane zu Hans, daß diese Herren nicht ausgegangen sind?

— Sehr gewiß. Um halb zehn Uhr haben diese Herren gesagt, daß sie zu Bett gehen würden. Ich habe sie hinaufgehen sehen und ich habe die Thüren verschlossen. Sie hätten nicht hinabgehen und ausgehen können, ohne die Schlüssel von mir zu verlangen.

— Dann geschwind! rief Christiane aus. Einen Hammer, eine eiserne Stange, gleichviel was! Es handelt sich darum die Thür von dem Zimmer des Herrn Grafen zu erbrechen.

Gamba und Hans eilten fort.

Sie kamen fast sogleich mit einem Brecheisen versehen zurück.

In einer Minute gab die Thür nach.

Alle vier traten in das Zimmer des Grafen.

Es war leer wie das andere.

Aber der erste Gegenstand, auf den die Augen Friedrickens fielen, war ein auf einen Betschemel, der sich neben dem Kopfende des Bettes befand, gelegter Brief.

Die Adresse war: „An Madame Olympia, Straße Luxemburg in Paris."

— Gib, sagte Christiane.

Sie riß den Umschlag ab und las:

„Wenn Du diesen Brief lesen wirst, meine arme Geliebte, werde ich todt sein . . ."

Sie stieß einen Schrei aus und überlas flüchtig das Uebrige.

Julius gab keinen näheren Umstand an. Er sagte nur, daß er stürbe, damit Friedricke Lothario heirathen könnte, daß Friedricke Samuel nicht mehr zu fürchten hätte, daß sie sich nicht betrüben möchte, daß er zu glücklich wäre, etwas für sie thun zu können; daß sie ihm nichts schuldig wäre, daß es im Gegentheile an ihm wäre, dankbar darüber zu sein, daß er durch sie nach einem so nutzlosen Leben wenigstens einen aufopfernden Tod hätte.

Und dann alle Arten von zärtlichen und liebevollen Dingen.

Aber Christiane endigte nicht.

— O! welcher Jammer! rief sie aus, indem sie die Hände rang. Wir sind zwei Stunden zu spät gekommen. In diesem Augenblicke stirbt er ohne Zweifel. Und nicht einmal zu wissen, wo!

— Ah! lassen Sie uns wenigstens überall suchen, sagte Friedricke.

— Indessen, begann Christiane wieder, da die äußeren Thüren verschlossen sind, so müssen sie in dem Schlosse sein, durchsuchen wir alle Zimmer.

Aber alle Nachforschungen waren vergebens.

— Sie sind zuverlässig nicht ausgegangen, wiederholte Hans.

— Mein Gott! ich müßte errathen, finden, wissen, sagte Christiane, aber es scheint mir, daß der Wahnsinn sich meiner bemächtigt.

Sie drückte ihre Stirn in ihre beiden Hände, wie

um ihre ganze Vernunft und ihren ganzen Verstand darin zusammen zu ziehen.

—Ah! wartet, rief sie plötzlich aus.

Und indem sie mit sich selbst sprach:

—Ja, so ist es! das ist eine Eingebung des Himmels.

Sie kehrte im Laufe nach Julius Zimmer zurück, dann ging sie von Friedricken und den beiden Männern gefolgt in den kleinen Salon, welcher das Zimmer des Grafen von dem trennte, das sie selbst ehedem bewohnt hatte.

Sie bezeichnete hastig die Bibliothek.

— Meine Freunde, sagte sie zu Gamba und zu Hans, schiebt rasch dieses Möbel zur Seite, und schlagt mit gewaltigen Schlägen des Brecheisens gegen dieses Getäfel.

Hans und Gamba schoben die Bibliothek zur Seite, ergriffen ihr Brecheisen, und begannen emsig die Füllung einzuschlagen.

Die ersten Schläge brachten keine große Wirkung hervor.

Aber bei einer Anstregung, welche Gamba machte, machte die Füllung plötzlich einen Sprung, wie als ob eine Feder gespielt hätte, und fuhr so gewaltsamer Weise zur Seite, daß der Wind beinahe die Kerzen auslöschte.

Die Füllung verbarg eine tiefe und dunkle Treppe.

—Eine Lampe, sagte Christiane. Wir werden da hinunter gehen.

Hans zündete eine der Lampen an, die sich auf dem Kamine befanden.

— Jetzt, vorwärts, rief Gamba aus.

Und er stellte sich an die Spitze.

Hans, Christiane und Friedricke folgten ihm.

— Ja, dachte Christiane, auf diesem Wege ist der Elende in jener unglückseligen Nacht gekommen.

Sie gingen auf diese Weise zehn Minuten lang hinab.

Plötzlich hielt sie eine Stimme zurück.

— Wer ist da?

— Frauen, antwortete Christiane.

— Geht nicht weiter! rief die Stimme aus. Männer oder Frauen, wenn Ihr einen Schritt thut, so seid Ihr des Todes.

Und man hörte Gewehre, die man spannte.

— Was hat das Alles zu bedeuten? murmelte Friedricke.

— Still! sagte Christiane. Weicht alle drei in diese Vertiefung zurück, wo die Treppe sich dreht, und löscht die Lampe aus. Und bleibt da, was sich auch zutragen möge!

Und indem sie an Hans und Gamba vorüberging, eilte sie im Laufe weiter.

Im selben Augenblicke knallten Schüsse, und Christiane hörte die Kugeln an ihren Ohren pfeifen.

Die Dunkelheit hatte Christianen gerettet. Sie war nicht getroffen worden.

— Ich bin nicht getroffen; bei Eurem Leben, rührt Euch nicht! rief sie Friedricken und Gamba befehlend zu, die bereits herbeieilten.

Sie that noch einige Schritte, und befand sich unter

einem Dutzend von Männern, die sie auf eine unbestimmte Weise in der Finsterniß bei dem fernen Scheine einer Fakel sah.

Sie glaubte auch die Klingen von Dolchen funkeln zu sehen.

—Bei dem Namen Eurer Frauen und Eurer Töchter, rief sie aus, indem sie sich auf die Knie warf, wer Ihr auch sein möget, habt Mitleid mit zwei armen unglücklichen Geschöpfen, die ihren Gatten und ihren Vater verlieren werden, wenn Ihr ihnen nicht zu Hülfe kommt.

Die Dolche waren bereits erhoben.

Aber einer dieser Männer sagte einige Worte:

—Wir sind zwölf Männer gegen eine Frau, sagte er. Lassen wir sie sich erklären.

—Ich danke, rief die arme Frau aus. Sie werden verstehen. Hören Sie, was es ist. In diesem Augenblicke steht der Graf von Eberbach hier irgendwo im Begriffe sich das Leben zu nehmen. Nun denn, es befindet sich hier die Gräfin von Eberbach, die es weiß, und die ihren Gatten sucht, um ihm die Hand zurückzuhalten. Sie werden das begreifen, nicht wahr, meine Herren? Sie werden eine Frau nicht verhindern das Leben ihres Gatten zu retten? Im Gegentheile, Sie werden ihr vielmehr beistehen. Wo ist er? Sie müssen es wissen, da Sie hier sind. Ich bitte Sie darum, führen Sie uns dorthin, wo er ist.

—Wir kennen den Grafen von Eberbach nicht, Madame, antwortete der, welcher die andern zurückgehalten hatte, und der ihr Anführer zu sein schien.

—Aber Sie sind bei ihm. Sie können nicht ohne seine Einwilligung hier sein.

—Sehen Sie, Madame, sagte der Anführer, wir sind junge Leute und nicht daran gewöhnt zu lügen. Wir sind aus einem Grunde hier, den zu verrathen uns untersagt ist, und unsere Ehre gebietet uns, alle die zu tödten, welche unser Geheimniß überraschen könnten. Man erörtert einen Befehl nicht. Es ist uns anbefohlen, auf jeden zu schießen, der es versuchen würde, ohne das Losungswort weiterzugehen.

—O! aber es ist der Graf von Eberbach, der Ihnen das befohlen hat, nicht wahr?

—Möge er es sein oder ein Anderer, Madame, was liegt daran?

—O! er ist es. Und wissen Sie, warum er Ihnen gesagt hat, Niemand durchzulassen? Damit Niemand ihn verhindern könnte, sich das Leben zu nehmen. Sehen Sie, ich habe hier einen Brief, in welchem er es mir sagt. Sie können ihn lesen. Man wird Ihnen Licht bringen. Nehmen Sie, hier ist der Brief. Ich bitte Sie, mein Herr, lesen Sie.

—Wozu? antwortete der Mann. Wir haben die Ursache der Befehle nicht zu untersuchen, die man uns gibt, wir haben nur zu gehorchen.

—Indessen wenn es Ihnen bewiesen wird, daß ein Mann in diesem Augenblicke sich hier vor Ihren Augen das Leben nimmt, Sie sind junge Leute, wie Sie sagen, und es ist ganz unmöglich, daß Sie einen Selbstmord vollbringen ließen, ohne einen Schritt zu thun, wenn Sie

mit einer Geberde ein Leben retten können! wenn eine unglückliche Frau sich zu Ihren Füßen hinschleppt! ich bitte Sie inständigst, denken Sie, daß es Ihr Vater ist, der sich das Leben nimmt, und daß es Ihre Mutter ist, welche Sie bittet!

— Wenn sie die Wahrheit sagte, sagte einer der jungen Leute.

— In der That, fügte ein Anderer hinzu, so würden wir die Mitschuldigen von dem Morde des Grafen sein.

— O! Sie sind gut! rief die arme Frau aus.

— Madame, sagte der Anführer, Sie sind wirklich die Gräfin von Eberbach?

— Nein, meine Herren, antwortete Christiane, ich will Sie nicht hintergehen. Ich bin es nicht. Aber sie ist hier, sie wird kommen. Friedricke! Wir waren da mit zwei zuverlässigen Freunden. Aber Männer könnten ihnen im Wege sein. Ich will ihnen sagen wieder hinaufzugehen. Wir Frauen allein werden gehen.

Das muthige Wesen holte Friedricken und schickte Gamba und Hans fort.

Sie kehrte mit der Lampe zurück, die sie von Gamba wieder hatte anzünden lassen.

— Nehmen Sie, sagte sie, Sie sehen, daß ich Sie nicht belüge, daß hier wirklich ein Brief ist, in welchem der Graf von seinem Selbstmorde spricht, und daß wir wirklich zwei Frauen sind, welche weinen.

Sie reichte den Brief hin.

Der Anführer warf einen Blick darauf.

—Es ist wahr, sagte er. O! der Graf von Eberbach hat uns nur die Hälfte seiner Absicht anvertraut!

—Jetzt, meine Herren, rief Christiane aus, lassen Sie uns keine Sekunde verlieren. Führen Sie uns.

—Kommen Sie, Madame, sagte der Anführer.

Und er begann rasch zu gehen.

Trotz der Finsterniß folgten ihm die beiden Frauen auf einer unbekannten Treppe ohne zu straucheln, wie sie es am hellen Tage auf der Straße gemacht hätten. Man hätte sagen können, daß ihr Herz ihnen leuchtete.

Nachdem er verschiedene Thüren geöffnet und gar viele Stufen hinabgegangen war, blieb der junge Mann stehen.

—Hier ist es, sagte er.

—Ach Gott! murmelte Christiane, wenn es nur noch Zeit ist!

Der junge Mann öffnete eine letzte Thür.

XXI.

Der Toast.

Sie befanden sich in dem runden und unterirdischen, in diesem zwischen zwei geheimen, in der Dicke der Mauern angebrachten Treppen befindlichen Saale des doppelten Schlosses, in welchem wir Julius, von Samuel den Drei vorgestellt, mit ihm einer geheimen Sitzung des Tugendbundes haben beiwohnen sehen.

Auf einem Tische, den einen an der Decke hängende Lampe erleuchtete, befand sich Papier und Alles, was zum Schreiben nöthig ist.

Es stand auf ihm außerdem ein weiter Humpen des Mittelalters, und neben ihm eine volle und versiegelte Flasche.

Samuel Gelb und Julius von Eberbach saßen regungslos und schweigend einander gegenüber.

Sie befanden sich seit zwei Tagen auf dem Schlosse.

Sie befanden sich seit zwei Stunden in dem runden Zimmer.

Beide überlegten.

Julius sah an diesem Orte, an welchem er alles Glück und alles Unglück seines Lebens empfunden hatte, seine ganze Vergangenheit wieder in seinem Geiste aufsteigen.

Er verwünschte seine Verblendung und seine Schwäche. Er hatte die Qualen Christianens nicht errathen. Er hatte zur Seite dieses lieben und theuren Wesens, das er hätte beschützen, vertheidigen und retten sollen, wie ein Fremder, und nicht wie ein Gatte, ohne Wachsamkeit und ohne Voraussicht gelebt.

Er hatte die schändlichen Fallen, welche der Feind, der, wie der böse Engel um das irdische Paradies, um sein Glück herumstreifte, in seinem eigenen Hause und unter seinen Augen stellte, nicht bemerkt.

Alles hatte ihn vergebens gewarnt: der Widerwille Christianens, sobald sie Samuel gekannt hatte, die Bitten seines Vaters, welcher diese verderbliche Freundschaft hatte brechen wollen, nichts hatte seine alberne Täuschung gestört.

Und dann, wenn er auch an den Schrecken seiner Frau und an die Warnungen seines Vaters geglaubt hätte, so hatte Samuel eine solche Herrschaft über ihn angenommen und hielt ihn dermaßen unter seinem Zauber, daß er vor der Augenscheinlichkeit die Arme gekreuzt hätte, daß die Gewißheit ihn nicht erweckt haben würde.

Wie ungehalten er jetzt auf sich über dieses einfältige

Hingeben in den Einfluß eines Andern war! Welche Reue er jetzt über eine Feigheit fühlte, welche das Unglück Alles dessen herbeigeführt hatte, was er liebte! Ach! das würde ihm jetzt nicht mehr begegnet sein! Er würde nicht mehr feig sein! Er würde vor keiner energischen Nothwendigkeit zurückweichen.

Er würde ohne Erbarmen sein. Weder Rücksicht noch Gewissenszweifel würden ihn mehr zurückhalten.

Während das doppelte Schloß Julius an seine Schwächen erinnerte, erinnerte es Samuel an seine Verbrechen.

Samuel war nicht der Mann, um sich sehr über das zu beunruhigen, was er gethan, und über das, was er verursacht hatte.

—Was können mir am Ende Christiane und Gretchen vorwerfen? sagte er sich.

Er hatte sie nicht einmal gezwungen, sie hatten sich ihm hingegeben. Die Eine freilich in der durch einen Trank hervorgebrachten Ueberspannung; aber was liegt daran, ob die Ueberspannung, ohne welche sich kein Weib hingibt, künstlicher Weise von einem Getränke, oder natürlicher Weise von den Sinnen herrührt?

Ob man eine Frau mit Wein oder mit Worten berauscht, worin liegt der Unterschied? Was er gethan hatte, thun alle Männer. Ein reines, züchtiges, unwissendes junges Mädchen zu nehmen, ihr Worte zu sagen, welche sie verwirren, sie erbeben zu lassen, indem man ihre Hand berührt, ihr mit einem Blicke das Blut zu entflammen, ihr die Lippen mit einem Kusse zu verbrennen,

und ihre Verwirrung und ihre Unwissenheit zu benutzen, um sie zu verführen, das ist unschuldig, das ist unsträflich, das geschieht alle Tage; aber dasselbe Resultat durch einige Tropfen Flüssigkeit hervorzubringen, statt es durch Worte, durch Blicke und durch Küsse hervorzubringen, das ist strafbar, abscheulich und entsetzlich; die Verführung verwandelt sich in Schändung.

Was Christiane anbelangt, wenn er ihr den Hof gemacht hätte, wie jeder wohl erzogene junge Mann ihn jeder verheiratheten Frau seiner Bekanntschaft macht, wenn er galant, zuvorkommend und beharrlich bei ihr gewesen wäre, wenn er durch einiges, mit Geschenken untermischtes Verdrehen der Augen dazu gelangt, wäre Liebe einzuflößen, wenn er sie durch ein Armband, oder einen Fächer oder durch Gedichte gewonnen hätte, so wäre es die allgemeine Geschichte.

Aber da sie, statt sich für ein Kompliment hinzugeben, sich für ihr Kind hingegeben hatte; da auf dem Grunde seiner That statt der Koketterie die Mutterliebe lag, so wurde die That abscheulich, und Samuel, der ein galanter und liebenswürdiger Lebemann gewesen wäre, wurde ein vollkommener Bösewicht dadurch, daß er Christianen einen weniger unedeln Ehebruch hatte begehen lassen, als die andern sind.

Christiane hatte sich das Leben genommen; — aber wer zwang sie dazu? Hatte Samuel sie in das Höllenloch gestoßen? Es war kein Mord, es war ein Selbstmord.

Samuel hatte sich daher Nichts, durchaus Nichts vorzuwerfen! . . .

Und doch, woher kam das Bedürfniß, das er zum ersten Male in seinem Leben fühlte, sich in seinen eigenen Augen zu entschuldigen? Warum versuchte er, sich durch Sophismen zu rechtfertigen? Gegen wen vertheidigte er sich so, wer klagte ihn denn an?

Er war nicht an Heuchelei gewöhnt; er that das Böse großartiger und kühner Weise; er wandte keine List gegen die Moral an, er griff sie offen an und beleidigte sie in das Gesicht. Er hatte vielleicht etwas vom Satan, er hatte zuverlässig Nichts von Tartuffe.

Nun denn! in diesem Augenblicke war er ganz verschieden von sich selbst. Eine Art von seinem Charakter fremder Schüchternheit bemächtigte sich seiner. Er war von einer Ahnung gepeinigt, von der er den Grund nicht anzugeben vermocht hätte.

Er warf zu Augenblicken einen Blick auf Julius, und dann betrachtete er die versiegelte Flasche.

Welche Beziehung fand zwischen dieser Flasche und Julius statt?

Die Thatsache ist, daß wenn Samuel die Augen von der Flasche wieder erhob, er sie wieder auf den Grafen von Eberbach heftete, und trotz der ungeheuren Gewalt, die er über sich selbst hatte, erleuchteten sich seine Augen unwillkürlich mit einem seltsamen Scheine.

Enthielt diese Flasche denn die Verwirklichung seines seit so langer Zeit verfolgten Traumes? War es etwa diese Flasche, welche ihm Julius Vermögen, und durch dieses alle die Folgen geben sollte, welche er davon hoffte,

die Gewalt, den ersten Rang in dem Tugendbunde und die Hand Friedrickens?

Enthielt diese Flasche Gift?

Aber selbst wenn Samuel auf dem Punkte gestanden hätte, Julius zu vergiften, so wäre dadurch kein Grund vorhanden gewesen, diese Seele von Erz erbeben zu lassen. Ein Verbrechen mehr oder weniger in diesem Leben voller begangener oder geträumter Verbrechen war eine Kleinigkeit. Samuel Gelb würde sich über etwas so Geringes nicht beunruhigt haben.

Der, welcher mit kaltem Blute versucht hatte, diesen großen Mann zu vergiften, der sich Napoleon nannte, würde nicht gezittert haben, um diese halbe Leiche zu vergiften, die sich Julius nannte.

Nein; wenn Samuel Gelb in dem Augenblicke den entscheidenden Streich auszuführen, der ihm die Thür seines Ehrgeizes und seiner Liebe öffnen sollte, sich von einer unerklärlichen Besorgniß ergriffen fühlte, wenn seine immer so feste Entschlossenheit in seinem Geiste schwankte, wenn er fast zögerte, so war es keine Reue über die Frevelthat, die er zu begehen im Begriffe stand, es war die Furcht des Mißlingens.

Ihm, der gewöhnlich des Gelingens so sicher war, ihm, die Kühnheit selbst und die Gewißheit in Person, ihm flüsterte leise, ohne daß er sagen konnte warum, ein Instinct zu, dessen er sich schämte, daß sein Werk ihn in's Verderben stürzen würde, und daß er durch das umkommen würde, wodurch er zu leben gerechnet hatte.

Aber das war Aberglauben einfältiger Weiber, gegen

den er sich empörte. Es ist leicht, den Kindern weiß zu machen, daß das Böse demjenigen Unglück bringt, der es thut. Die Männer, welche ein wenig gelebt haben, wissen, daß die Wirklichkeit nicht gerade den Entwickelungen der Schauspiele gleich ist, in denen die Tugend immer belohnt und das Verbrechen bestraft wird. Im Gegentheile hat das, was man das Böse nennt, alle Aussicht Recht zu bekommen, zu gedeihen und die arme und bescheidene Tugend zu besprützen, welche zu Fuß in den Straßen dahin trabt.

Nun denn, Samuel, sei ein Mann! sei Samuel! Der Augenblick der Erndte ist es nicht, in welchem der Sämann verzichtet und zweifelt. Nun denn, Du hast dreißig Jahre lang Deinen Verstand, Deine Ideen und Deine Hoffnungen in irgend einen Boden ausgesäet. Da ist die Erndte, welche endlich aufgeht! Es ist nicht mehr der Moment, zu überlegen, ob es besser wäre, auf diesem oder auf einem andern Boden auszusäen. Nimm Deine Sense und mähe.

Samuel zog seine Uhr.

—Mehr als eine halbe Stunde zu warten, sagte er.

—Es ist halb ein Uhr? fragte Julius.

—Weniger zwei Minuten. Schlag ein Uhr werden unsere lieben Verschwörer hier sein. Sie werden mittelst der untern Treppe kommen. Du bist doch der Leute sicher, welche Du auf der Treppe von oben aufgestellt hast?

—Vollkommen sicher.

—Du hast ihnen Alles gehörig erklärt?

—Ich habe sie selbst aufgestellt, und ich habe mit dem Anführer Alles verabredet, sei gänzlich unbesorgt.

—Warum wolltest Du nicht, daß ich zugegen war, während Du Deine Verhaltungsvorschriften ertheiltest?

—Die Befehle, welche ich von Berlin erhalten habe, verboten es, antwortete Julius, und es war dem Anführer befohlen, nur den Verhaltungsvorschriften zu gehorchen, welche ich ihm im Geheimen geben würde.

—Man traut mir also nicht? fragte Samuel Gelb.

—Vielleicht, bis daß Du Deine Ergebenheit bewiesen hast.

—Ohne Zweifel geschieht es auch aus Mißtrauen, fuhr Samuel ein wenig verletzt fort, daß man verlangt hat, Du solltest bei der Sitzung der Drei gegenwärtig sein?

—Vielleicht, antwortete Julius.

Nach einem Augenblicke begann er wieder:

—Aber Du hättest Unrecht, über ein Mißtrauen bös zu sein oder Dich zu beunruhigen, das in einer halben Stunde aufhören wird. Außerdem ist es für Dich selbst kein Schaden, daß ich nachher hier sein werde.

—Warum das?

—Weil die, welche Du uns überliefern wirst, zu dreien sind, und weil, wenn Du allein gegen drei wärest, Du einen schlimmen Augenblick zubringen könntest. Diese Männer sind tapfer, und werden sich wahrscheinlich nicht verhaften lassen, ohne sich zu vertheidigen.

—Und die Soldaten, welche Du auf den Treppen aufgestellt hast?

—Gerade deshalb, sagte Julius, wenn die Soldaten eintreten werden, können die Drei, indem sie einsehen, daß Du sie verrathen hast, über Dich herfallen, um sich wenigstens zu rächen, wenn sie sich nicht retten können. Du siehst wohl, daß es nicht unnöthig ist, daß Du Jemand bei Dir hast.

—Und wenn Du getroffen wirst, indem Du mich vertheidigst?

—O! sagte Julius in einem seltsamen Tone, ich habe das Opfer meines Lebens gebracht, als ich hier eintrat.

Der feste Ton, in welchem Julius diese Worte ausgesprochen hatte, machte, daß Samuel ihn starr anblickte.

Aber Julius Gesicht hatte seine ganze gewöhnliche Gleichgültigkeit.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens.

Samuel stand auf und begann auf und ab zu gehen.

—Wie viel Zeit haben wir noch zu warten? fragte Julius.

—Noch eine Viertelstunde, antwortete Samuel.

—In diesem Falle ist es Zeit, sagte Julius, daß ich meinen stärkenden Trank nehme.

—Ah! . . . äußerte Samuel, der sich unterbrach.

—Ich fühle mich ermüdet, fuhr Julius fort. Und ich bedarf Kräfte für den Auftritt, der sich hier zutragen wird. Du hast mir gesagt, daß dieser stärkende Trank augenblicklich wirke, und daß es besser sei, ihn erst im letzten Augenblicke zu nehmen. Wir sind an dem letzten Augenblicke. Gib ihn mir.

— Du willst es? sagte Samuel mit stockender Stimme.

— Ei! ohne Zweifel! will ich es! da ist der Augenblick, in welchem ich Kraft nöthig haben werde. Nun denn, schenke diesen Trank in dieses Glas ein.

Und indem er sprach, heftete er die Augen auf Samuel.

Dieser rührte sich nicht.

— So schenk doch ein, begann der Graf von Eberbach von Neuem.

Samuel nahm nun die Flasche und entpfropfte sie.

Die Hand zitterte ihm leicht.

Julius erhob das Glas, und reichte es mit Ruhe hin.

Samuel schenkte ohngefähr die Hälfte der Flasche ein.

— Warum schenkst Du nicht Alles ein? fragte ihn Julius.

— O! die Hälfte ist genug.

— Schenke Alles ein, sage ich Dir, antwortete Julius

— Es sei, sagte Samuel, dessen Hand wieder von einem unmerklichen Zittern ergriffen wurde.

— Man könnte fast sagen, daß Du beunruhigt wärest. Ist der Trank etwa gefährlich?

Samuel erbleichte.

— Gefährlich? sagte er. Welcher Einfall!

— O! beruhige Dich, erwiderte Julius. Glaube nicht, daß ich Dich beargwöhne. Ich will nur sagen, daß ein Trank uns zuweilen späterhin die Kraft bezahlen läßt, die er uns für einen Augenblick verleiht. Wenn Du mir

auch einen Trank dieser Art bereitet hättest, so würde ich Dir doch darüber nicht bös sein, im Gegentheile. Wenn ich nur für eine Stunde lang die Energie habe, welche mir nothwendig ist, was kümmert mich nachher das Uebrige? Du weißt, daß ich nicht ungeheuer viel auf das Leben halte. In diesem Sinne frage ich Dich, ob dieser Trank gefährlich ist.

— Er ist durchaus unschädlich, antwortete Samuel, der Zeit gehabt hatte, sich zu beherrschen. Er hat keine andere Wirkung, als denen wieder Kraft zu geben, welche krank sind, und die derer zu erhöhen, welche gesund sind.

— Ah! er erhöht die Kraft derer, welche gesund sind? wiederholte Julius mit einer wunderlichen Miene.

— Ja, beharrte Samuel zu sagen.

— Gut.

Julius setzte das Glas an seine Lippen. Aber er tauchte sie nur darein.

— Dieser Trank hat nicht denselben Geschmack als der andere, sagte er.

— Nein, erwiderte Samuel. Ich habe ihn geändert, dieser ist kräftiger.

— Mein armer Samuel, begann Julius wieder, zuverlässig, Du hast irgend Etwas. Du hast nicht Deine gewöhnliche Kaltblütigkeit.

— Ich? sagte Samuel.

— Ich begreife Deine Unbehaglichkeit, fuhr der Graf von Eberbach fort. In dem Augenblicke, wo Du im Begriffe stehst, die zu überliefern, deren Mitschuldiger Du

gewesen bist, seitdem Du auf der Welt bist, ist es ganz natürlich, daß Du nicht vollkommen ruhig bist.

—In der That, sagte Samuel, erfreut, daß Julius seine Verwirrung auf diese Weise erklärte. Ich gestehe Dir, daß es einen bei weitem größeren Eindruck auf mich macht, den Tugendbund zu überliefern, als ich geglaubt hätte.

—Entschuldige Dich, nicht, Samuel. Das ist ganz natürlich. Du hast darum nur um so mehr Verdienst, diesen Gewissenszweifel zu überwinden, und das Opfer, welches Du der preussischen Regierung und dem monarchischen Prinzip bringst, ist dadurch nur um so größer und um so belohnungswürdiger. Aber, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, die Belohnung wird der That gleich sein. Wenigstens werde ich dafür Alles thun, was von mir abhängen wird, Samuel, Du kannst darauf rechnen.

Samuel dankte nicht. Es schien ihm, daß Julius Worte eine Absicht des Spottes enthielten.

Julius fuhr fort:

—Aber Du selbst wirst sogleich alle Deine Kraft, gleich mir, nöthig haben. Die Gemüthsbewegung, welche Du empfindest, so rechtmäßig und so ehrenvoll sie auch ist, würde uns allen beiden hinderlich sein, wenn wir uns zu vertheidigen hätten. Für mich, wo nicht für Dich, ist es durchaus nothwendig, daß sie verschwindet. Nun aber erhöht, nach dem, was Du mir so eben gesagt hast, dieser Trank die Kraft derer, welche gesund sind . . . .

—Nun denn! unterbrach ihn Samuel, der sich mit Gewalt zusammen nahm, um seine Aufregung zu verbergen.

—Nun denn! mein lieber Samuel, ich glaube, daß Du gut thun würdest, die Hälfte davon zu trinken.

Samuel blickte ihn bestürzt an.

—Ohne Umstände, Samuel, jedem sein Antheil, und laß uns mit einander auf eine Gesundheit trinken, die uns allen beiden theuer ist, auf die Gesundheit Friedrickens!

—Aber, wandte Samuel ein, Du sagtest, daß Du nicht zu viel an dem Ganzen hättest?

—Und Du, Du sagtest, daß ich an der Hälfte genug hätte.

—Bah! sagte Samuel, mein Augenblick der Gemüthsbewegung ist vorüber. Und dann, sei ohne Sorgen, wenn die Drei hier sein werden, so werde ich nicht nöthig haben, etwas zu trinken, um meine ganze Energie zu haben. Wenn ich der Gefahr gegenüber stehe, so findet sie mich bereit und fest, ich stehe Dir dafür.

—Du schlägst es aus? sagte Julius kaltblütig.

Samuel blickte nun seinerseits Julius fest an.

—Ah so, sagte er, solltest Du mir etwa auch nicht trauen?

—Vielleicht! . . . antwortete Julius zum dritten Male.

Samuel richtete sich wieder auf.

Julius stand auf, und es entstand eine Sekunde, in welcher ihre Blicke sich kreuzten und wie zwei Degen funkelten. . . . . .

Hierauf ergriff Samuel plötzlich, sei es nun, daß sein finsterer und mächtiger Charakter dieser Herausforderung

gegenüber wieder die Oberhand bekommen, oder sei es, daß Julius in seinem Argwohne Unrecht gehabt, oder daß Samuel einen plötzlichen Gedanken gehabt hatte, Samuel Gelb ergriff, indem er seinen Entschluß faßte, den Humpen und leerte ihn zur Hälfte.

Und er reichte Julius den Humpen.

—Jetzt ist es an Dir, sagte er. Du siehst Dein Verdacht! . . .

Julius nahm das Glas.

—Auf die Gesundheit Friedrickens, sagte er, und möge sie uns lange überleben!

Er trank den Humpen vollends aus.

In diesem Augenblicke erschallte ein Läuten der Glocke.

—Das sind unsere Leute, sagte Samuel. Sie sind pünktlich.

Fast sogleich ging die Thür der untern Treppe auf.

Zwei Männer traten ein, den Körper unter Mänteln, das Gesicht unter Masken verborgen.

XXII.

Der Todte bemächtigt sich des Lebendigen.

Es befanden sich um den Tisch herum nur drei Sessel, von denen der eine höher als die beiden anderen war.

Die beiden maskirten Männer setzten sich auf die niedrigen Sessel.

Sie schienen über Julius Anwesenheit nicht überrascht, obgleich Samuel sie nicht benachrichtigt hatte, daß er nicht allein sein würde.

Samuel blickte voll Besorgniß den dritten Sessel an.

—Sie sind nur zu zwei gekommen? fragte er. Ich hoffte, daß der Großmeister Sie begleiten würde. Wird er etwa nicht kommen?

—Eine wichtige Angelegenheit hat ihn abgehalten zu kommen, antwortete einer der beiden maskirten Männer. Aber wo wir sind, ist er. Sprich, wie als ob wir zu drei wären. Der Großmeister des Bundes, obgleich er

weder mein Begleiter, noch ich ist, wird Deine Worte und Deine Gedanken genau hören.

— Wohlan, sagte Julius, da dieser Sessel frei ist, so nehme ich ihn.

Und er setzte sich ruhig auf den höheren Sessel.

Samuel blickte ihn mit Bestürzung an. Er erwartete, daß die mächtigen und angesehenen Personen, welche an der Spitze des Bundes standen, sich über die Kühnheit dieses Unbekannten entrüsten würden, der es wagte, sich in ihrer Gegenwart und höher als sie zu setzen.

Aber die Häupter des Bundes bezeigten weder Unwillen noch Erstaunen, und, wie als ob Julius etwas sehr Natürliches gethan hätte, wandten sie sich nach Samuel um, und forderten ihn mit der Geberde auf zu sprechen.

Samuel zögerte.

Zuvörderst war das, was er zu sagen hatte, nicht wenig in Verlegenheit setzend. Von so festem Charakter man auch sein mag, so wird man doch kein Verräther, ohne daß irgend Etwas uns zurückhält, und ohne daß unsere Ehrlosigkeit uns vor den Ohren summt.

Dann war, da der Großmeister nicht da war, die Hauptsache der Angelegenheit verfehlt. Waren die Beiden, welche blieben, der Mühe des Verrathes werth?

Samuel hatte das Haupt des Tugendbundes versprochen; würde der Berliner Hof dieselbe Dankbarkeit haben, wenn er nur die beiden Arme überlieferte?

Aber was lag daran; sobald man einmal diese Beiden kennen, und in der Gewalt haben würde, so würde

man vielleicht durch sie zu dem dritten hinaufgehen können. Angenommen, daß sie fähig wären, Alles zu ertragen und weit eher Alles zu erdulden, als ihn zu nennen, so würde man wahrscheinlich bei ihnen oder in ihren Wohnungen Papiere finden, die ihn nennen, die die Verfassung und den Stamm des Tugendbundes angeben, die endlich die Hand der Regierung auf das Nest des Bundes legen würden.

Samuel entschloß sich daher zu handeln, wie als ob alle Drei gekommen wären.

—Nun denn! Samuel Gelb, begann der maskirte Mann wieder, welcher bereits gesprochen hatte, Du hast uns zu einer wichtigen Mittheilung zusammenberufen. Wir haben volles Vertrauen zu Dir, und wir sind gekommen. Jetzt erwarten wir, daß Du sprichst.

—Sie fragen mich nicht, wer dieser Mann ist? sagte Samuel, indem er den Grafen von Eberbach zeigte.

—Dieser Mann ist von Dir mitgebracht, antwortete der Sprecher. Wir setzen voraus, daß es Jemand ist, dessen Du sicher bist, und der für die Mittheilung nützlich ist, welche Du uns zu machen hast. Wenn Du ihn mitgebracht hast, so ist das augenscheinlich ein Beweis, daß er das hören kann, was Du uns sagen wirst. Sprich also.

—Hier ist es, sagte Samuel. Aber erlauben Sie vor Allem eine nothwendige Frage: Welches sind Ihre neuen Pläne seit der letzten Revolution in Frankreich?

Der maskirte Mann schüttelte zum Zeichen der Verneinung den Kopf.

—Wir sind hier, um zu hören, erwiderte er, und

nicht um zu antworten. Wir haben weder das Recht, noch den Willen Dich zu unterrichten.

Samuel biß sich auf die Lippen. Er sah, was in der Wirklichkeit dieses volle Vertrauen war, welches die Häupter des Bundes so eben zu ihm zu haben behauptet hatten.

Nun denn! um so besser! Diese Beleidigung nahm ihm seine letzte Bedenklichkeit. Es bestätigte einmal mehr, was er von Leuten zu hoffen hätte, die ihn nach dreißig Jahren der Ergebenheit, der Dienste und der Bemühungen mit dieser Verachtung behandelten.

— Sie irren sich über meine Frage, erwiderte er. Es geht nicht in die Anmaßungen eines geringen und armen Dieners ein, die Pläne der geheimnißvollen und unzugänglichen Herren zu durchschauen, welche uns leiten. Ich frage Sie nicht weder über Ihre Pläne, noch über den Weg, den Sie einzuschlagen gedenken. Ich möchte nur wissen, ob Sie das Ziel nicht geändert haben, ob Sie Ihr Werk fortsetzen, ob Sie nicht auf die Unabhängigkeit verzichtet haben. Meine Neugierde beschränkt sich darauf, zu erfahren, ob der Tugendbund immer noch besteht.

— Warum sollte er nicht mehr bestehen? erwiderte der maskirte Mann mit erstaunter Stimme.

— Sie sind immer noch für die Freiheit gegen die Regierung, für die Völker gegen die Könige?

— Immer noch.

— Und der Ausgang der Julitage, die Beseitigung der Demokratie durch die Bürgerschaft, die Mißgeburt die-

ser schmerzlichen und schrecklichen Entbindung einer Nation, alles das hat Sie nicht entmuthigt?

— Die Zeit ist der Einschlag des revolutionären Werkes. Das Volk ist geduldig, weil es immer des folgenden Tages gewiß ist.

—Das Volk ist ewig, sagte Samuel Gelb, aber jeder von uns ist sterblich, und hat dem zu Folge das Recht, an die Gegenwart zu denken. Nun aber ist die Entwickelung der Julirevolution ein hinlänglich deutlicher Beweis, daß die Democratie in diesem Augenblicke nicht das ist, was Aussicht hat, die Welt zu besitzen. Wenn man daher nicht jede Persönlichkeit verleugnet, und nur in der Menschheit und in der Zukunft lebt, so ist es erlaubt zu suchen, ob es nicht einen anderen Weg gibt, der uns unmittelbarer zu der Gewalt führte.

—Erkläre Dich deutlicher, Samuel Gelb, antwortete der maskirte Mann mit einer Stimme, in welcher der Unwille bereits an die Stelle der Ueberraschung trat.

— Demnach also, erwiderte Samuel, Trotz des Resultates der drei Julitage von Paris, trotz des Einsturzes der Republik, trotz der Proclamation Ludwig Philipps I. als König der Franzosen, beharren Sie?

—Ja.

—Nichts ist in Ihren Ansichten geändert, Nichts wird in Ihren Handlungen geändert werden?

— Nichts.

— Wohlan! ich, der ich nicht wie Sie bin, und der ich nicht die Albernheit habe, die Erfahrung nicht zu berücksichtigen, ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen zu sagen,

und ich sage Ihnen, daß Sie auf Ihre Ansichten verzichten, oder daß ich mich Ihren Handlungen widersetzen werde.

—Du?

—Ja, ich. Ich, Samuel Gelb, ein geringes Mitglied des Bundes, dessen unumschränkte Herren Sie sind, der geringe Diener Ihres allerhöchsten Willens, das verächtliche Werkzeug, das Sie niemals von dem Boden aufzuraffen gewürdigt haben, ich, den Sie niemals gezählt haben, ich richte mich vor Ihnen auf, allmächtige Herren und Fürsten, und aus meiner eigenen Machtvollkommenheit löse ich den Tugendbund auf.

Er sprach stehend, stolz, hochmüthig, schrecklich.

Die beiden maskirten Männer zuckten die Achseln.

—Sie zucken die Achseln? begann Samuel wieder. Sie glauben nicht an meine Worte? Sie, vor denen Alles zittert, sind nicht daran gewöhnt, daß man es wagt, auf diese Weise mit Ihnen zu sprechen? Sie bemitleiden den armen närrischen Samuel Gelb, der den Wahnsinn hat, sich allein an einer so furchtbaren Verbindung zu vergreifen? Es sind Zweikämpfe, die ich nöthig habe. Ich fordere den ganzen Tugendbund heraus, und um anzufangen, bemächtige ich mich seiner Häupter und werde sie nicht loslassen.

Und indem er sich an den Grafen von Eberbach wandte, sagte er:

—Julius, gib das Signal.

Julius stand auf, und drehte einen eisernen, in der Mauer befestigten Ring.

Samuel zog zwei Pistolen aus seiner Tasche, und indem er in jeder Hand eine hielt, sagte er zu den Häuptern des Tugendbundes:

—Leisten Sie Widerstand, wenn Sie wollen, meine Herren. Aber ich benachrichtige Sie, brüderlicher Weise, daß ich ein ziemlich richtiges Auge habe. Eine Bewegung, und Sie sind des Todes, statt daß, wenn Sie sich gutwillig ergeben, man mir Ihr Leben versprochen hat. Ein letztes Mal, Sie wollen nicht auf Ihre Ansichten verzichten?

—Unsinniger! sagten die beiden maskirten Männer ohne sich zu rühren und ohne weder einen Schritt zu thun, noch eine Bewegung zu machen, um sich zu vertheidigen.

—In diesem Falle schreiben Sie nur sich das zu, was sich ereignen wird.

—Was kann sich ereignen? antwortete der eine der beiden maskirten Männer. Angenommen, daß der Versuch gelänge, so könnte es uns begegnen, Märthyrer, und Dir ein Verräther zu sein. Aber welchen Schaden meinst Du, daß das der Freiheit brächte?

—Das wird immerhin Ihrer Freiheit nicht gut thun. Sie werden Ihr Leben lang über die Freiheit hinter den Mauern der Citadelle von Mainz nachdenken.

In diesem Augenblicke ging die Thür der oberen Treppe auf.

Sechs bewaffnete Männer traten ein. Der letztere verschloß die Thür wieder hinter sich.

Die beiden Häupter des Bundes rührten sich nicht und standen nicht auf.

—Meine Freunde, rief Samuel aus, indem er die

beiden Häupter bezeichnete, bemächtigt Euch dieser beiden Verschwörer.

Nicht einer der sechs Männer that einen Schritt.

Der, welcher sie anführte, wandte sich nach Julius Seite, und befragte ihn mit dem Blicke.

— Das ist richtig, sagte Samuel; der Graf von Eberbach hat hier zu befehlen, und Ihr dürft nur ihm gehorchen. Sprich, Julius, und sag ihnen zu verhaften . . .

Julius stand auf, und indem er auf Samuel mit dem Finger deutete, sagte er zu den sechs Männern:

— Verhaftet diesen Elenden!

Samuel legte die Hand an seine Stirn, indem er sich fragte ob er träume.

Julius fuhr fort:

— Für den Augenblick haltet ihn nur fest, und verhindert ihn, daß er nicht entwischt. Wir müssen zuvor über sein Schicksal entscheiden.

Er wandte sich nach den beiden Häuptern um:

— Meine Herren, sagte er, wir können ganz offen sprechen; diese sechs Männer gehören zu den unsrigen. Es liegt wenig daran, daß sie mein Gesicht sehen und daß sie wissen, daß ich der Großmeister bin . . .

— Der Großmeister! rief Samuel versteinert aus.

— Bei Gott, ja, ich bin es. Das erklärt Dir den Sessel, den ich genommen habe, und die vollkommene Ruhe dieser Herren bei Deinen Drohungen. Aber wir werden darüber sogleich sprechen. Für den Augenblick, meine Herren, stand ich im Begriffe, zu sagen, daß es hinlänglich

wäre, daß man Sie, weder den Einen noch den Andern, erkennen könnte. Was mich anbetrifft, so kann man ohne Nachtheil wissen, daß ich heute der Großmeister bin, denn ich werde es morgen nicht mehr sein.

Die beiden maskirten Männer machten eine Geberde des Erstaunens.

— Das ist mein Geheimniß, fuhr der Graf von Eberbach fort. Jetzt richten Sie diesen Mann. Er hat also Sie und uns verrathen wollen. Aber er hat sich in seiner eigenen Falle gefangen, er ist auf frischer That ertappt worden. Wir haben also nur noch das Urtheil auszusprechen. Zu welcher Strafe verurtheilen Sie Samuel Gelb?

— Zum Tode, antworteten die beiden Häupter einstimmig.

— Gut. Ich übernehme die Vollstreckung des Urtheils. Und, sein Sie unbesorgt, die Strafe wird nicht auf sich warten lassen. Gehen Sie, meine Herren.

Samuel wohnte dem Allem bestürzt und vernichtet bei, indem er wie in einem Traume seinen Augen und seinen Ohren zu glauben zögerte.

Die beiden Häupter entfernten sich.

Der Graf von Eberbach wandte sich an die bewaffneten Männer.

— Sie werden mich mit diesem Verräther allein lassen, sagte er. Wie viel sind Sie Ihrer auf der oberen Treppe? fügte er hinzu, indem er den befragte, welcher sie anführte.

— Zwölf im Ganzen.

— Und auf der unteren Treppe?

— Gleichfalls zwölf.

— Sie erinnern sich genau meiner Vorschriften?

— Ja, gnädiger Herr. Jeder, der es versuchen sollte, sich ohne das Losungswort zu entfernen, auf der Stelle erdolcht.

— Es ist gut. Gehen Sie! und daß Niemand hier eintritt, unter welchem Vorwande es auch sein möge, selbst wenn die Glocke wieder läuten sollte.

— Niemand wird eintreten, gnädiger Herr.

— Gehen Sie.

Die sechs Männer entfernten sich, und Samuel blieb mit Julius allein.

XXIII.

Abel und Kain.

Beim diesem neuen Einsturze seines Schicksales blieb Samuel regungslos. Er ging durch das unter, was er gethan hatte, um sich zu erheben. Er hatte sich selbst ins Verderben gestürzt.

Da, wo er seine Größe vorbereitet hatte, fand er seinen Untergang.

Und dieser Julius, den er so sehr verachtet, in welchem er nur ein leidendes und träges Werkzeug gesehen hatte, dieser Schein von einem Menschen, diese Pflanze ohne Seele, dieser Julius richtete sich im letzten Augenblicke wieder auf und nahm die Stelle ein, von welcher Samuel sein ganzes Leben lang geträumt hatte!

Julius, Großmeister des Tugendbundes! Diese Offenbarung vernichtete Samuel Gelb.

Samuel fand kein Wort.

Aber plötzlich entriß er sich dieser Erstarrung.

Es handelte sich nicht darum, in der Unthätigkeit zu erschlaffen. Er würde Zeit haben, späterhin nach seinem Gefallen zu erstaunen. Für den Augenblick war das Wesentliche: nicht in diesem Gewölbe wie eine Maus in der Mäusefalle zu sterben.

Er blickte Julius an.

Julius hatte das Ansehen, ihn vergessen zu haben, und an andere Dinge zu denken. Eine unendliche Gleichgültigkeit zeigte sich auf seinem Gesichte.

Das war entweder die Machtlosigkeit der Schwäche, oder die Gefühllosigkeit des gefaßten Entschlusses.

Aber seit der außerordentlichen Offenbarung von so eben glaubte Samuel nicht mehr leicht an Julius Schwäche.

Worin konnte indessen Julius Plan bestehen? Er hatte die Männer fortgeschickt, welche ihm Hülfe mit bewaffneter Hand hätten leisten können. Daß er allein mit einen starken und kräftigen Gegner, wie Samuel, fertig zu werden hoffte, das war unmöglich. Wie gedachte er denn das den beiden Häuptern gegebene Versprechen zu halten, die Vollstreckung der Strafe zu übernehmen?

Samuel versuchte ihn zu erforschen.

—Demnach also warst Du der Großmeister des Tugendbundes? sagte er zu ihm.

— Wie Du siehst, antwortete Julius kaltblütig.

—Du warst der maskirte Mann, der ohne ein Wort zu sagen, unseren Versammlungen in Paris beiwohnte?

—Ich war es.

—Du hast mich also verrathen?

—Du glaubst, Verräther?

—O! verzeih, Du hast auch Deinen König verrathen, der die Gutmüthigkeit hatte, Dich für seinen Gesandten in Frankreich zu halten.

—Hast Du vergessen, sagte Julius, daß bei dem Eintritte in den Tugendbund jedes Mitglied den Schwur leistet, alle die Stellungen und alle die Grade anzunehmen, welche dem Bunde dienen können?

—Wir werden darüber späterhin von Neuem sprechen. Aber in diesem Augenblicke hast Du eine Stellung angenommen, in welcher Du dem Bunde weniger nützen, als Dir selbst schaden könntest. Du hättest besser gethan, eine leichtere, wo nicht ehrenvollere Stellung zu wählen, als den Grad des Scharfrichters.

—Warum das?

—Weil wir Beiden allein sind, und ich der Stärkere bin.

—Ohne zu rechnen, daß Du zwei Pistolen hast, und ich keine Waffen habe, fügte Julius ruhig hinzu.

—Du bist es, der es sagt, fuhr Samuel fort. Wenn es einen von uns Beiden gibt, der den andern tödtet, so ist aus diesen beiden Gründen einige Aussicht vorhanden, daß ich es bin, der der Eine ist.

—Ich fordere Dich dazu heraus, mich zu tödten, antwortete Julius ohne außer Fassung zu kommen.

—Du hast nicht nöthig, mich dazu herauszufordern.

—Ich glaube doch. Was würde aus Dir werden, wenn ich todt bin?

—Ich würde fortgehen.

— Zuvörderst, hast Du das Losungswort nicht.

— Ich habe zwei Pistolen.

— Gegen zwölf Mann, welche Gewehre und Degen haben, ist das sehr wenig. Und dann müßtest Du damit anfangen, von hier hinauszugehen, und Du hast den Schlüssel nicht.

— Du vergißt, Julius, daß ich diesen unterirdischen Bau aufgeführt habe, und daß ich das Geheimniß kenne.

— Versuche es.

Samuel ging an die Feder, der nach Oben gehenden Thür und drückte die Hand darauf.

Die Feder rührte sich nicht.

Er ging an den Knopf der anderen Thür, und drückte nochmals und dieses Mal sehr kräftig darauf, denn er fing an besorgt zu werden.

Alle seine Anstrengungen waren vergebens.

— Verflucht! rief er aus.

— Du siehst, sagte Julius, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind. Ich habe die Federn zerbrechen lassen. Du mußt Dich darein ergeben, hier zu bleiben.

— Aber ich werde rufen, sagte Samuel.

— Du weißt, daß die Stimme nicht durch diese Mauern dringt. Was die Glocke anbelangt, so hast Du mich demjenigen, der unsere Freunde anführte, den Befehl geben hören, unter keinem Vorwande, selbst nicht bei dem Läuten der Glocke zu kommen.

— Aber ich werde es in Brand stecken?

— Ein Zimmer von Granit in Brand stecken? Geh doch, mein armer Samuel, Du verlierst den Verstand.

—Wohlan! sagte Samuel plötzlich, indem er eine Pistole auf Julius anschlug, ich werde sterben, aber Du wirst auch sterben.

—Es sei, sagte Julius, der keine Miene verzog.

—Am Ende, laß hören, versuchte Samuel nochmals, indem er die Pistole senkte, welches Interesse hast Du, mein Leben um den Preis des Deinigen zu erkaufen? denn Du hast nicht die Treuherzigkeit zu hoffen, daß, wenn Du mich hier nicht herausläßt, ich Dich selbst hier herauslassen würde. Bevor ich sterbe, werde ich Dich tödten. Ich bin stärker als Du, ich bin bewaffnet; was gedenkst Du zu thun?

—Nichts!

—Sag an, Julius, keinen Scherz. Spiele nicht mit dem Tode. Du kannst nur mit mir hier heraus. Nun denn, rette Dich, indem Du mich rettest.

—Ich habe keine Lust, mich zu retten.

Plötzlich kehrte ein schrecklicher Gedanke, den er Zeit gehabt hatte bei diesem Zusammenstürzen des Schicksales zu vergessen, in Samuels Gedächtniß zurück.

Er zog seine Uhr und sah nach der Stunde.

—Geschwind, sagte er, laß uns hinausgehen. Julius, Du weißt nicht, Du glaubst Zeit zu haben zu zögern und zu überlegen. Aber jede Minute, welche verfließt, ist ein Jahr, das Du von unserem Leben abschneidest. Geschwind! laß uns von hier fortgehen. In einigen Minuten würde es zu spät sein.

—Warum denn? fragte der Graf von Eberbach.

—Ich muß Dir Alles sagen. Es ist nicht der Mo-

ment der Bedenklichkeiten. Julius, Du weißt nicht, was dieses Stärkungsmittel war, das Du getrunken hast, und das Du mich hast trinken lassen.

— Dieses Stärkungsmittel?

— Es war Gift!

Julius zuckte die Achseln.

— Gift? wiederholte er. Geh doch, Du willst Spaß machen.

— Ich scherze nicht, antwortete Samuel. Ich beschwöre Dich darum, laß uns gehen. Ich allein kenne das Gegengift. Wir haben gerade Zeit dazu. Ich werde Dich retten, aber laß uns eilen, es ist keine Sekunde zu verlieren.

Julius setzte sich.

— Du hörst mich also nicht? rief Samuel aus. Ich sage Dir, daß das, was wir getrunken haben, Gift war.

— Bah! antwortete Julius nachlässig. Würdest Du etwa davon getrunken haben, wenn es Gift war?

— Dieses Gift wirkt erst nach anderthalb Stunden. Ich hatte Zeit, die Häupter verhaften zu lassen und das Gegengift zu trinken. Ich lief keine Gefahr. Aber jetzt ist mehr als eine Stunde verflossen. Um Zeit zu haben, das zuzubereiten, was nöthig ist, haben wir keine Minute zu viel. Ich schwöre Dir, daß es Gift war.

— Wirklich?

— Bei der Seele Friedrickens.

— Nun denn! sagte Julius ruhig, ich wußte es.

— Du wußtest, daß dieses Stärkungsmittel Gift war?

— Bei Gott! warum würde ich Dich sonst davon haen trinken lassen?

—Er wußte es!

Dieses Wort änderte die ganze Haltung Samuel Gelbs.

Eine Minute der Ueberlegung, und er war ein anderer Mensch.

Wenn Julius Gift getrunken hatte, indem er wußte, daß es Gift war, mußte er das ganze Opfer seines Lebens gebracht haben. Es war also keine Möglichkeit, zu hoffen, ihn weder durch Drohungen, noch durch Bitten zu bestimmen.

Es war ein seit der Abreise von Paris, vielleicht früher im Voraus beschlossener Plan.

Nun denn! da es keine Möglichkeit mehr gab zu leben, da es nicht mehr von Samuel abhing nicht zu sterben, so hing es wenigstens von ihm ab, nicht feige zu sterben.

Würde er, Samuel Gelb, weniger entschlossen und weniger tapfer sein, als dieser schwache und unentschlossene Julius?

Er warf plötzlich seine Pistolen zu Boden und begann zu lächeln.

—Es war also eine angeordnete Sache? sagte er. Du hast mich mit diesem Gedanken im Kopfe von Paris hierhergeführt? Wir werden mit einander sterben? Du hast das berechnet?

—In der That.

—Beim Teufel! ich mache Dir mein Compliment darüber. Der Gedanke ist meiner würdig, und ich beneide Dich um denselben. So möge er denn in Erfüllung gehen! Ich wäre untröstlich, durch meine Schuld einen Plan schei-

tern zu lassen, den ich bewundere. Du siehst, daß ich meine Pistolen abgelegt habe, und daß ich nicht mehr zu entfliehen suche. Nein, gewiß nicht, ich bin im Gegentheil entzückt, auf diese merkwürdige Weise zu endigen.

Weißt Du, daß wir hier die Entwickelung der Thebaide spielen, in welcher die beiden feindlichen Brüder sich einander aufspießen? Denn, Du weißt es nicht, wir sind Brüder. Dein Vater hatte es Dir aus Vorsicht nicht gesagt, aus Furcht, daß die Bande des Blutes Dich noch mehr an mich fesseln möchten, und ich hatte es Dir aus Geringschätzung verschwiegen, indem ich meinen Einfluß auf Dich nichts anderem als meinem Verstande verdanken wollte.

Aber jetzt kann ich Dir dieses schaudervolle Geheimniß, wie man in den Trauerspielen sagt, offenbaren: Ich habe die Ehre, der Barstard Deines Herrn Vaters zu sein.

Eine Wolke trat vor Julius Stirn, aber er dachte an Friedricken und er sagte:

—Gleichviel! es muß sein.

—Es muß um so mehr sein! rief Samuel aus. Das ist es, was die Hauptannehmlichkeit der Lage ausmacht. Der Mord erhöht sich hier durch den Brudermord. Eteocles und Polynices! Kain und Abel! Nur ist es dieses Mal der sanfte Abel, der den grausamen Kain ermordet. Und ich verachtete Dich! Verzeihe mir. Du ermordest mich, ich gebe Dir meine Achtung zurück.

Julius antwortete nicht.

—Du bist ganz ernst? fuhr Samuel fort. Beun-

ruhigt etwa das, was Du thust, Dein Gewissen? oder bist Du es etwa überdrüssig zu sterben? Ich, siehst Du, ich habe in dem ersten Augenblicke gekämpft, und ich habe Unrecht gehabt. Das Leben ist nichts durch sich selbst. Nun aber vermöchte ich jetzt, selbst wenn ich Hundert Jahre leben sollte, nichts mehr zu thun. Für den Tugendbund wäre ich ein Verräther; er würde mich fortjagen. Da ich nicht mehr in ihm zugelassen wäre, würde ich ihn nicht einmal mehr verkaufen können. Es ist also nichts mehr zu thun, weder auf der Seite der Freiheit, noch auf der Seite der Monarchie. Von nun an wäre das Dasein für mich nur noch eine gänzlich nutzlose Last, und Du erzeigst mir einen Dienst, indem Du mich seiner entledigst. Ich danke Dir. Ich habe bereits ein Mal bei einem für mich bei weitem weniger schrecklichen Sturze den Selbstmord versucht. Ein Wunder hat das in meiner Hand bereits aufgehobene Rasirmesser zurückgehalten. Glücklicher Weise gibt es nicht alle Tage Wunder. Hier wird uns Niemand stören und man wird uns ruhig sterben lassen.

Er blickte die Lampe an.

—Wir haben noch eine Stunde zu leben, ohngefähr eben so viel als diese Lampe. Wir werden zu gleicher Zeit als sie erlöschen. — Aber sei unbesorgt, ich habe dieses Gift selbst zusammengesetzt, Du wirst zufrieden damit sein. Mit ihm gibt es keine Leiden, keinen Todeskampf, kein gemeines Erbrechen. Man hat bis zu der letzten Minute seinen ganzen Verstand. Ein wenig Wärme in den Eingeweiden, ein wenig Ueberreizung im Gehirn, und dann

sinkt man plötzlich zu Boden, und Alles ist vorbei. Stelle Dir vor, daß Du an einem Blitzstrahle stirbst. Wenn es jenseits der unsrigen eine andere Welt gibt, so wirst Du mir danken. Wir haben uns also um keine Vorbereitungen zu bekümmern. Unser Tod wird ganz von selbst kommen. Es bleibt uns eine Stunde übrig, laß uns plaudern.

Und indem er sich setzte, stützte er seine Ellbogen auf den Tisch, und schlug mit der sorglosesten Miene von der Welt die Beine übereinander, wie als ob er in einem Salon von Paris gewesen wäre.

—Laß uns plaudern, es sei, erwiderte Julius.

—Ah so, sagte Samuel, Du zerstörst uns alle beide, und ich wünsche Dir aufrichtig Glück dazu. Aber wäre es eine Unbescheidenheit, Dich um den Grund dieser eleganten Tödterei zu fragen?

—Ich habe zwei Gründe: ich räche die, deren Unglück Du gemacht hast, und ich schütze die, deren Glück Du verhindertest.

—Wen rächst Du?

—Christianen und mich.

—Christianen?

—Ich weiß Alles. Ich weiß den schändlichen Handel, den Du der armen Mutter auferlegt hast, welche die Heilung ihres Kindes von Dir verlangte. Ich weiß, Elender, daß Du das Mittel gefunden hast, eine Frau mit ihrer Reinheit selbst zu besudeln, und daß Du ihr einen Gewissensbiß aus der Mutterliebe gemacht hast.

—Wer hat Dir das vorgefaselt?

—Jemand, den Du nicht wagen wirst Lügen zu strafen: Christiane.

—Christiane lebt! rief Samuel aufspringend aus.

—Es ist Olympia.

—Und ich habe sie nicht erkannt! Ah! Du thust wohl, mich zu tödten, Julius, mit diesem Gewissensbisse würde ich nicht haben leben können.

—Ja, Christiane lebt, und sie hat mir Alles gesagt. Und begreifst Du jetzt, was ich zu rächen habe? Meine gemarterte, verzweifelte, darauf beschränkte Frau, sich das Leben zu nehmen, und nachdem ein Wunder sie gerettet hatte, darauf beschränkt, sich vor Scham zu verbergen, mich zu vermeiden, ihr Leben in der Einsamkeit und in Thränen zuzubringen; mein verwaistes und leeres Haus, mein ganzes gestürztes, zu Grunde gerichtetes verlorenes Dasein, das ist es, was ich bestrafe; das ist die Schuld, die Du mir zu bezahlen hast; das sind die zwanzig Jahre der Trauer und des Elendes, welche, gestehe es, die sechszig Minuten nicht ausgleichen werden, welche Du darauf verwenden wirst, zu sterben!

—Nicht einmal mehr sechszig, unterbrach ihn Samuel Gelb. Ich habe das Bedauern, Dir zu sagen, daß die Stunde heranrückt, während wir uns diesem brüderlichen Gespräche hingeben, und daß ich, um Dir meine Schuld zu bezahlen, nur noch vierzig Minuten besitze.

—Aber, begann er wieder, Du sagtest, daß Du mich nicht allein aus Rache umbrächtest, daß es auch eine Vor-

sichtsmaßregel wäre. Du hast mir gesagt, was Du rächtest; sage mir auch, wen Du beschützest.

—Wen ich beschütze? Friedricken und Lothario.

—Lothario lebt gleichfalls! rief Samuel aus, der sich nicht enthalten konnte, auf seinem Stuhle zu erbeben.

XXIV.

Zwei Todte.

Samuel Gelb, der muthlos geworden war, konnte nur folgende Worte antworten: Lothario lebt! Lothario lebt!

— Ja, sagte Julius, und er wird Friedricken heirathen. Deshalb sterbe ich mit Dir, ich muß sterben, damit Lothario Friedricken heirathen kann; Du mußt sterben, damit Du sie ihm nicht streitig machen kannst.

— Lothario lebt! wiederholte Samuel nochmals, indem er von seiner Bestürzung nicht wieder zu sich zu kommen vermochte, — und er wird Friedricken heirathen! Ah! Alles, was ich versucht habe, ist mir also in den Händen fehl geschlagen! Es ist mir eben so wenig gegen ein Kind gelungen, als gegen den Kaiser Napoleon! Lothario Friedricken heirathen! armseliger Machtloser, der ich bin! wie, ich, Samuel Gelb, ich habe alle Mittel meines Verstandes

berechnet, ich habe eine Falle errichtet, über die ich einen Monat lang nachgedacht habe, ich habe diesen schwachen und vertrauenden jungen Mann hineingestoßen, und . . .

—Und Du bist hineingefallen, erwiderte Julius. Nein, Samuel, Du bist nicht machtlos, der Mensch ist es. Du hast Gott entbehren wollen. Du hast aus Deinem Willen Deine einzige Vorsehung gemacht. Du hast nur an Deinen Stolz geglaubt. Nun hat Gott alle Deine Pläne gegen Dich gewendet. Wo Du den Hafen sahest, hat er die Klippe hingelegt. Ich, den Du verachtetest, weil ich nicht die Anmaßung hatte, meinen Willen an die Stelle der Gesetze der Vorsehung treten zu lassen, weil ich Gott walten ließ, ich habe Alles das gefunden, was Du gesucht hast. Ich bin Großmeister des Tugendbundes geworden. Und in diesem Augenblicke stehen wir einander gegenüber, ich, der Schwache, Du, der Starke; wer hält und beherrscht den Andern, sag? Glaubst Du noch an den allmächtigen Menschen, den einzigen Schöpfer des Himmels und der Erde? Sieh, wozu Du nach so vielen unerhörten und beharrlichen Bemühungen gelangt bist: die Revolution gegen Karl X. hat Ludwig Philipp den Thron gegeben; Dein Verrath gegen die Häupter des Tugendbundes hat ihnen Dein Leben gegeben; Deine Ränke gegen Lothario haben ihm Friedricken gegeben!

—Sprich mir davon nicht, rief Samuel voll Wuth aus. Sprich die Namen Friedricke und Lothario nicht aus. Sprich mir von Allem, ausgenommen davon.

—Ah! Du bist eifersüchtig?

—Lothario Friedricken heirathen! Nein, sag mir, daß

dem nicht so ist, daß er todt ist, daß Du ihm den Kopf zerschmettert hast, daß er im Sterben gelitten hat, daß es mir gelungen ist, ihn unglücklich zu machen . . .

— Es ist Dir gelungen, ihn ein wenig früher glücklich zu machen. Denn das Duell von Saint Denis gab die Veranlassung zu dem Schritte Christianens und zu dem Entschlusse, den ich gefaßt habe, uns alle beide, Dich und mich, von der Welt zu schaffen, um diesen beiden jungen Herzen Platz in der Sonne zu machen. Im Grunde müßten Friedricke und Lothario Dir dankbar sein, denn Du bist es, der sie verheirathet.

— Sie heirathen! sagte Samuel, indem er aufsprang. Und durch mich! Nein, das ist unmöglich! Ich will es nicht!

— Sie werden Deine Einwilligung wohl entbehren.

— O! das ist ja gräßlich! rief Samuel aus, indem er wie eine Hyäne in ihrem Käfig auf und abging. Zu wissen, daß die, welche man liebt, sich verheirathet, und im Gefängnisse zu sein, und zu wissen, daß man sterben wird!

— Du bist bestraft, sagte Julius. Du siehst jetzt das . . .

Er sprach nicht aus. Er legte plötzlich die Hand auf seine Brust, wie als ob er in ihr einen gewaltsamen Stich gefühlt hätte.

Sein Gesicht wurde ganz bleich.

— Schon! sagte er.

Samuel eilte herbei.

— Du siehst, daß ich Dich nicht hinterging, sagte er, und daß Du vergiftet bist. Nun denn, es ist vielleicht

noch Zeit. Willst Du, daß wir hinausgehen? Wir werden das Gegengift trinken, und ich werde Lothario tödten.

Julius antwortete nicht.

Nur stützte er sich, aus Furcht zu fallen, auf den Tisch.

—Ich bitte Dich, beharrte Samuel zu sagen. Ich will wohl sterben, aber ich will nicht, daß Lothario Friedricken heirathet. Komm, es ist noch Zeit; ich werde Dich retten, ich verspreche es Dir.

—Welches Glück! sagte Julius; Du hattest mir gesagt vierzig Minuten, aber meine geschwächte Constitution wird Gott sei Dank nicht so lange ausharren. Ich fühle, daß ich erlöst sein werde.

—Bei dem andern Leben, auf das Du hoffst, flehte Samuel, laß uns hinausgehen. Laß mich Lothario tödten; ich schwöre Dir, daß ich mir nachher das Leben nehmen werde.

Julius blickte ihn mit weit aufgesperrten Augen an, welche nicht zu sehen schienen.

Zu Augenblicken zog ein krampfhaftes Zucken über sein Gesicht.

—Komm, ich werde Dich retten.

In dem Augenblicke, wo Samuel diese Worte aussprach, sank Julius Kopf schwerfällig auf den Tisch.

Samuel streckte den Kopf vor, um ihn zurückzuhalten; aber die Erschütterung hatte das Gleichgewicht des Körpers gestört. Der Kopf sprang wieder auf, und Julius rollte bereits steif auf den Boden.

—Weibernatur! rief Samuel voll Verzweiflung aus.

Er hat keine zehn Minuten länger leben können! Einfältiger! Es ist zu spät.

Er setzte ein Knie auf den Boden, und hob Julius Kopf auf.

Julius schien eine ungeheure Anstrengung zu machen.

—Höre, sagte er.

—Was? äußerte Samuel.

—Sei nicht eifersüchtig, murmelte Julius mit Mühe, und indem er eine Pause zwischen jedem Worte machte ... Du bist genug bestraft ... Du konntest Friedricken nicht heirathen ... Sie ist Deine Tochter!

—Meine Tochter! rief Samuel bestürzt aus.

—Ja, Christiane ist ihre Mutter ... Lebe wohl ... Ich verzeihe Dir.

Julius schwieg. Der Athem erstarb auf seinen Lippen. Er war gestorben.

Samuel ließ den Kopf los, den er in seinen Händen hielt, und stand auf.

—Meine Tochter! dachte er. Friedricke ist meine Tochter!

Und seine ganze Seele war in diesen Gedanken versunken.

Er begann wieder ohne eine bestimmte Betrachtung, und gänzlich mit dieser so unerwarteten Offenbarung beschäftigt zu gehen.

—Friedricke! meine Tochter! wiederholte er. Ich hatte mich also über die Art meiner Liebe geirrt. Meine Tochter! meine Tochter!

Er sah auf seiner Uhr nach der Stunde.

— Noch zehn Minuten, sagte er.

Demnach also hatte er, die Selbstsucht, während siebzehn Jahren ein von ihm geborenes Wesen bei sich gehabt, das mehr er war, als er selbst, und in welchem er hätte leben und sich erneuern können. Wer weiß die Veränderung, welche vielleicht in seinem Herzen und in seinem Geiste ein solches Geheimniß hervorgebracht hätte, wenn er es gekannt hätte? Wer weiß, welche Wonne, welchen Trost seine Tochter in seinem Charakter und in seiner Bitterkeit hätte herbeiführen können? Wer weiß, welche Macht das seiner Energie hätte hinzufügen können, für einen andern zu arbeiten, und was seine Selbstsucht dadurch gewonnen hätte, sich aufzuopfern.

Und diese Verstärkung, die er an seiner Seite hatte, diese beständige Aufmunterung, diese Verdopplung des Eifers, seine Tochter — er hatte sie nicht gekannt. Ah! das war nicht seine geringste Strafe in dem Augenblicke, wo er sie nicht mehr hatte, zu erfahren, daß er eine Tochter gehabt hatte.

Und dennoch konnte er sich nicht enthalten, dem sonderbaren Zufalle zu danken, welcher, indem er auf diese Weise seine Tochter unter sein Dach versetzte, und sie ihn lieben ließ, sich dem widersetzt hatte, daß er ihr Gatte würde, und Anfangs Lothario, und nachher Julius zwischen sie gestellt hatte.

Und der Teufel sagte sich in dieser feierlichen Stunde:

— Ha! wahrlich sollte es etwa irgendwo eine Macht und eine Gerechtigkeit geben, welche der unsrigen überlegen ist? Lenkt Gott etwa wirklich?

In diesem Augenblick fühlte er sich wanken.

Er blieb stehen, sein Blick wurde starr.

Hierauf sank er rücklings zu Boden, mit dem Kopfe auf Julius Füße.

Er war todt.

Nun ging die Thür auf, und Christiane und Friedricke traten von dem jungen Manne geführt ein.

Sie befanden sich zwei Leichen gegenüber.

— Zu spät! rief Christiane aus. — Auf die Knie, meine Tochter, und laß uns zu Gott beten.

XXV.

Zwei Hochzeiten

Sechs Wochen nach dem traurigen Auftritte, den wir so eben erzählt haben, knieten zwei Frauen auf dem Friedhofe von Landeck auf einem Grabe.

Friedricke und Christiane hatten das Schloß Eberbach seit Julius Tode nicht verlassen. Sie hatten das theure und treue Wesen nicht verlassen wollen, das sich auf eine so zärtliche Weise geopfert hatte, den Vater, der sich unter die Erde begraben hatte, um dem Glücke seiner Tochter Platz zu machen.

Täglich, wenn der Abend heranbrach, verließen Mutter und Tochter das Schloß und gingen auf den Friedhof.

Dort, durch die Dicke des Bodens, unterhielten sie sich mit dem, der davon gegangen war, und es schien ihnen, als ob der Abwesende wieder für einige Minuten ge-

genwärtig würde. Sie sahen ihn, sie sprachen mit ihm, und auch er sah sie und sprach mit ihnen.

Auf den Knien, um sich ihm noch mehr zu nähern, warfen sie ihm vor sie verlassen zu haben. Das waren traurige und zärtliche Ergießungen, in denen sie Schmerz, Dankbarkeit, Liebe, ihr ganzes Herz ergossen. Der Todte erbebte in seinem Grabe. O! man ist erst dann wirklich todt, wenn man vergessen ist, und niemals hatte Julius in keinem Augenblicke seines Daseins mehr als jetzt in solchen Erinnerungen und in solchen Thränen gelebt.

Die ersten dieser Zusammenkünfte mit dem so theuren Todten waren traurig und herzzerreißend. Anfangs bringt der Tod derer, welche man liebt, die Wirkung der Losreißung hervor. Alle Fibern der Seele zerreißen und bluten.

Aber die Vorsehung, welche will, daß die Menschheit vor sich blickt, und sich nicht in das Bedauern der Vergangenheit vertieft, vernarbt immer die tiefsten Wunden. Die Verzweiflung beruhigt sich, und da man am Ende sicher ist, in dem Grabe wieder zu denen zu gehen, welche man hineingelegt hat, so faßt man Geduld und betrachtet den Tod wie eine Zusammenkunft, in welcher man sich bald wiederfinden wird.

Und dann, gibt es nichts Beruhigenderes als einen Friedhof, besonders einen Friedhof auf dem Lande. In den Städten sind die Friedhöfe nur am Tage offen. Die Menge strömt dorthin, es ist ein Spaziergang; die Neugierde streift auf ihnen herum und plaudert dort; die Bildhauer und die Maurer verfolgen uns auf ihnen, indem

sie uns ihre Dienstanerbietungen machen und die Heiligkeit des Todes mit dem Scandale der Speculation beleidigen. Kein Schweigen, keine Achtung, keine Frömmigkeit.

Aber in den Dörfern schlafen die Todten ruhig. Kein Müssiggänger kömmt, sie zu belästigen, die Einsamkeit läßt ihnen die nach dem Leben so wohl verdiente Ruhe.

Dort sind keine Thore und keine Wächter, welche das Gebet zu einer gewissen Stunde unterbrechen.

Der Friedhof ist niemals verschlossen. Man kann des Nachts auf ihm weinen, und nur allein des Nachts thut es wohl, auf die Gräber zu gehen. Des Nachts rühren sich die Todten in ihren Gräbern und antworten auf das, was man ihnen sagt. Des Nachts hört man ihre Stimme in dem leisen Rauschen des Grases. Nur des Nachts gibt es Gräber.

An diesem Abende erfüllte sich der blaue Himmel mit Mondschein. Die Kirche von Landeck glänzte wie eine Mauer von Schnee. Der September hielt seinen Athem an. Die Vögel schliefen in ihren Nestern, und man hätte sagen können, daß man die Bewegung der Gestirne hörte.

Es herrschte eine solche Lieblichkeit in der ganzen Natur, daß Christiane und Friedricke ihr Herz ganz gerührt fühlten.

Es schien unmöglich, daß derselbe Gott, der so viele liebliche Dinge geschaffen hat, den so lächelnden Himmel, die so liebkosende Nachtluft, die so duftigen Blumen, böser sei als seine Schöpfung, und für immer die trennen würde, welche sich geliebt hatten. Diese Ruhe der Natur war eine Verheißung.

Alles das, Mondschein, Nachtwind und Wohlgerüche, sagten der Mutter und der Tochter:

—Trocknet Eure Thränen ab, Ihr werdet ihn wiedersehen. Er schläft, aber er wird wieder erwachen.

Und da Friedricke in ihrem Innern einen Gedanken hatte, den sie zu beseitigen trachtete, indem sie auf diesem Grabe nur an ihrem Vater denken wollte, so sagte diese heitere und beruhigende Nacht ihr noch leise:

—Denke an Lothario, Du kannst ohne Bedenklichkeit an ihn denken. Um Dich glücklich zu machen, ist Dein Vater gestorben. Sei glücklich, er wird Dir von dort Oben dafür danken.

In dem Augenblicke, wo es Friedricken schien, daß ihre Seele diese Worte von einer unbekannten Stimme flüstern hörte, ließ ein Rauschen des Grases hinter ihr sie unwillkürlich den Kopf umwenden.

Sie erblickte Lothario.

Bei dem Anblicke dessen, von dem sie seit so langer Zeit getrennt war, fühlte sie sich erschwachen, und sie bat ihren gestorbenen Vater um Verzeihung, so vergnügt zu sein.

Christiane hatte Lothario gesehen. Sie ließ ihm die Zeit niederzuknien und zu beten.

Indem sie hierauf aufstand, sagte sie:

—Kommt, meine Kinder.

Alle drei verließen den Friedhof ohne ein Wort zu sagen.

Als sie aber auf dem Fußpfade waren, der nach dem Schlosse führte, sagte die Mutter:

— Umarmen wir uns alle drei, und lieben wir uns recht, denn der, der uns am meisten liebte, ist davon gegangen.

— Sie sind gütig, meine Mutter, rief Friedricke aus, indem sie verstand, daß Christiane gesagt hatte: Umarmen wir uns alle drei, damit sie das Recht hätte, Lothario zu umarmen.

Züchtige und reine Umarmung, in welcher die Mutter die Liebenden heiligte.

Sie kehrten mit einander auf das Schloß zurück, und es war ein wohlthuender Abend nach diesen traurigen Wochen.

Lothario hatte in Amerika einen Brief seines Onkels erhalten, der ihn in aller Eile zurückberief. Er war herbeigeeilt, und hatte in Paris einen Brief Christianens gefunden, durch welchen er die edle und schmerzliche Aufopferung des Grafen erfahren hatte.

Aber Christiane wollte nicht, daß ihre Tochter in diesen schmerzlichen Gedanken bliebe. Friedricke war nicht in dem Alter des Leidens. Außerdem hatte sie in den letzten Jahren bereits mehr als ihren Antheil daran gehabt. Die arme Mutter unterdrückte selbst ihre Trauer, und bemühte sich zu lächeln, um ihre Tochter lächeln zu lassen.

Sie wollte, daß Lothario seine Reise, die Seestürme und die Sonne Amerikas schilderte. Dann sprach sie von der Zukunft und der Verheirathung ihrer Kinder, welche sie bevollmächtigen würde, sobald das Trauerjahr beendigt wäre.

Lothario und Friedricke küßten ihr die Hände, und schliefen mit dieser theuren Hoffnung ein.

Von diesem Tage an erheiterte sich der Horizont allmählig für diese drei, so hart heimgesuchten Herzen.

Das Schloß fing wieder an zu leben und zu hoffen.

Gamba war da, zufrieden in freier Luft zu athmen und einen Rasen zu haben, auf welchem er von Zeit zu Zeit die Dienerschaft mit irgend einem unmöglichen Luftsprunge in Erstaunen versetzen konnte.

Christiane und Friedricke hatten verlangt, daß Gretchen von nun an auf dem Schlosse wohne, und diese hatte darein gewilligt, um sie in ihrer Betrübniß nicht zu verlassen.

Man war übereingekommen, daß sie sich mit Gamba an demselben Tage als Friedricke mit Lothario verheirathen werde.

Die Wochen und die Monate verflossen auf diese Weise zwischen der Trauer und der Hoffnung, indem sie sich von dem Grabe entfernten und sich dem Hochzeitsbette näherten.

Gamba fühlte sich indessen von Zeit zu Zeit ein wenig gedemüthigt, ein Brod zu essen, das er nicht verdiente. Er, ein Mann, sollte sich von Frauen ernähren lassen.

Seitdem er auf sein edles Seiltänzergewerbe verzichtet hatte, hatte er durch sich keinen italienischen Bajocco, noch einen deutschen Kreuzer, noch einen französischen Sous besessen.

Vergebens sagte er sich, daß Christiane ihm nur das vergalt, was er für sie gethan hatte, und daß, wenn sie

ihm Brod gab, er ihr das Leben gegeben hatte, — sein Stolz als Seiltänzer empörte sich bei dem Gedanken, daß er sich nicht selbst gegnügte, daß er nicht arbeitete, daß er kein Gewerbe hätte, und daß er nur noch ein großer Müßiggänger wäre, den man, wie einem Kinde oder einem Gebrechlichen, Nahrung gäbe.

Gebrechlich! er, der Mann der Muskeln, er, der einen so wundervollen Gebrauch von seinen Armen und von seinen Beinen machte!

Gamba suchte daher, welche Speculation er unternehmen, und welches Gewerbe er treiben könnte.

Für ihn gab es nach dem ehrenwerthen Seiltänzer-Gewerbe, was ihm weder von Christianen, noch von Gretchen erlaubt worden wäre, nur noch das Gewerbe als Ziegenhirt auf der Welt.

Die Ziegen sind auch Seiltänzer. Gamba würde wenigstens die Kunststücke, die er selbst nicht mehr machen konnte, von seinen Ziegen machen sehen. Er würde sie sich an dem Rande der Abgründe aufhängen und über sie wegspringen, die Schlünde überschreiten sehen. Sie würden ihn an seine Vergangenheit erinnern. Das wäre immer etwas. Da er nicht mehr Schauspieler sein konnte, so würde er Zuschauer sein.

Sein Entschluß war sogleich gefaßt.

Er hatte einige Ersparnisse, die er den Freigebigkeiten Christianens verdankte. Er ging eines Morgens vor Tagesanbruche aus, und kehrte am Abend von einem Volke von Ziegen begleitet zurück.

Er war durch die ganze Umgegend gezogen, und hatte alle Ziegen aufgekauft.

Er vereinigte seinen Einkauf mit der Heerde Gretchens. Und von nun an war sein Lebensunterhalt begründet, sein Stolz war zufrieden gestellt. Die Benutzung seiner Heerde trug ihm mehr ein, als er zum Leben nöthig hatte, und er konnte sich das edle Zeugniß geben, daß er Niemandem zur Last fiel.

Von nun an herrschte Freude in der Seele Gambas. Sein Leben war ausgefüllt. Wenn er an die Vergangenheit, an die Karpfensprünge auf den öffentlichen Märkten, an die Geschmeidigkeit der Glieder, an die Behendigkeit, an die Lebhaftigkeit, an den Anstand dachte, so hatte er seine Ziegen. Wenn er an die Zukunft, an das Glück nicht in dem Alleinsein zu altern, an das Bedürfniß dachte, Jemand bei sich zu haben, der sich für ihn interessirte, der ihn liebte, der ihm zulächelte, so hatte er Gretchen.

Nichts fehlte daher seinen Instincten; Gretchen machte die Wonne seines Herzens, und seine Ziegen die Freuden seiner Kniekehlen aus.

Alles kömmt herbei, selbst das, was man wünscht, hat ein Dichter gesagt.

Am 26. August 1831 ging die Sonne heiter über dem Schlosse von Eberbach auf. Obgleich es kein Sonntag war, so legte doch das ganze Haus und das ganze Dorf Landeck die Feierkleider an.

Die Kirche füllte sich mit Blumen. Ganz Landeck war zu einem großen Mittagessen und zu einem großen Balle eingeladen, welcher auf Veranlassung der doppelten

Verheirathung Friedrickens mit Lothario und Gambas mit Gretchen auf dem Schloßhofe stattfinden sollte.

Jedermann war damit beschäftigt, sich vollends anzukleiden und sich nach der Kirche zu begeben. Seit langer Zeit bereit, irrte Gamba, von einer augenscheinlichen Sorge geplagt, von der Freitreppe nach dem Thore.

Von Zeit zu Zeit ging er hinaus und warf einen besorgten Blick auf die Heerstraße.

Er erwartete irgend etwas oder irgend Jemand, der nicht kam.

Endlich erschien Friedricke, und er mußte sich auf den Weg begeben. Welche Zufriedenheit Gamba auch über die Erfüllung eines so heiß ersehnten Wunsches empfand, er vermochte dennoch nicht einen Schatten von Verdruß gänzlich von seiner Stirn zu verscheuchen. Sein Glück war unvollständig.

Der Zug überschritt das Thor . . . In diesem Augenblicke ließ sich ein unbestimmtes Getöse in der Ferne hören.

— Wartet, rief Gamba aus, dessen Gesicht zu strahlen begann. Da sind sie!

Das Getöse näherte sich rasch, und man unterschied bald eine wunderliche Musik, in welcher die Pfeifen, die Handtrommeln und die Castagnetten sich mit gurgelndem Geschrei und schneidenden Ausrufungen begleiteten.

Fast sogleich erschien ein Wagen an der Wendung des Weges.

— Hierher! rief Gamba aus, indem er den Pferden in die Zügel fiel.

Der Wagen hielt kurz an, und es stieg aus ihm eine Schaar Zigeuner, Männer und Frauen, die buntscheckig, mit Flittern bedeckt, vergoldet, funkelnd geputzt war.

Jetzt vorwärts!! sagte Gamba. Wir sind vollständig.

Man begab sich unter dem schallenden Getöse der Pfeifen und der Zimbeln auf den Weg. Während die Hälfte der Zigeuner die Zimbeln schlug, tanzte und sprang die andere Hälfte, um zu gleicher Zeit die Augen und die Ohren zu entzücken, indem sie Kapriolen machte, das Rad schlug, sich drehte, und im Galopp auf den Händen lief.

Gamba war entzückt. Diese edlen Uebungen, welche das beständige Studium seiner Kindheit und seiner Jugend gewesen waren, begeisterten, fesselten, berauschten ihn. Das Entzücken stieg ihm zu Kopfe. Er lachte und klatschte Beifall mit den Händen. Er hatte Jucken in den Waden.

Jeden Augenblick hielt er sich zurück, aus Furcht, der ungeheuren Lust nachzugeben, welche er hatte, auf dem Kopfe zu gehen. Es bedurfte nichts Geringerem, als der Anwesenheit Christianens und Gretchens Blicke, um ihn abzuhalten, seine schönen Hochzeitskleider und seine Würde als Bräutigam in dem Staube zu wälzen.

Er kämpfte; aber warum war der Weg so lang? Warum waren die schönen Kunststücke seiner Freunde so verführerisch? Die Lust wurde mit jedem Schritte des Zuges und bei jedem Sprunge der Bande stärker und unwiderstehlicher.

Ein Vorfall verschwor sich gegen Gamba und vollendete die Niederlage seiner wankenden Majestät. Unter den Zigeunern befand sich einer, der fast noch ein Kind war,

der das Gewerbe anfing, und der mehr Tollkühnheit als Geschicklichkeit besaß. Das war genug für den großen Haufen, aber nicht für einen Künstler wie Gamba, der die Achsel zuckte und dem kleinen Zigeuner Gesichter schnitt.

—Schlecht, sagte er leise zu ihm. So ist es nicht recht. Fassung, Unglückseliger! Mehr Kraft! Aber so geh doch!

Und er erzürnte sich und stand auf dem Punkte, hinzuspringen, um das Beispiel der Lehre hinzuzufügen.

Der kleine Zigeuner hörte den Tadel Gambas, und, wie es sich immer bei Tadel ereignet, den man hört, wurde er verwirrt, zweifelte und verlor den Kopf.

So daß einige Schritte weit vor der Kirche, wo ganz Landeck in einer doppelten Reihe aufgestellt die Hochzeit in dieselbe einziehen sah, der arme Kleine, durch so viel Menschen verblendet und durch so viele Vorwürfe betäubt, indem er die einfachste Sache von der Welt, das Rad schlagen wollte, seine Hände falsch aufstellte, sich auf die Seite neigte, und sich unter dem allgemeinen Gelächter in seiner ganzen Länge auf den Boden ausstreckte.

Gamba hielt es nicht mehr aus. Indem er Alles vergaß, um nur noch an seine öffentlich gedemüthigte Kunst zu denken, stürzte er sich mit dem Kopfe auf den Boden, führte auf geschickte Weise das aus, was der kleine Zigeuner verfehlt hatte, und fiel auf der Schwelle der Kirche wieder auf seine Füße stehend zurück.

Auf diese Weise weihte er die ernste Feierlichkeit seiner Verheirathung ein.

Es bleibt uns noch zu erzählen übrig, wie er sie voll-

endete, und wie er am Abend in das Zimmer seiner Frau eintrat.

Der Tag war voll Jubel und Getöse. Nach dem Mittagessen begannen die Tänze. Die Zigeuner waren natürlicher Weise die Hauptzierde davon.

Der kleine Zigeuner nahm zwanzig Revanchen über seinen unglücklichen Sturz. Gamba gab zu, daß er durch seinen unzeitigen Tadel zu diesem Sturze beigetragen hatte, und daß man die Künstler nur durch Lobeserhebungen verbessere.

Er gab selbst eine außerordentliche Vorstellung aller der Kunststücke, mit denen er ehedem die Gondolire von Venedig und die Lazaronis von Neapel in Erstaunen versetzt hatte. Unser alter Freund, der Bürgermeister Pfaffendorf, der deshalb, weil er achtzehn Jahre älter geworden, nichts desto weniger lustig war, und der seine Aehnlichkeit mit dem Fasse benutzt hatte, um sich mit Wein füllen zu lassen, erklärte, daß darin nichts Schwieriges läge, und daß er, so dick er auch wäre, eben so viel als Gamba machen würde.

Was ihm eine Veranlassung war, sich auf die Lehne eines Stuhles als Zephir zu stellen, und majestätischer Weise auf das weiche Gras zu fallen.

Gegen zehn Uhr zogen sich Christiane, Friedricke und Lothario zurück.

Gretchen blieb bis Mitternacht. Nun führten sie die Frauen in ihr Zimmer.

Als sie wieder hinabgingen, waren die Männer ver-

schwunden; die Lichter waren ausgelöscht. Es herrschte nur noch Einsamkeit und Nacht in dem Garten.

Nach Verlauf einer halben Stunde machte Gretchen, die besorgt war, Niemand kommen zu sehen und kein Geräusch mehr zu hören, ihr Fenster auf.

Sie erblickte voll Erstaunen ein Seil, das an den eisernen Balkon ihres Fensters befestigt worden war.

Das andere Ende des Seiles, so viel als sie es in der Dunkelheit unterscheiden konnte, war an einen fünfzig Schritte weit entfernten Baume befestigt.

In dem Augenblicke, wo sie sich fragte, was dieses Seil dort machte, entzündeten sich die Fakeln in dem Garten, den sie wie am hellen Tage erleuchteten, und Gretchen sah plötzlich Gamba in dem Baume, mit der rechten Hand auf einen Zweig gestützt, und indem er die Füße auf das Seil stellte.

Auf das Höchste erschreckt, wollte Gretchen schreien, aber sie fürchtete, daß ein Schrei Gamba überraschen und ihm das Gleichgewicht verlieren lassen möchte. Bleich vor Schrecken beherrschte sie sich.

Gamba ließ den Zweig los, und begann lächelnd und ruhig, eben so behaglich, als wenn er auf dem Sande der Allee gewesen wäre, auf dem Seile zu gehen.

Eine Minute nachher sprang er gewandt in das Zimmer.

Rasende Beifallsbezeugungen erschallten in dem Garten.

Gamba neigte sich über den Balkon:

—Es ist gut, sagte er; Zigeuner und Leute von Landeck, auf morgen.

Und er machte das Fenster zu.

Und während dessen kniete Christiane in ihrem Zimmer und sagte:

— Ja! die göttliche Barmherzigkeit ist unendlich. Wenigstens wird meine Tochter glücklich sein. Mein armer Julius, ich bin bös auf Dich über das, was Du gethan hast; aber ach! an Deiner Stelle würde ich es eben so gemacht haben!

Ende.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

Dumas, Alexandre,

Gott lenkt Roman von Alexander Dumas. Aus dem Französischen übersetzt von W. L. Wesché

Bd.: 6

Leipzig, Wien 1851